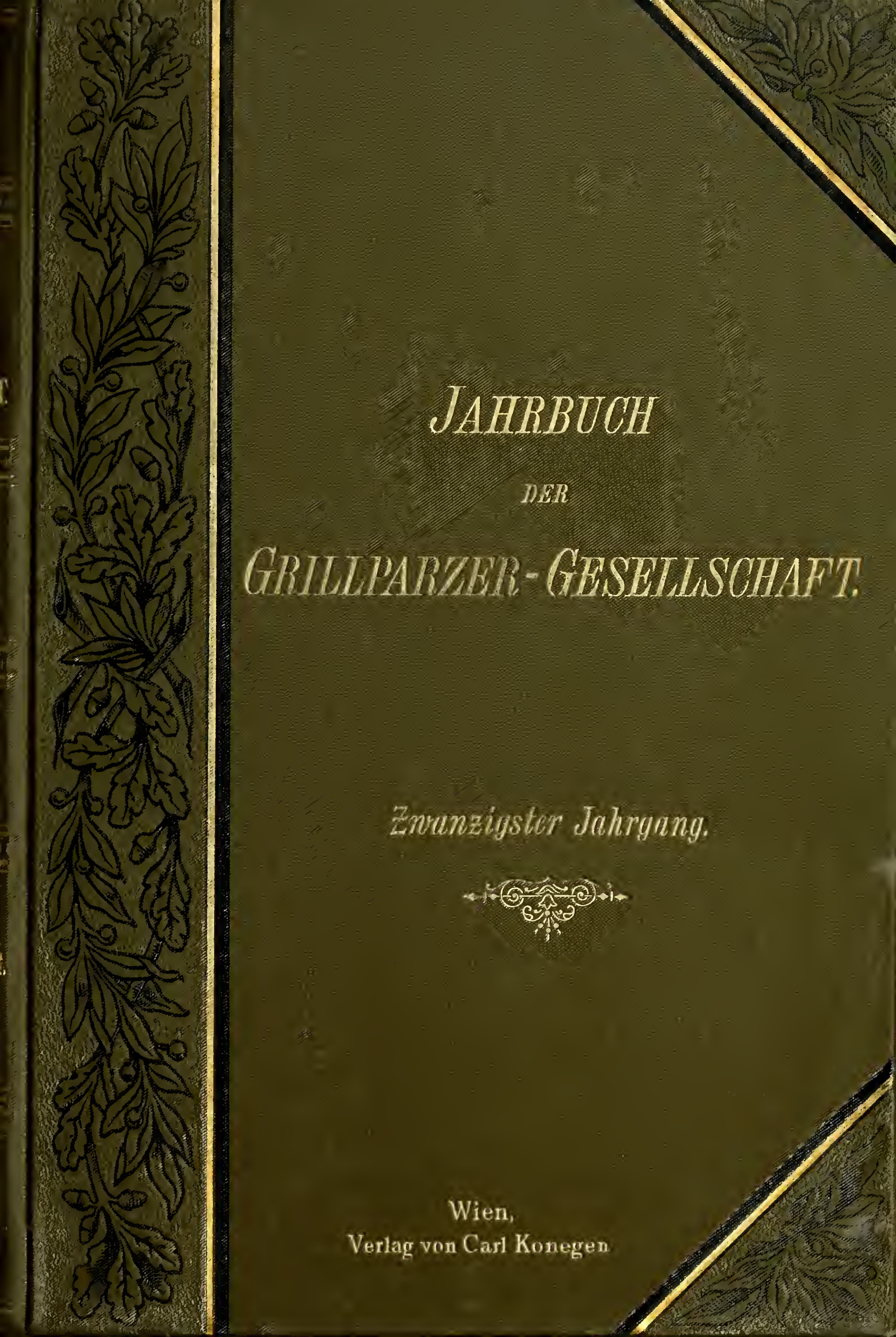

Jahrbuch
der
Grillparzer-Gesellschaft.
Zwanzigster Jahrgang.
Wien,
Verlag von Carl Konegen











Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.



Jahrbuch

der



Herausgegeben

von

Karl Glossy.

Zwanzigster Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1911.

k. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt in Brünn.

Inhalt.



Erzherzog Karl in Grillparzers Dichtung.

Von

August Sauer.

In der Einleitung zu meiner umfangreichen Sammlung der „Deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Berlin 1901) gab ich die Anregung zu einem umfassenden Korpus der politischen (historischen) Lieder der Deutschen in dem Zeitraum von 1740—1848: „Noch sind die zahlreichen Gedichte und Flugschriften auf Friedrich den Großen und die schlesischen Kriege, wie die Königliche Bibliothek in Berlin sie besitzt, ungesammelt und die österreichischen Gegenschriften nur auszugsweise zugänglich. Sammlungen von Gedichten auf Josef II., auf Laudon, auf Napoleon, auf Radetzky, sind teils unvollständig, teils selbst schon wieder selten geworden; andere Feldherren, wie Erzherzog Karl, harren noch des Kranzes, der ihnen aus den zu ihren Ehren gesungenen Gedichten zu flechten ist. Provinzielle Sammlungen, wie die der Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796/97, erheischen Nachahmung in andern Provinzen und Ergänzung für die späteren Kriegsjahre (1809). Selbst die Lieder der Sänger aus den Freiheitskriegen überblickt man nirgends vollständig und bequem. Die Diethfurthischen Sammlungen der Soldatenlieder umfassen eben nur dieses engere Gebiet und erschöpfen auch dieses keineswegs. Für das Jahr 1848 steht dem Sammelwerke Helferts und der Neuauflage des Kladderadatschjahrgangs nichts Ähnliches aus andern Landschaften und Städten gegenüber. Käme einem solchen Korpus auch nicht ganz die große Bedeutung unserer älteren historischen Volkslieder zu, so dürfte bei der großen

Zersplitterung und Seltenheit des einschlägigen Materials ihr Wert für die Kulturgeschichte dennoch nicht gering geschätzt werden und auch in Winkel des literarischen Lebens, in die sonst nur selten ein Lichtstrahl zu fallen pflegt, würde bei dieser Gelegenheit nicht ohne Nutzen hineingeleuchtet werden."

Man verzeihe dieses lange Selbstzitat; aber in dem seither verflossenen Jahrzehnt ist so wenig auf diesem Gebiete geleistet worden, daß ein wiederholter Appell am Platze ist. August Hartmanns vortreffliche Sammlung der „Historischen Volkslieder und Zeitgedichte vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert" reicht in seinen bisher erschienenen zwei Bänden (München 1907 und 1910) erst bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; für das Jahr 1809 ist ein, leider unzulänglicher, Versuch gemacht worden. Dagegen hat man die Erzherzog-Karl-Ausstellung ganz vorübergehen lassen, ohne das reiche Material zu sammeln; im Katalog der Ausstellung sucht man die wichtigsten Namen (Grillparzer und Lenau) vergebens. So mag die Erläuterung der betreffenden Gedichte Grillparzers der heimischen Forschertätigkeit vielleicht die Anregung dazu geben, nachzuholen, was im günstigsten Augenblick versäumt worden ist.

I. Fünfzig Jahre.

Im März des Jahres 1843 jährte sich zum fünfzigsten Male die Erinnerung an die Heldentaten, für welche Erzherzog Karl, bei Aldenhoven (1. März 1793) und bei Neerwinden (18. März), das Großkreuz des militärischen Maria-Theresienordens erhalten hatte. Am 21. März 1843 richtete Metternich als Kanzler dieses Ordens im Auftrag Kaiser Ferdinands ein Schreiben an Erzherzog Karl, worin für den 2. April eine, später auf den 5. verschobene, große militärische Feier anberaumt wurde. Durch einen Zapfenstreich wurde die Feier am Vorabend eingeleitet. Am Festtage selbst, an dem der Kaiser auch ein Handschreiben an seinen Oheim erließ, rückte die ganze Garnison um ½10 Uhr

aus und nahm auf dem großen Exerzierplatz zwischen dem Schotten- und Burgtor Aufstellung; sogar einige Veteranen, welche in jenen beiden Schlachten unter dem Erzherzog gekämpft hatten, waren erschienen. Nach einer Feldmesse wurde das Tedeum angestimmt und unter dem Donner der Geschütze heftete der Kaiser dem glorreichen Feldherrn dasselbe mit Brillanten besetzte Maria-Theresien-Großkreuz an den Waffenrock, welches einst der Sohn der Ordensstifterin, Kaiser Josef, von der eigenen Brust genommen und dem Eroberer Belgrads, Laudon, überreicht hatte. Erzherzog Johann, als der älteste Ordensritter, hielt hierauf an der Spitze der übrigen Ordensritter und Generale an seinen Bruder eine kurze Ansprache, worin er die Feier, „die erste dieser Art in unsern Annalen", als eine Feier für das gesamte Heer bezeichnete und hervorhob, daß österreichische Krieger unter Karls Führung die ersten gewesen waren, „welche den Wahn der Unüberwindlichkeit eines mächtigen Feindes brachen." Erzherzog Karl dankte in knappen Worten und umarmte den Bruder: „Dies dir und allen diesen ausgezeichneten Männern als Ausdruck meiner Gesinnung." Mittags fand im Zeremoniensaale der Hofburg eine kaiserliche Familientafel mit kurzen Toasten statt; der ziemlich lederne „Festgesang", der dabei gesungen wurde, Text von F. C. Weidmann, Musik von Aßmayr, klang in die Worte aus: „Heldenruhm und Menschenwert".[1]) Derselbe Weidmann beschrieb die Feier in einem eigenen Schriftchen: „Die fünfzigjährige Jubelfeier Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Carl Ludwig als Großkreuz des militärischen Maria Theresien-Ordens" (1843); vgl. auch Sturz, Lenau's Leben II, 197.

---

[1]) Einzeldruck: Fest-Gesang während des Banketts am Tage der Jubel-Feier Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Carl Ludwig als Großkreuz des militärischen Maria Theresia-Ordens 1843 (k. u. k. Heeresmuseum), auch in Weidmanns Schrift S. 111. — Auch Joh. G. Seidl besang das Fest: „Zur Jubelfeier der Verleihung des Theresien-Ordens an Erzherzog Karl. Wien 1843, J. P. Sollinger." (In Seidls Werke nicht aufgenommen.)

Einen wie großen Eindruck das Fest auf die Teilnehmer machte, beweisen die Worte des Erzherzog Johann in seinem Briefe an den Grafen Anton v. Prokesch-Osten vom 16. April 1843 (Briefwechsel, herausgeg. von Schlossar, Stuttgart 1898, S. 159): „Ein schönes Fest feierten wir am Fünften des gegenwärtigen Monates — es waren 50 Jahre, daß mein Bruder Karl das Theresienkreuz erhalten hatte. So ein Fest war noch nicht und dürfte nicht mehr werden: es freute mich herzlich, daß man das, was mein Bruder geleistet, in Erinnerung brachte. Ich will nicht erwähnen alle Feldzüge, alle gewonnenen Schlachten — und was er alles für Staat und Heer getan, das einzige wäre schon genug zu seinem Ruhm, daß er mit Österreichs Kriegern den Wahn der Unüberwindlichkeit Napoleons brach. Da hatte dieser seinen Kulminationspunkt erreicht. Die Schlacht von Aspern, die Kämpfe auf dem Marchfeld waren die Quelle der allgemeinen Rettung, von dieser Stunde an, wenn auch noch einige Jahre vergingen, bis eine höhere Hand die Lage der Dinge änderte, faßten die Besseren neuen Mut, rüsteten sich für die Zukunft, die Völker hofften. Das Fest war feierlich schön, die Herzen erwärmten sich, ich fand meine Überzeugung bestätiget, daß bei uns in Österreich die größte Wärme im Gemüte ist, sie glimmt stets fort und weiß man sie hervorzurufen, so lodert sie herrlich. O, möchte sie stets genähret werden, sie ist bei Gott nicht zu fürchten, denn der Stoff zu dieser Wärme ist trefflich, ist unverdorben."

Aus Anlaß dieser Feier fanden auch andere Festlichkeiten statt, z. B. ein Karussell (Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes. 5. Teil, 1848, S. 127 ff.). Die Gesellschaft der Musikfreunde veranstaltete am 17. April in Wien ein großes Konzert, für das Lenau auf die Aufforderung der Veranstalter den Prolog schrieb (Werke, hrsg. von Koch 1, 424). Die Anstände, die sich bei der Zensurbehörde ergaben, kennen wir aus Lenaus eigener Erzählung (Emma Niendorf, S. 154). Die Stelle, an der der Kränkung Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte und

die man als gegen seinen kaiserlichen Bruder gerichtet hätte auffassen können, die Verse 151—156:

> Ihm ward auch Gram zu seinem Teil gegeben
> Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
> Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
> Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen,
> Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
> Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.

erregten Metternichs Mißfallen; seinem Verlangen nach Änderung der Verse setzte Lenau entschiedenen Widerstand entgegen; der Beamte der Zensurbehörde hatte den Änderungsvorschlag schon in Bereitschaft, und statt „bösen Tropfen“ „Schmerzenstropfen“ darüber geschrieben. Lenau ließ ihn mit einer Wendung abtrumpfen („er solle mir meinen Blumengarten nicht beschmutzen“), wie sie auch Grillparzer gegen Kritiker und Zensoren geläufig war („Jugenderinnerungen im Grünen“: „War eine Wiese, wo ich Blumen pflückte, Die Rinderzucht drauf hingetrieben frisch! Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte, Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemisch“). Und seine Standhaftigkeit trug den Sieg über die Zensur davon; der Prolog durfte unverändert gesprochen werden. Gedruckt wurde er im Ausland: in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Erzherzog verlieh Lenau zum Danke eine goldene Medaille, die er ihm mit einem Handschreiben übersandte, worin er betonte, daß nur Lenaus schnelle Abreise nach Stuttgart ihn verhindere, wie er gewünscht hatte, ihm persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben. Über beides äußerte sich Lenau in einem Briefe an Sophie Löwenthal, Stuttgart, 11. April 1843 (Castle, S. 244): „Sie werden unterdessen meinen Prolog auch in der Allgemeinen Zeitung gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde habe ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die Wiener Zeitschrift schien mir nicht wichtig und solenn genug, und mir war es drum zu tun, daß die Welt selbst sehe, wie ich einen Fürsten besungen habe. — Ich glaube übrigens, daß eben die Keuschheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeist

gefiel. Hier in Stuttgart ist man allgemein erfreut, sowohl über das Gedicht als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seite des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer mit großer Freude sich darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken."

Ob Grillparzers Gedicht einer ähnlichen Aufforderung seine Entstehung verdankte oder seiner eigenen patriotischen Teilnahme entsprang, wissen wir nicht. Bei den nahen Beziehungen, in denen er zu den musikalischen Kreisen Wiens stand, wäre es wohl denkbar, daß man sich zuerst an ihn mit der Bitte gewendet hätte, die man nach seiner abschlägigen Antwort Lenau vortrug, der selbst die kurze ihm gegönnte Frist hervorhebt, wenn er sie auch anders motiviert. Wie bei dem Gedicht zur Enthüllung des Mozartdenkmals mag Grillparzer nicht rechtzeitig fertig geworden sein oder dgl. Erst nachträglich mag er an die Veröffentlichung gedacht haben, wahrscheinlich für eines der Wiener Taschenbücher, die meist im Sommer (mit dem Datum des nächsten Jahres) gedruckt wurden, vielleicht schon damals für Seidls „Aurora". Das Zensurexemplar des Gedichtes, eine Reinschrift von Grillparzers eigener Hand, von ihm unterzeichnet, mit dem Vermerk „Imprimatur om. del. 1. August 1843" und mit dem Namen des Zensors (Hölzl) hat sich erhalten. Zeile 38 ist mit Rötel unterstrichen, die ganze Strophe 37—40 vom Zensor mit zwei kräftigen Tintenstrichen getilgt. Zu einer Änderung konnte sich Grillparzer gleich Lenau nicht entschließen; aber die Freigebung des unveränderten Gedichtes zu erzwingen, lag nicht in seiner Art. Das Gedicht blieb im Pulte liegen, bis es zu Beginn der neuen Ära ohne Änderung im 26. Jahrgang von Seidls „Aurora" für das Jahr 1850, S. 248 ff., mit folgender Anmerkung der Redaktion erschien:

„Dieses ‚Zur Jubelfeier des Erzherzogs **Carl**, als Großkreuz des militär. Maria-Theresien-Ordens, am 5. April 1843' verfaßte Gedicht wurde damals von der Censur zum Drucke nicht zugelassen.

Wie viel hat bis jetzt, wo der Veröffentlichung dieser bedeutungsvollen Verse nichts mehr im Wege steht, sich verändert! Der Sieger von Aspern ging am 30. April 1847 zur Ruhe ein: sein Sohn Friedrich, der Sieger von Saida, folgte ihm am 5. October desselben Jahres; der „Stern" des Theresien-Ordens schmückt für die Haltung bei Novara (am 29. März 1849) nunmehr die Brust seines Sohnes Albrecht."

Ich lasse im folgenden das Gedicht genau nach der zensurierten Handschrift *(H²)* folgen und verzeichne unter dem Strich die Abweichungen einer älteren eigenhändigen Handschrift *(H¹)*, mit welcher auch der Druck in der Aurora *(A)* fast durchwegs übereinstimmt, wobei Änderungen in der Orthographie und Interpunktion unberücksichtigt bleiben. Ausgestrichenes ist in spitze Klammern gesetzt.

Fünfzig Jahre.

Als du heraufkamst an der Tage Morgen,
Fandst du die Welt bedeckt mit Mord und Blut.
Es hatte scheu das Recht sein Haupt verborgen,
Den Himmel röthete der Feuer Glut

Du aber, dein bewußt erst in Gefahren, 5
Mit Feldherrn-Aug vereinend Kampfeslust,
Du hohltest aus erregter Feinde Scharen
Der Ahnfrau Zeichen dir als Schild der Brust.

Und so bewehrt, bestrahlt von ihrem Geiste,
Standst du in Fechterstellung schützend da, 10
Und hinter dir barg froh dein Volk das meiste,
Was vor dir sich in Schutt und Trümmern sah.

Den Franken, als er trunken noch vom Weine,
In dem der mäß'ge Trinker Stärke sucht,
Rangst du darnieder, daß vom blut'gen Rheine 15
Er rück die Gränze trug in wilder Flucht.

Überschrift fehlt *H¹* — 2 Fandst du] Da war *H¹A* — 16 in] auf *H¹*

Als, kletternd dann auf Leichen seiner Brüder,
Der Mann, wie Kleine klein, wie Große groß,
Die hundert Schlangen eint zu Einer Hyder,
20 Warst du des Ruhms ihm Gegner und Genoß.

Gemessen habt ihr euch, habt euch gewogen,
Wo jetzt die Donau schaut ein friedlich Reich;
Und daß die Schale schwankte, neu gezogen,
Zeigt höchstens an, daß die Gewichte gleich.

25 Der Friede kam, das Grab der Überwinder.
Du aber blicktest auf der Ahnfrau Stern,
Und mild wie sie, die Mutter ihrer Kinder,
Entwich der Groll und blieb dem Auge fern.

Aus den vom Streit noch halb gezognen Brauen
30 Brach, wie nach Sturm, die Sonne hell und klar
Und ließ uns als der Bürger ersten schauen,
Der kurz vorher im Kampf der erste war.

Zur Seite einer Gattin, die gewesen,
Umringt von deinen Kindern, die noch sind,
35 Gabst du der Welt den hohen Spruch zu lesen:
Daß gut und groß — aus Einer Quelle rinnt.

19 Einer] einer *A* — 20 Gegner und über <würdigster> H^1 — Nach 20 folgt $H^1 A$:

Ihm, der besiegt die Welt, da er alleine,
Standst du allein, da mit ihm noch die Welt,
Eh <Ansatz zu ein? H^1> ihm ein Gott in blut'gem Racheſcheine,
Die Rechte noch gelähmt auf Moskaus Feld [Felde *A* Druckfehler]. —

22 Wo jetzt am Rande für <Da wo> H^1 — friedlich über <glücklich> H^1 — 23 neu] nun *A* Druckfehler — 28 Auge] Herzen $H^1 A$ — 30 hell nach <warm und> H^2 — 33 einer] deiner $H^1 A$ — 36 Gut und Groß $H^1 A$ — Der Gedankenstrich vielleicht mit andrer Tinte (der des Zensors?) gestrichen H^2 fehlt $H^1 A$

Du ächter Fürst! Vergessend nie der Würde,
— Nur mild weil schwach, gemeinsam weil gemein —
Entzogst du dich ihr nicht als einer Bürde,
Sie uns erlaßend blieb sie immer dein. 40

Ja von dem Zorn, dem Dränger im Gefechte,
Hielt sich ein Tropfen auf der Seele Grund,
So haßtest du das Niedrige und Schlechte
Und mit dem Trug war ewig dir kein Bund.

Geh denn, ein Held, bis an der Tage Gränzen! 45
Und laß uns deiner Söhne Kraft und Zier,
Daß in der Brust dieselben Sterne glänzen,
Die auf der Brust schon einer trägt, gleich dir.

Das Gedicht setzt ein mit einer Schilderung der durch die französische Revolution hervorgerufenen grauenvollen Zustände in Karls Jugend (Strophe 1), erwähnt die Heldentat bei Neerwinden, wo er den feindlichen linken Flügel in die Flucht schlug und sich der Ahnfrau Zeichen, den von Maria Theresia am Tage nach der Schlacht bei Kolin, am 18. Juni 1757 gestifteten Orden als Brustschild erkämpfte, nur kurz (2. Strophe), feiert dann in zwei Strophen (3 und 4) die Erfolge des Reichsfeldmarschalls im Rheinfeldzug des Jahres 1797 über die freiheitstrunkenen Franzosen. Zwei weitere Strophen (5 und 6) stellen den Helden von Aspern und Wagram als ebenbürtigen Gegner dem Korsen gegenüber.

38 mild nach <gut> H^2 — weil ohne Kraft um streng zu seyn am Rande für ursprüngliches <weil schwach, gemeinsam weil gemein> das dann über der Zeile wiederholt ist H^1 — 41 Zorn] Haß H^1A — 44 war ewig dir kein] war nimmer dir ein über ursprünglichem verschmähtest du den H^1 — 45 Geh denn, ein Held,] Drum Heil mit dir [mit dir für <dir Held>] am Rand für ursprüngliches <Drum wandle Held [über <stolz>]> H^1 Drum Heil mit dir! A — der Tage über <des Lebens> H^1 — 46 Und] Dann über <Und> H^1 — 47 in] in A — dieselben] die gleichen H^1A — 48 auf] auf A — einer] nach <E> H^2 Einer H^1A

Die zweite Hälfte des Gedichtes von Vers 35 ab ist der längeren friedlichen Hälfte von Karls Leben und seiner Charakteristik gewidmet. Strophe 7 spielt auf dieselben Vorgänge an, welche die beanstandeten Strophen in Lenaus Gedicht hervorgehoben hatten, auf die Untätigkeit, zu der der Erzherzog, der „Überwinder des Unüberwindlichen", wie ihn Heinrich v. Kleist genannt hatte, durch brüderliche Eifersucht wider Willen verurteilt war. „Der Friede kam, das Grab der Überwinder." Groll und Bitterkeit fraß an seiner Seele; aber wie ihn der Geist der großen mutigen Kaiserin im Kampfe geleitet hatte (Vers 9), so beseelt ihn auch jetzt ihre Milde, ihre edle Fürsorge für die Untertanen (Vers 27): er überwindet den Groll; er, der kurz vorher im Kampfe der Erste gewesen, bescheidet sich jetzt, der Erste der Bürger zu sein. Der Dichter erinnert an das glückliche Familienleben des Gefeierten, an seine dahingeschiedene Gattin, die am 29. Dezember 1829 verstorbene Erzherzogin Henriette, Prinzessin von Nassau-Weilburg, die er später (1868) „eine gar herrliche Frau" nannte, die allgemein geliebt und verehrt wurde (Gespräche, Nr. 1213), und an den Kreis seiner zahlreichen (sieben) Kinder. Hatte schon ein Grenadierlied aus dem Jahre 1800 Karl als den Wohltäter der Armen, als den Guten gepriesen, (Wurzbach 6, 373):

„Ein weinend Heer! Wie groß, wie schön
Für unsern Karl den Guten!
Das sah kein Friedrich, kein Eugen,
Sie sahn nur Heere bluten."

so erscheint unserem Dichter die Güte und Größe als Ausfluß Einer Quelle (Vers 26). Und er kontrastiert ihn von neuem mit Napoleon, dem Manne, der wie Große groß, aber auch wie Kleine klein gewesen (Vers 18), der auf den Leichen seiner Brüder (Vers 17) zur Herrschaft emporgeklettert war (während Karl so viel Segen um sich verbreitet hat), der die hundert Schlangen (Vers 19) zu Einer Hyder einte (während der Erzherzog sein unvergleichliches organisatorisches Talent in den Dienst einer edleren Sache, der Erhaltung seines

Vaterlandes, gestellt hat), und so erscheint er ihm diesem Emporkömmling gegenüber als der echte Fürst (Vers 37): aber nicht bloß diesem gegenüber. Die Verse 35—38

> Du echter Fürst! Vergessend nie der Würde,
> — Nur mild, weil schwach, gemeinsam, weil gemein —
> Entzogst du dich ihr nicht als einer Bürde,
> Sie uns erlassend blieb sie immer dein —

wurden, wie der Zensor Herr v. Rizy selbst mitgeteilt hat, deshalb beanstandet, „weil man sehr ernstlich besorgen zu müssen glaubte, es könnte darin die unziemliche Anspielung auf eine damals als vorzugsweise populär gepriesene hohe Persönlichkeit erblickt werden," wobei man wohl Erzherzog Johann im Auge hatte: eine umso gefährlichere Auslegung im Hinblick auf die oben geschilderte Szene bei der Festparade. Zu solchen Auslegungen verlockte die täppisch Zugreifenden die negative, die gedrängte und schwierige Ausdrucksweise. Dazu kommt die jetzt ungewöhnliche Verwendung des Wortes „gemeinsam" in der veralteten Bedeutung von herablassend, vertraut, umgänglich, leutselig, populär (Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, 2, I 3263, vgl. mit 3193, wo aber unsere Stelle fehlt), die noch Freiherrn v. Rizy dazu verführte, den Vers umzudichten: „Nicht mild, weil schwach, volkstümlich, weil gemein," endlich das kühne Anakoluth in Vers 40, wo Rizy gleichfalls in das Gefüge der Dichtung eigenmächtig eingriff („Sie uns erlassend, hieltst du sie als dein"). Seiner würdevollen, echt fürstlichen Hoheit reihen sich sein leidenschaftliches Temperament, das ihn zum Siege geführt, sein Haß gegen das Niedrige und Schlechte, seine edle Wahrhaftigkeit als seine charakteristischen Merkmale an: auch hier zieht der Dichter die negative Ausdrucksweise als die stärkere und bezeichnendere der positiven vor. Erst die zuletzt genannten Eigenschaften vollenden das Bild des Helden, als der er sich in früher Jugend auf dem Schlachtfeld ehrenvoll bewährt hat und erst jetzt krönt der Dichter den Feldherrn (Vers 6) und Fürsten (Vers 37) mit diesem höchsten Kranze (Vers 45): „Geh' denn, ein Held, bis an der Tage Grenzen!" Dieses äußere und innere Heldentum ist über-

gegangen auf die Söhne des Erzherzogs (Vers 46, vgl. Vers 34). Während Napoleons Stern untergegangen ist, leuchtet der Ahnfrau Stern symbolisch und in der Wirklichkeit weiter fort auf des Siegers von Aspern gesegnetes Geschlecht. Die epigrammatisch zugespitzten Schlußverse beziehen sich auf eine Heldentat von Karls drittem Sohn, Erzherzog Friedrich (1821—1847), von der sofort die Rede sein soll.

Kehren wir noch einmal zu Lenaus Prolog zurück, von dem wir ausgegangen sind, so ist der Gang beider Gedichte sehr ähnlich und selbst im Ausdruck treffen sie einige Male nahe zusammen. Nur läßt Lenau merkwürdigerweise den Hinweis auf Karls Jugendtaten und die Schlacht bei Neerwinden ganz fallen und stellt eine eingehende Schilderung der Schlacht bei Aspern, über die er Kriegsberichte und anderes Aktenmäßige eingesehen hatte, in den Mittelpunkt. Im übrigen aber kontrastiert auch Lenau den altadeligen echten Fürstensohn und sein segensreiches mildes Wirken mit dem blutigen Emporkömmling und seinem fluchbeladenen Treiben, V. 39 ff.:

Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt echter,
Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter,
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz.
Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen,
Doch eines schmückt ihn schön, was dir gebricht:
In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen.

Auch für Lenau ist er Gegner und Genoß von Napoleons Ruhm, V. 125 ff.:

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er, den Degen in der Hand
Und Gottes Geist im Haupt, fürs Vaterland
Mit solchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gebettet.

Auch für Lenau wird der Sieg bei Aspern durch Napoleons spätere Erfolge nicht mehr aufgewogen, denn sein Waffenzauber war gebrochen.

O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Österreich, dein höchster Herzensschlag! —

Auch Lenau läßt auf die Schilderung von Karls Waffentaten eine (im Verhältnis freilich viel kürzere) Darstellung seiner Friedenstätigkeit folgen, V. 141 ff.:

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre;
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
Im stillen das Geschick: der Schreck der Heere
Steht nun vor uns, ein Held der frommen Milde.
Für jeden den er schlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, dem er freundlich wohlgetan.

Auch Lenau übergeht die Kränkungen nicht, die Karl erfahren hat; ja, er ist — in den oben bereits zitierten Versen — herber und schärfer als Grillparzer und sein Vorwurf trifft weit stärker. Er weist, wie Grillparzer, auf „seines Hauses reichen Segen" hin, bei dessen Anblick ihm Freude die Seele bewegen müsse, und auch bei ihm drängt sich in den Schlußversen noch einmal das „Heldenbild" vor, dessen Ruhm er besungen. Aber während Grillparzer mit einer ganz persönlichen Pointe schließt, geht Lenau ganz ins Allgemeine:

Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Angeregt durch den Vater von Sophie Löwenthal, den erzherzoglichen Hofrat v. Kleyle, soll Lenau daran gedacht haben, weitergreifende Ideen über den gefeierten Helden in poetischer Form auszuführen, was aber unterblieb.

Dem oratorischen und deklamatorischen Mittelstück des Lenauschen Gedichtes, das es den anderen Asperndichtungen von Theodor Körner, Therese Artner, Anastasius Grün usw. anreiht, entspricht bei Grillparzer nichts Ähnliches. Darum zieht sein Gedicht auch bei der Nachwelt scheinbar den kürzeren, wie es um Dank und Anerkennung bei der Mitwelt gekommen ist. Lenaus Verse fließen leichter dahin, keine Härten und Unklarheiten, keine Kühnheiten stören uns. Nichtsdestoweniger glauben wir in Grillparzers knapper gehaltenen und fester

gefügten Strophen mehr dichterische Kraft und vor allem eine schärfere Charakteristik zu verspüren und zweifellos ist die Beziehung auf die eigentliche Veranlassung durch das ganze Gedicht weit besser festgehalten, als in der ins Allgemeinere verschwimmenden Prunkrede Lenaus.

II. Der Held von Saida und von St. Jean d'Acre.

Wir knüpfen an den letzten Vers des besprochenen Gedichtes an. Er bezieht sich, wie gesagt, auf den dritten Sohn des Erzherzog Karl, den jungen sympathischen Erzherzog Friedrich (geb. 14. Mai 1821), der sich der Marinelaufbahn gewidmet hatte, und auf dessen Teilnahme an dem syrischen Feldzug gegen Mehemed Ali im Jahre 1840. Ein Detachement der vereinigten Engländer und Österreicher hatte den Auftrag, am 24. September Saida zu besetzen; der Erzherzog befand sich auf der österreichischen Fregatte Guerriera. Der englische Commodore Napier bezeichnete dem Erzherzog die Punkte, die er auf sein gegebenes Signal zu beschießen habe, und sagte, daß er einen Parlamentär abgeschickt habe, die Stadt zur Übergabe aufzufordern. Später erteilte er ihm durch einen Offizier die Order, ein Detachement bereitzuhalten, um vereint mit den englischen Truppen an der Südseite der Stadt zu landen. Der Prinz bestimmte den Schiffsfähnrich Pöltl mit dem Kadetten Chinca und dem Guardino Boncallo nebst 30 Matrosen als Landungs-Detachement. Um Mittag ward das Signal zum Anfange des Feuerns gegeben. 1 $^1/_4$ Stunde später erfolgte die Landung des ersten Detachements; der Prinz wollte sofort ein zweites nachsenden, der englische Kommandeur Mansell hielt ihn aber davon ab. Es liegt eine eigenhändige Aufzeichnung des Erzherzogs darüber vor: „Ich hielt also noch inne; einige Minuten darauf bestieg ich mit dem Obersten v. Lebzeltern meine Yole, um dem Commodore Napier zu folgen, der sich eben dahin begab. Ich landete und verfügte mich dahin, wo unsere und die englischen Truppen auf der Höhe am Eingange in die Gasse Posten gefaßt hatten.

Hier verlangte Mansell ein zweites Detachement, indem er beisetzte, daß er auf diese Verstärkung um so mehr rechne, da er nicht genug Worte finden kann, die Bravour unserer Leute zu loben, welche gleich anfangs den Feind mit solcher Entschlossenheit angriffen. Ich sandte gleich darnach und es wurde mir auch durch Corvettencapitän Marinovich unverweilt zugesendet. ... Ungeachtet des aus einigen Häusern am Ufer unterhaltenen feindlichen Gewehrfeuers landeten sie ohne Anstand und Zeitverlust. Nachdem dieses zweite Detachement, vereint mit einer Abteilung Engländer, in dem großen und sehr solid gebauten Hause unsers Vizeconsuls Cattafago am Eingange der Stadt als Reserve und Deckung eines allenfallsigen Rückzuges aufgestellt wurde, drang ich an der Spitze meines ersten Detachements und einiger Engländer gegen das Bergcastell vor, welches ich erstieg und wohin auch bald eine andere Abteilung Engländer kam, die von der Nordseite in die Stadt eingedrungen war. Die türkischen Truppen rückten hier auf der Seite des Waffenkastells in die Stadt. Um 6 Uhr waren wir im vollen Besitze derselben. Die noch in den Häusern befindlich gewesenen Araber kamen nach und nach zum Vorschein und ergaben sich, andere wurden in den Gassen angegriffen. Von den 2000 Mann, in welchen die Besatzung bestanden haben mochte, wurden 1500 Mann gefangen genommen. Des Feindes Verlust an Toten und Verwundeten muß nicht unbedeutend gewesen sein. ... Ich kann die Bravour, die Kaltblütigkeit des Schiffsfähnrichs Pöltl nicht genug loben, welcher ungeachtet der Schwierigkeiten des Terrains das Ufer kühn erstieg und mit seinem Detachement trotz des heftigen Feuerns aus den Häusern in die Stadt eindrang und so den nachfolgenden Engländern den Weg bahnte, um in die engen und finstern Gassen vorzurücken." (Joseph Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates, Wien 1858, II, S. 526 ff.).

Der Erzherzog erhielt von allen Seiten Zustimmung und Anerkennung. Im Bericht des englischen Admirals

Stopford an seinen Hof heißt es: „Der junge Erzherzog ist ein ebenso ausgezeichneter Seemann als ein tapferer Offizier. Sein Betragen wirkt auf unsere eigene Marine mit Begeisterung und es ist bei derselben nur eine Stimme über dasselbe.“ Mit Stolz konnte die heimische „Wiener Zeitung“ diese ehrenden Stimmen verzeichnen (1840 Nr. 293[1]), 22. Oktober S. 2010; Nr. 300, 29. Oktober S. 2061; Nr. 307, 5. November S. 2111); vom Kaiser erhielt er für seine Leistung das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, das dem Vater zur Übermittlung an den Sohn mit den vom 25. Oktober datierten Worten zugestellt wurde:

„Es kann für Euere Liebden nur ein erhebendes Gefühl sein, so früh einen Ihrer Söhne die Heldenlaufbahn betreten zu sehen, auf welcher Euere Liebden so viele Lorbern pflückten, und nicht ohne Grund die Hoffnung nähren zu können, daß auch in Ihm Unserem Hause und dem Vaterlande eine Stütze heranwächst, die für Österreich die Waffen mit Ruhm zu führen wissen wird.“

Der Erzherzog schrieb beim Empfang dieser Nachricht (am 15. November) in sein Tagebuch: „So großes Lob, das man mir von allen Seiten erteilt, legt mir die heilige Pflicht auf, es auch ganz zu verdienen und den Erwartungen vollkommen zu entsprechen, die man in mich setzt.“ (Bergmann II, S. 534 ff.)

Inzwischen hatte der tollkühne Prinz sich von neuem bewährt.

Auch an der Beschießung und Eroberung von St. Jean d'Acre (dem alten Ptolemais) nahm er wesentlichen Anteil. Er schleicht sich im Morgengrauen des 4. November mit wenigen Leuten in die Stadt ein und ersteigt die von der Besatzung verlassene Zitadelle im Sturmschritte. Mit seinen eigenen Worten: „Der Tag brach bald darauf an. Es war der Namenstag meines hochverehrten Vaters, ein Umstand, der mir den Wert dieses gelungenen Unternehmens unendlich

[1]) „Se. kais. Hoheit der Erzherzog Friedrich hat sich bey jedem Anlasse durch Eifer und thätige Anstrengungen hervorgethan.“

erhöhte. Ich ließ eine große türkische (landesherrliche) Flagge auf den Flaggenstock aufziehen, rechts daneben die österreichische Fahne, die wir aus der Schaluppe mitgebracht, und links die englische.... aufstecken."

Mit der Eroberung von St. Jean d'Acre war Mehemed Alis Macht in Syrien gebrochen; sie hatte für ihn den Verlust des Landes zur Folge. Die Heldentat des Prinzen war also wirklich von bedeutenden Folgen begleitet. Von englischer Seite wurde der Vorwurf der Eigenmächtigkeit gegen ihn erhoben; nach des Erzherzogs Rechtfertigung hatte er aber die Erlaubnis zum Überfall von seinen militärischen Vorgesetzten rechtzeitig eingeholt. Seine Tapferkeit und Unerschrockenheit jedoch wurde auch von jener Seite anerkannt.

Am 20. März 1841 schiffte sich der Erzherzog in Marmorizza zur Heimkehr ein, kam am 13. Februar in Triest, am 6. März in Wien an. Eine patriarchalische Familienszene spielte sich in der Öffentlichkeit ab: „Als der Erzherzog am 9. [März] zum ersten Male in die kaiserliche Loge des Hofburgtheaters trat, ließ Seine Majestät der Kaiser ihn vortreten. Mit nicht endenwollendem Jubel begrüßte das Publikum den sieggefeierten Prinzen. Der Kaiser nahm seinen Oheim, den greisen Erzherzog Karl, an der Hand, als ein Zeichen, daß dem Vater wie dem Sohne gleiche Ehre gebühre, worauf abermals begeisterter Zuruf und Applaus das Haus durchrauschte. Der Prinz, von den tiefsten Gefühlen ergriffen, sank dem Vater an die Brust, der ihn freudig umarmte und küßte, worauf er sich verbeugte und tief gerührt die Hand seines Vaters an seine Lippen führte. Bei diesem alle Herzen ergreifenden Anblicke durchbrach der Jubel des Publikums alle Schranken." (Bergmann II, S. 544.)

Daß sich die vaterländische Dichtung dieses dankbaren Stoffes rasch bemächtigte, ist selbstverständlich. Seidl machte den Anfang. Er begrüßt den Prinzen bereits im September 1840 noch vor seinen Heldentaten: „Erzherzog Friedrich vor Beirut" (Wiener Zeitschrift 24. Oktober 1840, S. 1356). Der Erstürmung von Saida widmet der „Humorist"

(Nr. 244) am 5. Dezember 1840 eine große Bilderbeilage und Saphir liefert den Text dazu; vorher hatte ebendaselbst (Nr. 239) 28. November 1840 Rupertus (Pseudonym für Rudolf v. Beyer) „Saint Jean d'Acre" besungen. Ich hebe noch hervor: „Die Eroberung von St. Jean d'Acre" von Karl Freiherrn von Braun und das ebenso überschriebene Gedicht von C. Meisl (beide bei J. Gebhart „Die Geschichte Österreichs aus dem Munde deutscher Dichter", Wien 1853, S. 301 ff.); „Die Erstürmung von Saida" von Matthias Leopold Schleifer (Sämtliche Werke, herausgegeben von Badstüber, Wien 1911, S. 402 f.): „Erzherzog Friedrich von Österreich. (Als ich las, derselbe wolle aus Syrien nach Europa zurückkehren.) Köln am 17. Januar 1841" von Johann Baptist Rousseau (Gesammelte Dichtungen, Berlin 1845, I, S. 148), der ihm zuruft, er möge in Syrien bleiben, das Heilige Grab befreien und als König ob Jerusalem herrschen!

Zwei Motive kehren in diesen Dichtungen immer wieder. Der Schatten des Vaters schwebt über dem Sohne und insofern gehören alle diese Gedichte in die Sammlung der Erzherzog Karl-Literatur. Bei Seidl erscheint dem auf dem Schiffe träumenden Prinzen das Bild des Vaters im Nebel:

> „Es ist, als sprengt' ein Reiter auf hohem Roß zur Stell',
> Ein Banner in der Linken mit Östreichs heil'gem Aar,
> Den Degen in der Rechten, ein ächter Held fürwahr!"

Er weiht ihn zum Werke:

> „Hieher, mein Sohn — ich habe gewirkt — nun wirke Du!"

Braun:

> „Ererbt hat er des Vaters Mut,
> Die echte Heldenflamme."

Das Gedicht von Rupertus ist ganz auf diesen Gedanken aufgebaut:

> Ein greiser Held vertraut sein Kind
> Dem wogenden Meer', dem tück'schen Wind,
> Auf daß in des Schiffleins engem Schoß
> Es werd' ein Held, von Thaten groß,
> Vertraut dem Jüngling im fernen Meer
> Des Hauses Ruhm und des Hauses Ehr'.

Da rief von fern mit mahnendem Ton
Der Schlachten Donner des Hauses Sohn
Zum Strand, wo der Ahnen mächtig Schwert
Zum heil'gen Kreuz die Heiden bekehrt.
Des Kindes Haupt umflattert der Aar,
Kühn folgt ihm die treue Kriegerschar.

Und aus der Hand, der jugendlich zart
Das teuerste Pfand anvertraut ward,
Schwingt sich der Aar empor, ein Blitz,
Zu horsten auf der Feste Spitz',
Umschwebt gewaltig des Kindes Hand,
Des Kindes Haupt im heiligen Land.

So wurde am fernen Meeresstrand
Ein Held geboren dem Vaterland,
Auf daß, wie an Muth so an Thaten reich,
Er werde dem Heldenvater gleich,
Und dunkel schattete, dicht belaubt,
Ein reicher Lorbeer des Jünglings Haupt.

Saphirs Dichtung zerfällt in zwei Teile: In dem ersten „Zuversicht" überschriebenem segnet Erzherzog Karl seinen Sohn beim Auszug und gibt ihm das Schwert von Aspern mit; im zweiten „Erfüllung" benannten sitzt der Held von Aspern und liest den Siegesbrief. Den Helden von Aspern redet auch Schleifer an.

Das zweite Motiv knüpft an die ältere heimische Überlieferung, an die niederösterreichische Wappensage an. Herzog Leopold VI. von Österreich, der Tugendhafte, der sagenumwobene Gegner des Richard Löwenherz, hatte während des dritten Kreuzzuges am 24. Juli 1191 sich bei der Erstürmung von Ptolemais so ruhmvoll hervorgetan, daß der Kaiser ihm ein neues Wappen verlieh. Die Schlachtszene, auf späte und unsichere Überlieferung zurückgehend, war in Österreich allgemein bekannt. Hormayr hat sie mehrmals erzählt (z. B. Taschenbuch auf 1811, 305—322 = Archiv 1811, Nr. 143; Österreichs Plutarch, 19. Bändchen, 1814, S. 164) und in seiner schwülstigen Weise herausstaffiert[1]); in jeder

[1]) „Furchtbar mähete unter den Ungläubigen der Christen Würgerschwert" . . . „Leopold vor andern, ein Engel des Todes, ließ

österreichischen Geschichte wurde die Sage erzählt. Ich zitiere nach Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, 1834, I, S. 12:

„Bei dem Sturm, der die Stadt [Ptolemais] in die Gewalt der Christen brachte, würgte Herzog Leopolds Schwert dergestalt unter den Ungläubigen, daß sein weißer Wappenrock von Feindesblut roth gefärbt war, ein einziger weißer Streif blieb da, wo das Wehrgehänge um des Herzogs Leib befestigt gewesen. Zum ewigen Andenken veränderte der Herzog Östreichs Wappen, den einfachen Adler in ein rotes Feld mit weißem Querstreif." [1])

Unsere Dichter beziehen sich auf diese Ereignisse in verschiedener Weise. Freiherr v. Braun spielt allgemeiner auf den Kreuzzug an, erwähnt Herzog Leopold ganz kurz und weist darauf hin, daß diejenigen, die sich damals bekämpft — Österreich und England —, heute Verbündete seien.

Schleifer dichtet eine Art Schicksalstragödie mit bengalischer Schlußbeleuchtung. Bei ihm irrt Leopolds Geist ruhelos um Ptolemais' Mauern und sieht nach einer neuen heimatlichen Kriegerschar aus; beim Vollmond sieht man das bleiche Antlitz der königlichen Gestalt:

---

sein Banner hoch von den gebrochenen Zinnen, ein herrliches Vor- und Siegeszeichen weh'n" . . . „von Feindesblut rot, — (des Kriegers trauriger Purpur)".

[1]) Jos. C. Arneth, Geschichte des Kaiserthums Österreichs, Wien 1827, S. 43: „Leopold pflanzte Österreichs Fahne zuerst auf die Wälle der erstürmten Festung"; Florian Gregorić, „Abriß der österreichischen Geschichte für die vaterländische Jugend, Wien 1853: „Als Leopold aus dem Schlachtgemetzel kam." Zugrunde liegt Ottilo bei Hanthaler fasti Campil. II., S. 1288: „Quia autem dux in oppugnatione tam strenue bellavit, ut toto corpore plenus esset hostium sanguine excepta illa vestis suae parte, quae latuit sub militari balteo, postea Henricus V. Imp. clypeum Austriae, in quo hactenus quinque erant alaudae, mutavit et distinxit campo rubro cum media semita alba." — Balteum übersetzt Arneth und Gregorić: Gürtel; Langenmantel, Österreichische Geschichte für die vaterländische Jugend, Wien 1852: Schwertgürtel; Hormayr und Mailáth: Wehrgehänge.

Auf dem Mantel weht verwittert eines Kreuzes alter Traum,
Um den weißen Gürtel flutet frischen Bluts ein breiter Saum.

Eine Art Fluch lastet auf ihm; er kann sich mit Richard nur versöhnen, wenn Östreichs Schlachtenfahne siegreich auf erstürmtem Walle weht. Täglich weckt ihn Richards Geist zu neuer Sehnsucht und Traum. Friedrichs Heldentat und seine Anerkennung durch die Briten erlöst die beiden:

Unsichtbar dem Kampf zur Seite standen die in stolzer Ruh,
Und versöhnt entschweben beide ihrer Heimat Gräbern zu.

Bei Seidl erscheint Leopolds Geist dem neuen Kreuzfahrer schon während der Meerfahrt, mondbeschimmert auf dunkler Flut einherschreitend:

Ein kampfgeübter Schnitter, der abgemäht, was reif,
In blutgetünchtem Panzer, querüber blank ein Streif.

der Ahnherr küßt und segnet den Enkel, verspricht ihm, ihn zu jeder Zeit und Stund' zu umschweben und weiht ihn zum Ruhm der Väter ein. Meisls Gedicht baut sich ganz auf dem Vergleich der beiden Helden, Leopold und Friedrich, auf. Die erste Strophe:

Als Leopold in Feindesblut
Den Waffenrock einst färbte,
Und in das Wappen Österreichs
Die Heldentat vererbte,
Da sah auf Ptolemais man
Hoch Östreichs Banner wehn,
Von Östreichs Herzog hingepflanzt
Auf die erstürmten Höh'n!

kehrt als vierte Strophe in umgekehrter Versfolge refrainartig wieder:

So wie er Östreichs Banner hat
Gepflanzt auf Sidons Höhen,
Sieht man es auch von Ihm gepflanzt
Auf Ptolemais wehen!

Dort, wo in Feindsblut Leopold
Den Waffenrock einst färbte,
Und in das Wappen Österreichs
Die Heldentat vererbte . . .

In diesen Zusammenhang gehört ein merkwürdiges Blatt in Grillparzers Nachlaß. Papier und Schrift weisen in diese Zeit und schon Freiherr v. Rizy hat es richtig mit Erzherzog Friedrichs syrischen Abenteuern in Verbindung gebracht. Mit Tinte sind vereinzelte Verse und Versbündel in flüchtigsten Zügen mit größeren Zwischenräumen, die im folgenden Abdrucke beibehalten sind, hingeworfen; die Verse 6—8 stehen am Rande.

Daneben [über <Gleich>] prangend Sidons Thor

Hats auf den Wall gepflanzt

Beim Siegesfest und Dank
Vom Silber sonst so blank
5 Ist roth es hochgefärbet

Da wo die Schärpe decket
Die Fugen breit verstecket
Zur Zier des Waffenrocks

Ein blutigrothes Schild
10 Ein weißer Streif inmitten,
Gemischt aus grimm und mild

Ich will euchs treulich sagen

Im Tode kühn und frei [1])

Haben wir hier wirklich Bruchstücke eines geplanten Gedichtes auf die Erstürmung von St. Jean d'Acre vor uns? Erste noch zusammenhangslose Einfälle, die sich nie zu einem Ganzen gerundet haben? Wollte auch Grillparzer den mo-

[1]) Darunter, durch einen Strich getrennt, das Schema zu einer amtlichen Eingabe, vielleicht zu der vom 1. Dezember 1840 (Jahrbuch III, 199 ff.).

dernen Helden mit dem mittelalterlichen Sieger in Parallele setzen? Diese und andere Fragen tauchen auf.

Nun steht aber in dem Sammelwerke von dem Prinzen Friedrich von Schwarzenberg: „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. Als Manuskript gedruckt. Wien 1844, Band 2, S. 219 als Schluß: „Ein neues Lied nach einer alten Melodie auf den Sturm von Saida“, dessen erste zwei Absätze lauten:

Auf den erstürmten Wällen,
Der Sarazenen-Stadt
Der Christen Fahnen wehen,
Die Sieger jubelnd stehen,
Der Feind liegt todesmatt. 5

Der Britten Fahne flattert
Gar hoch und stolz empor,
Doch Oestreichs Banner zieret,
Gleich prangend, Sidons Thor!

Der edle Herzog selber 10
Hat's auf den Wall gesteckt,
Von Purpurgluth den Mantel,
Von Feindesblut den Panzer
Gar hell und roth gefärbt.

Als man den Panzer löset 15
Beim Siegesfest und Dank,
Ist jetzt er hoch geröthet —
Vom Silber sonst so blank.

Nur eine weiße Binde
Ist um den Leib zu sehen, 20
Da, wo die Schärpe decket,
Das Wehrgehäng' verstecket,
Und ziert den Waffenrock.

Seitdem ist Oestreichs Banner
Ein Heerschild blutig roth; 25
Ein weißer Streif inmitten,
Gemengt aus Grimm und Milde,
Wie Gnade bei dem Tod.

Und fragt man, wer der Gründer,
30 Des Banners Stifter war,
Der erste Fahnenträger? —
Sollt mich nicht lange fragen,
Ich will's euch treulich sagen:
Ein Fürst von Oesterreich!

---

35 Dort in den Schweizer-Thälern
Bei Sempach auf dem Grund,
Da liegen viele Kämpfer
Erschlagen, — todeswund.

Unter den todten Helden,
40 Die Treuen um sich her, —
Da liegt ein Fahnenträger
In seiner Rüstung schwer.

Hat um den Leib gewunden
Die roth' und weiße Fahn'
45 Färbt sie aus eig'nen Wunden,
Sein edles Blut klebt d'ran.

Wollt' seine Fahn' nicht lassen
Der Fahnenträger treu! —
Thät sie noch stark umfassen,
50 Im Tode kühn und frei.

Wer ist der Fahnenträger,
Sagt an, der stark und fest,
Im Tod' die Fahn' nicht läßt? —
Sollt mich nicht lange fragen,
55 Ich will's mit Freuden sagen:
Ein Fürst von Oesterreich!

Der dritte Teil feiert den Sieger von Aspern, der vierte den Erzherzog Friedrich; Ein kurzer Abgesang meldet den Anlaß der Dichtung: die Verleihung des Maria-Theresien-Ordens an den letzteren und prophezeit Österreich eine ewige Heldenzukunft.

Grillparzers Aufzeichnung deckt sich also mit den Versen 9, 11, 16—18, 21—23, 25—27, 33 und 50 des vorliegenden Gedichtes, aber sie deckt sich — mit Ausnahme des letzten Verses — nicht genau. Daß zwei Dichter unabhängig von-

einander, bei noch so nahem Anschluß an die gemeinsame Quelle (wahrscheinlich Hormayrs Plutarch), in demselben Ton und Versmaß zusammengetroffen wären, ist ausgeschlossen. Grillparzer muß also Schwarzenbergs Gedicht gekannt haben. Von persönlichen Beziehungen zwischen beiden wußte man bisher nichts; eine Berührung ist aber leicht anzunehmen. Handelte es sich um zwei Dichter früherer Jahrhunderte, so könnte man vielleicht annehmen, daß der Berufsdichter für den adeligen Dilletanten die Feder geführt hat. Das ist hier ausgeschlossen; aber Vorschläge zu Änderungen und Besserungen könnte Grillparzer auf Schwarzenbergs Wunsch immerhin haben machen wollen. Man sähe den Zusammenhang vielleicht deutlicher, wenn sich ein früherer Druck des Gedichtes, etwa in einem Almanache, nachweisen ließe. Vielleicht löst ein Fund in den Schwarzenbergischen Archiven das Rätsel. Den frühverstorbenen Helden von Saida und St. Jean d'Acre aber hat Grillparzer, außer in der einen Zeile des Erzherzog Karl-Gedichtes, selbständig nicht besungen.

III. Zur Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes.

Am 22. Mai 1860 wurde das Denkmal für Erzherzog Karl am äußeren Burgplatz enthüllt. Im Februar 1853 hatte Anton Dominik v. Fernkorn (geb. 17. März 1813 zu Erfurt, gest. in Döbling am 16. November 1878) den Auftrag erhalten, das Denkmal zu arbeiten; die Modellierung wurde Ende 1855 fertig; der Entwurf zum Unterbau der Reiterstatue wurde dem Architekten Professor E. van der Nüll, die Ausführung dem Architekten und Steinmetzmeister Kranner übertragen; dem Komitee gehörten außer van der Nüll noch an: FML. Graf Grünne, der Referent für Kunstangelegenheiten Graf Franz Thun und der Akademiedirektor Christian Ruben („Wiener Zeitung" 23. Mai 1860, Nr. 123; Friedrich Pollak, Anton Dominik v. Fernkorn, ein österreichischer Plastiker, Wien 1911).

Die Enthüllungsfeier war eine große militärische Feier, welcher Kaiser und Kaiserin beiwohnten, von fremden Fürstlichkeiten auch König Ludwig (I.) von Bayern. „Nach beendigtem Gottesdienst", berichtet die „Wiener Zeitung", „wurde von dem Wiener Männergesangverein und dem Akademischen Gesangsverein der von Johann Herbeck komponierte Festchor unter der Leitung des Komponisten mit Schwung und Feuer vorgetragen. Dieser Chor ist auf einige markige volkstümliche Motive gebaut und durch eine herzhafte Benützung sämtlicher Mittel, welche der vierstimmige Männergesang und die Begleitung von Blechinstrumenten darbieten, höchst effektvoll durchgeführt." Der hier nicht genannte Textdichter ist der immer bereite J. G. Seidl. Die Verse lauten nach dem Einzeldrucke:[1])

Sei gegrüßt am Jahrstag Deiner Ehre,
  Held von Aspern, Karl von Oesterreich,
Groß in Thaten, groß in Rath und Lehre,
  Klug und wahrhaft, streng und mild zugleich!
Der Du kühn für Deutschlands Recht gestritten,
  Der Du Oestreichs Heere treu geführt,
Ehern steh' nun in der Deinen Mitten,
  Hier, wie dort, vom Sturmdrang unberührt!

„Der den Unbesiegbar'n Du besieget",*)
  Bleib' fortan uns Vorbild, Trost und Hort;
Wo der Doppelaar zum Kampfe flieget,
  Flieg' ihm stets Dein Geist voran, wie dort!
Wie die Väter einst Dich selbst gesehen,
  Soll mit Stolz Dein Bild der Enkel seh'n:
„Mögen die Jahrhunderte verwehen,
  Karl, Dein Ruhm wird unversehrt bestehn!"**)

[1]) Festgesang zur Feier der Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes am 22. Mai 1860, als am Jahrestage der Schlacht bei Aspern. Gedicht von J. G. Seidl, in Musik gesetzt von J. Herbeck, vorgetragen von dem „Wiener Männergesangvereine" und dem „Akademischen Gesangvereine der k. k. Universität".

*) „Überwinder des Unüberwindlichen", s. Heinrich v. Kleist: „An den Erzherzog Karl".

**) „An Erzherzog Karl", von Ludwig, König von Bayern.

Drohten je uns neu des Krieges Blitze,
Trübt' uns Feindestrotz den Friedenssinn
Zeig' uns wieder Deiner Fahne Spitze
Auf den Pfad des Sieg's, wie damals, hin!
Was hier schallt, es wird sein Echo haben
Alle Gaue deutschen Land's entlang,
„Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang!"***)

Das klägliche Epigonengestümper richtet sich von selbst: unfähig, selbst ein Gedicht zu schaffen, plündert er drei fremde Gedichte aus und entblödet sich nicht, fein säuberlich seine Quellen aufzuzeigen; unfähig, selbst eine Pointe zu erfinden, pfropft er drei fremde seinem dürren Stecken auf; vor dem anwesenden königlichen Dichter macht er eine ungeschickte höfische Verbeugung. Er sinke in die Versenkung.

Grillparzer war damals dem Vers bereits ganz entfremdet. Er wehrte sich jedesmal heftig, so oft ihm eine solche Gelegenheitsdichtung zugemutet oder abgepreßt wurde; bei einem ähnlichen Anlasse, bei der Enthüllung einer Beethovenbüste in Döbling, die gleichfalls von Fernkorn herrührte, sagte er zu den Herren des Komitees, er habe es mit dem redlichsten Schweiße versucht, ihren Wunsch zu erfüllen. „Ich brachte es über den Versuch nicht hinaus. Es geht wirklich nicht mehr!" (Gespräche, Nr. 1128.)

Von wem diesmal die Aufforderung ausgegangen war, wissen wir nicht, vielleicht von hoher Seite wie bei den Versen für Erzherzogin Sophie „mit einer blutigen Locke des Kaisers" 1853 oder beim Aufruf zu Beiträgen für das Tegetthoffdenkmal, wozu ihn Erzherzog Albrecht persönlich besuchte. Neuerdings ist eine Reinschrift des Versuches auf einem kleinen Blättchen *(H^2)* mit Grillparzers Unterschrift aufgetaucht, was darauf hindeutet, daß er das Gedicht jemandem abgeliefert habe und daß es für den Zweck als ungeeignet befunden wurde, vielleicht wegen der pessimistischen Auffassung der politischen Lage, vielleicht wegen falscher Auslegung des

***) „Schlacht bei Aspern" von Theodor Körner (1812 auf dem Schlachtfelde).

Schlußverses; dagegen spräche nur, daß auf der Rückseite dieses Blättchens von seiner Hand eine (nicht damit zusammenhängende) Adresse vermerkt ist. Außerdem liegt ein eigenhändiger Entwurf vor (*H*[1]), der nur in dem Schlußverse abweicht. Grillparzers Versuch ist kein Meisterwerk, der Anfang lehnt sich sogar an sein früheres Gedicht auf Erzherzog Karl nahe an; aber eine Pointe herauszuarbeiten, sie rund und sicher hinzustellen und uns unvergeßlich einzuprägen, darin nahm es der greise Dichter mit den jüngeren Rivalen immer noch auf.

Wer sich des herrlichen Maitages noch erinnert, an dem der Sieger von Aspern in eherner Gestalt vor der tausendköpfigen in Ehrfurcht erschauernden Menge seine Heldenfahne in die Lüfte schwang, der wird es immerhin bedauern, daß Österreichs genialer Dichter zur Verherrlichung dieses Augenblickes nichts beigetragen hat.

Die Verse lauten nach der Reinschrift:

Die Welt war schwarz mit Nacht umzogen
Als du am Steuer standst der Macht,
Bald unter und bald ob den Wogen
Ward in den Port das Schiff gebracht.

5 Die Zeiten haben wieder sich verschlimmert,
Sey uns ein Stern in düstrer Nacht!
So lange uns dein Beispiel schimmert
Eint sich die Treue mit der Macht.

---

8 Eint mit [E. m. für ursprüngliches < Hebt aus >] der Treue sich die Macht. *H*[1]

Lenau und Sophie Löwenthal.

Von

A. Hildebrand.

Auf Lenaus Leben und damit auch auf seine Dichtungen sind zwei Liebesverhältnisse von entscheidendem Einfluß gewesen, das eine, als er am Anfange seiner dichterischen Laufbahn, das andere, als er auf der Höhe seines Schaffens und Ruhmes stand. Im ersten Falle war es ein junges, unerfahrenes Mädchen Berta, das des hochstrebenden Dichters völlig unwürdig war. Ihre Treulosigkeit schlug ihm eine Wunde, die nie vernarben wollte.

> Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
> Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.

Es ist daher kein Wunder, daß er dessen noch in späteren Jahren wie eines düsteren Geheimnisses gedachte, sogar noch in dem letzten Jahre vor seinem Wahnsinn. Es lieferte ihm den Stoff für seine Dichtungen und bestärkte ihn in dem ihm wohl angeborenen Hange zur Melancholie, die fortan sein Leben wie seine Dichtungen durchweht. Im zweiten Falle war es eine hochbegabte Frau Sophie Löwenthal, deren Wert ihm unnennbar und unfaßbar dünkt, der er mehr zu verdanken glaubt als seinem ganzen Leben ohne sie. Man hat sie öfters wegen der Rolle, die sie in seinem Leben gespielt hat, mit Frau v. Stein verglichen, und sicherlich sind viele überraschende Ähnlichkeiten in dem Verhältnisse der beiden Frauen zu den Dichtern vorhanden, wenn auch tiefgreifende Unterschiede vorliegen, die namentlich in den Charakteren begründet sind. Lenau empfing von ihr gleichsam sein Schicksal. Sein Dichten und sein Leben, ja selbst sein tragisches Ende ist durch sie bestimmt

worden. Sie war, wie er selbst sagt, sein Glück und seine Wunde. Er ist fast unerschöpflich in Ausdrücken für die unstillbare Sehnsucht seines Herzens und die Größe und Heiligkeit seiner Liebe. Und diese Liebe gleicht einem Drama voll Leidenschaft der Empfindung, voll Erschütterungen, das nach langem Kampfe der Mitspieler ein tragisches Ende findet. Wer Lenau als Menschen und Dichter verstehen will, der muß sich mit der Geschichte und Eigenart dieser Liebe vertraut machen. Dieses Verhältnis ist schon zu des Dichters Zeiten sehr verschieden beurteilt worden, besonders zu Ungunsten Sophiens. Es hatten sich schon unter den Mitlebenden gleichsam zwei Parteien gebildet, die für oder wider Sophie waren. Diese entgegengesetzte Beurteilung hat sie auch bei den verschiedenen Biographen Lenaus behalten. Ein Umstand besonders war geeignet, die Gestalt Sophiens und damit auch das ganze Verhältnis in ein ungewisses Licht zu rücken. Es fehlte an einem klaren Überblick und Einblick in die Beziehungen der beiden; denn die von Schurz und Frankl veröffentlichten Briefe und Tagebücher waren zum Teil unvollständig, zum Teil aus Besorgnis für die Herausgabe zurechtgestutzt. Auch lag sonstiges Material zur Beurteilung nicht vor. Erst der liebenswürdigen Güte des jüngsten Sohnes der Sophie, des 1905 verstorbenen Freiherrn Artur v. Löwenthal, den Lenau in seinen Briefen oft erwähnt, ist es zu danken, daß Castle, der hochverdiente Lenaukenner, alles, was an handschriftlichem Material über die Beziehungen der Familie Löwenthal zu Lenau vorhanden war, herausgeben konnte, ohne durch irgendwelche Rücksichten gebunden zu sein. Ein Tagebuch aus den Mädchenjahren Sophiens vor ihrer Bekanntschaft mit Lenau, eine Erzählung Sophiens, Notizen Maxens, ihres Gatten, über Lenau, die man auch eine Art Tagebuch nennen könnte, Entwürfe zu Dichtungen und ähnliches vervollständigten das bereits vorhandene, aber von Castle neu durchgesehene und ergänzte Material. Ein Übelstand bleibt allerdings nach wie vor beklagenswert, daß die Briefe Sophiens an den Dichter, mit Ausnahme von zwei während

seiner Wahnsinnszeit an ihn geschriebenen unwiederbringlich verloren sind; denn er hat sie im Beginne seiner geistigen Umnachtung vernichtet. Doch ist immerhin genügend neues Material vorhanden, um auf Grund dessen eine neue Prüfung der Urteile über das Verhältnis und besonders über Sophie vorzunehmen. In den Reisebriefen und Gesprächen lebt die vormärzliche Zeit auf mit ihrer Dichtergeneration; wir sehen die Liebe zwischen beiden sich entwickeln, ihre einzelnen Stadien, wir erleben den furchtbaren Zusammenbruch des Dichters mit. Wir lernen auch das Verhältnis des Dichters zu dem Gatten und den Kindern und die Art des Verkehrs kennen. Der zweite Band, „Liebesklänge“ von Castle betitelt, ist der interessantere, spannendere und dichterisch wertvollere. Er enthält die kleinen Zettel, die er an Sophie schrieb „in jeder guten Stunde, d. h. in jeder Stunde, die wert war, ihr geweiht zu werden“. Auch sie schrieb solche Zettel, sie tauschten sie dann gegenseitig aus. Auf ihnen gestanden sie sich alles, was durch ihre Seele ging; sie waren eine Art Beichte. Jeder konnte in die Seele des anderen wie in einen Spiegel schauen. Der Dichter, der sich der Bedeutung dieser Zettel für die Enthüllung seines Seelenlebens bewußt war, schrieb deshalb in bezeichnender Weise: „Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen auf das Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Neste fliegt. Wer mich kennen lernen will, muß diese Zettel lesen.“ Sie sind tiefempfundene Liebesgedichte in Prosa. Das Herz der Frau, an die sie gerichtet sind, war von ihnen aufs tiefste ergriffen. In schmerzlicher Stimmung nahm sie ihre Zuflucht zu ihnen, die sie als köstlichsten Schatz bewahrte. Ihr langes Leben nach Lenaus Tode war der Erinnerung an jene wunderbare Zeit der Liebe geweiht. Sie las die Zettel immer wieder gern und ließ der unendlichen Liebe Glück und Weh wieder durch ihre Seele ziehen. Auch denjenigen, den herzliche Teilnahme mit eigenartigem Menschengeschick und den liebevolles Verständnis für Dichternaturen auszeichnet, packt die Unmittelbarkeit der Empfindung, die Sehnsucht, die Liebe über das

Alltägliche zu erheben und zur ewigen zu verklären, die über das Erdenleben hinaus wirkt. Ihm wird es wie Sophie ergehen: wenn er diese Zettel liest, wird ihm das Herz beim Anblicke dieses vergeblichen Kämpfens und Entsagens wehtun. Gewiß sind schon zartere und gedankentiefere Liebesbriefe mit größerer und reinerer Welt- und Menschenkenntnis geschrieben worden, aber leidenschaftlichere wohl schwerlich.

Als Lenau Sophie kennen lernte, war er 32 Jahre alt. Die stürmischen Jugendjahre waren verbraust. Hinter ihm lag das schon erwähnte Erlebnis mit Berta, das über sein Leben einen dunkeln Schatten geworfen hatte, und das mit Lotte Gmelin, der Nichte Schwabs, „der himmlischen Rose, die er an sein nächtliches Herz nicht zu heften wagte," hinter ihm auch die abenteuerliche Reise nach Amerika mit ihren Enttäuschungen. Sein Geist war durch die Schule Spinozas, Hegels und Herbarts hindurchgegangen. Schon in frühesten Jahren hatte er faustisch nach Erkenntnis gerungen, seine Seele war mit Höllenstoff geladen. Eine Reihe stimmungsvoller Lieder war seinem Herzen schon entsprungen, echte lyrische Gedichte, wie die Schilflieder. Man hatte erkannt, daß man einen wirklichen Lyriker in ihm hatte und einem eigenartigen Geiste gegenüberstand. Die Sonne des Ruhmes begann ihn zu umstrahlen. Sophie stand in jener Zeit (1834) in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre. Sie war die Gattin des in guten Verhältnissen lebenden Hofkonzipisten Max Löwenthal und bereits Mutter zweier blühender Kinder. Ihre Mutter hatte ein derbes, teilweise lautes Wesen. Ihr Vater, der Hofrat Kleyle, war ein Freund guter Konversation. Durch seine Ruhe, die sich den Anschein gab, als stünde sie hoch über allen Fragen, konnte er allerdings manchmal den Dichter reizen. Die Tochter scheint vom Vater die Begabung, von der Mutter den praktischen Sinn geerbt zu haben. Auch sie hatte wie Lenau schon ihr Erlebnis hinter sich. Sie hatte den ersten süßen Liebestraum ihrer Jugend begraben. Ihr Mädchentagebuch, das sie im Alter von 15—16 Jahren schrieb, ist ein Zeugnis ihrer hervorragenden Begabung, es

enthält weit mehr, als Tagebücher der Art zu bringen pflegen. Eine eigenartige Mädchenseele spiegelt sich in ihm, wenn auch etwas Eitelkeit, Sentimentalität und Überschwang des Gefühls ihr beigemischt sind, eine für solches Alter recht verzeihliche Beigabe. Das Tagebuch fesselt durch die Art der Darstellung und durch den Inhalt. Die junge Verfasserin verfügt über eine nicht ungewöhnliche Gewandtheit im Ausdruck und versteht es, die Teilnahme des Lesers zu erwecken. Wir können uns denken, mit welchem Gefühle die vierundsiebzigjährige Greisin die Geschichte ihrer ersten unglücklichen Liebe und ihre ersten Mädchengedanken wieder gelesen hat. Im Geiste schaute sie ihr Elternhaus wieder, das ein lautes Leben erfüllt. An Besuchen fehlte es nicht. Wenn auch alle krank oder verstimmt sind, die einzige Mutter ist immer noch lachlustig. Es geht auf Bälle und ins Theater. Im Garten spielt man mit Freunden, jungen Leuten, die im Hause verkehren. Das junge Mädchen malt und zeichnet, hat eine Vorliebe für Dichtungen und zeigt ein für ihr Alter ungewöhnliches literarisches Verständnis. So verrät das, was sie über Jean Paul sagt, ein feines Urteil. Daß sie poetisch veranlagt ist, beweisen nicht nur ihre Verse, sondern auch ihre Naturschilderungen. Wie beredt weiß sie ihre Freude am Dasein zu schildern und in frommer Weise auf Gott zu beziehen, dem sie in poetisch erhebenden Worten ihren Dank stammelt, und zu dem sie sich sogar in ihrer Liebesnot flüchtet! Eigenartige Gedanken gehen durch ihren Mädchenkopf, Gedanken, wie sie sonst diesem jugendlichen Alter des fröhlichen Genießens fremd sind. Das Menschenleben ist ihr nur ein beständiger Wechsel von Lächeln und Tränen. Sie reflektiert über Zufall und Fügung. Sie bedenkt, was sie im Weltall ist, sie sinkt schaudernd im Gefühl ihres Nichts vor Gott nieder. Dann prozessiert sie wieder mit ihrer Vernunft, die sie schmählich im Stiche läßt. Sie findet, obwohl sie sehr viel hinter dem Neuen sucht, nichts dahinter. Ihr altkluges Wesen geht manchmal in Melancholie über. Das ganze Treiben auf der Erde kommt ihr nichtig vor. Ja, manchmal wandelt sie sogar eine ihr selber unbegreifliche

Todessehnsucht an. Sie ist sich ihres Glückes bewußt, in der niedlichsten Zelle des Weltalls zu wohnen; und doch denkt sie sich den Schlummer in kühler Erde so wonnig, daß sie allen Farbenglanz der Erde für das finstere Kämmerchen geben möchte. Wenn das junge Mädchen ihre traurigen Erfahrungen, ihre vergifteten Tage, ihre zerrütteten Sinne, ihr zerrissenes, umnachtetes Inneres beklagt, so hören wir aus ihren Worten die Stimme der Leidenschaft tönen. Diese Ergüsse eines aufgeregten, leidenschaftlichen Gemütes wechseln mit stoischen Anwandlungen ab. Sie will durch ihren weiblichen Stolz wie auf einem Fittich sich heben. Erinnert uns dies den Stimmungen unterworfene Wesen nicht an das Lenaus, der auch von seliger Freude zur tiefsten Trauer und Todessehnsucht schwankt? Beide lieben die Natur und verstehen ihre Gefühle in erhebender, poetischer Form zu schildern, beide lieben in ihrer Jugend Gott. Daß solche im Grunde ihrer Seele verwandte Naturen sich später gegenseitig anziehen und aufs tiefste entflammen müssen, ist recht begreiflich. Sophiens Wesen hat sich auch in der Folgezeit nicht viel geändert, ein Beweis, daß es in ihrer Naturanlage begründet ist. Doch scheint das Schicksal ihrer ersten unglücklichen Liebe auf ihre Charakterbildung von Einfluß gewesen zu sein, falls wir eine Äußerung darüber nicht bloß als eine spontane anzusehen haben. Sie selber bekennt nämlich in ihrem Tagebuche, daß die Liebe aus einem aufrichtigen, fröhlichen Mädchen eine große Heuchlerin gemacht habe; denn außen sei sie hell und heiter, doch innen voll Nacht. Diese Äußerung scheint mit ihrem späteren Verhalten in Einklang zu stehen. Denn zwei Jahre nach ihrem schrecklichen Erwachen aus ihrem ersten Liebestraume reicht sie ohne besondere Zuneigung ihre Hand Max Löwenthal, dem sie heiß begehrenswert erscheint, und der zweimal um sie werben muß, ehe er sie erringt. Sie hat jetzt den Wunsch nach sieghafter Geltung in den Gesellschaften, den sie selbst zur Zeit ihres Verhältnisses mit Lenau nicht ganz unterdrücken kann. Kein Geringerer als Lenau selbst ist es, der ihr diesen Vorwurf der Eitelkeit macht. Da eben ihr Herz durch jene

erste unglückliche Liebe verwundet ist und auch in ihrer Ehe nicht Befriedigung findet, will sie glänzen, ein Verlangen, das ihr noch von den Zeiten ihres lärmenden Vaterhauses her anhaftet. Sie verdunkelt gern die anderen Frauen. Ihr Wesen hat etwas süß Verwirrendes, Blendendes sowohl durch ihr Äußeres als auch durch ihre gewandte, geistvolle Unterhaltung. Denn jeder muß empfinden, daß er einer ungewöhnlichen Persönlichkeit gegenübersteht. Ihr Gatte selbst ist es, der sie anderen, auch Lenau gegenüber, als die Unwiderstehliche preist. Sie scheint aber ähnlich wie Lenau keine von den mit holdem Leichtsinn begabten Naturen gewesen zu sein, die schnell ihr Unglück vergessen und sich mit neuen Verhältnissen abfinden. „Ihre durch die unglückliche Liebe geschlagene Wunde tobt und blutet bei der leisesten Berührung wieder und will nicht heilen.“ Eine andere, verständig und lebensklug denkende Frau hätte in einer Gemeinschaft mit Max Löwenthal wenn auch nicht ihr höchstes Glück, so doch ihre stille Zufriedenheit gefunden. Denn dieser war nicht bloß wohlhabend und bekleidete ein angesehenes, aussichtsreiches Amt, er war auch ein Freund der schönen Literatur und besaß selbst schriftstellerische Begabung. Was aber das wichtigste war, er brachte seiner Gattin eine aufrichtige Liebe entgegen, ja er war auf ihre Schönheit und auf ihren Geist stolz. Sophie aber, die in ihrer leidenschaftlichen Schwärmerei an alles gleich den höchsten Maßstab anlegte, fand mit Karoline v. Woltmann vieles in der Ehe herb und roh. So etwas auf immer Festgestelltes für ein menschliches Verhältnis bei dem wandelbaren Wesen der menschlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinschaftliche Existieren in denselben Räumen — die Verpflichtung, Kinder zu erzeugen. Und blitzartig leuchtet in ihr Herz hinein das Bekenntnis: „Das ist eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein anderer da ist.“ Nur ihren Heftchen scheint sie solche Anschauungen anvertraut zu haben, die Welt ahnte wohl kaum etwas davon. Diejenigen, die sie kennen lernten, rühmten übereinstimmend

ihre umfassende Bildung, ihren überaus klaren Verstand, zu dem sich ein tiefes Gefühl für wahre Poesie und dichterische Begabung gesellte, so der dänische Bischof Martensen und Anastasius Grün. Lenau selbst erscheint sie als die geistig höchststehende Frau in Deutschland. Doch ist er zu dieser Meinung erst allmählich gekommen. Die Aussicht auf eine gute Unterhaltung, besonders über Poesie, und auf gute Musik, hauptsächlich auf die Darbietung seines Lieblings Beethoven, läßt ihn seine Scheu vor Gesellschaften überwinden, und er folgt deshalb der Einladung der Löwenthals. Er liest aus den Atlantika vor, sie erbittet sich drei Gedichte zum Abschreiben. In einer zweiten Gesellschaft, zu der Sophie fünfzehn Schriftsteller von gutem Namen, darunter auch Grillparzer, geladen hat, liest er aus seinem im Entstehen begriffenen Faust vor. Alle sind von den vorgelesenen Stücken gepackt. Sophie erkennt wohl, daß der unselige Faust er selber ist. Ob sie wohl damals schon den Entschluß gefaßt hat, diesen grüblerischen Pessimisten zu erlösen? Ihm gefällt es offenbar immer mehr bei Löwenthals; er verspürt an sich die Folgen dieses liebenswürdigen, geistvollen Umgangs. Aus Stuttgart, wohin er nach jener Vorlesung aus dem Faust gereist ist, schreibt er an Max: „Ihr habt mir wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen, verlaßnen Klosterwand gehangen, einen frischen, heitern Firnis gegeben.“ Er freut sich schon darauf, sie alle wiederzusehen und ihnen das traute Stübchen wieder recht einzuräuchern. Gegenseitiges ästhetisches Interesse bringt ihren Briefwechsel in Gang. Er plaudert ihr von seinem Almanach und dessen Zusammensetzung vor, er freut sich, dies Produkt seines ärgerlichen Fleißes und seines fleißigen Ärgers in ihre Hände legen zu können, und hofft, ihr Urteil darüber zu hören. Er schreibt ihr einen längeren Kunstbrief über den Wert der Blumenmalerei, die ein Professor ihr hatte verleiden wollen, einen Brief, auf den sie allerdings etwas unwirsch geantwortet zu haben scheint. Was er ihr also damals geschrieben, sind nur Dinge, wie sie zwischen geistig interessierten Menschen zur Sprache kommen, mit einigen eingestreuten

Artigkeiten und Höflichkeiten, die mit einer gewissen Laune ausgesprochen werden. Ob aber die Artigkeiten, zum Beispiel, daß er gern mit seinen neuen Wiener Freunden hübsch in ein Kapitel zusammenkommen möchte, falls ihre Seelen in den großen Frühlingsalmanach des Herrgotts einrückten, eben bloße Galanterie sind, oder ob mehr hinter ihnen steckt?

Nach den um jene Zeit (1834) auf sie gedichteten drei Liedern wäre es wohl möglich anzunehmen, daß der die Liebesglut entfachende Funke schon in seine Seele gefallen ist. Denn wenn man in den Gedichten auch nicht alles als bare Münze hinzunehmen braucht, wenn auch Max recht hat, daß Gedichte keine Urkunden sind, so wird doch niemand solche Lieder und besonders das dritte „Wunsch“ für eine bloße dichterische Erfindung halten. Man wird auch nicht glauben wollen, daß Sophie sie als solche angenommen hat. Sie mußte sie als eine ihrer Liebe dargebrachte Huldigung empfinden. Und ist des Dichters Wunsch

> Fort möcht' ich reisen
> Weit, weit in die See,
> O meine Geliebte,
> Mit dir allein!
> Die Dränger und Lauscher
> Und kalten Späher,
> Sie hielt' uns ferne
> Der wallende Abgrund,
> Das drohende Meer

nicht wirklich sein Herzenswunsch, den er später oft in ähnlicher Form wiederholt hat? Wie er mit sich ringt, wie er durch philosophische Beschäftigung, durch Dichten, durch Reisen, durch die Flucht in die Einsamkeit sein Herz beruhigen will, ist von Castle sowohl in seiner Lenaubiographie als auch in der Einleitung zu dem Werke „Lenau und die Familie Löwenthal“ schon so ausführlich dargestellt worden, daß es sich nicht verlohnt, darauf noch einmal einzugehen. Dem in der Einsamkeit zwischen Felsen und Bauern lebenden Dichter entschlüpft fast wider seinen Willen ein halbes Geständnis seiner Sehnsucht an Max: „Penzing

(Ort bei Wien, wo Löwenthals sich oft im Sommer aufhielten) kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen." Doch ein offenes Geständnis ist auch dieses nicht. Er fährt fort, im November 1835 von Stuttgart aus, wo er den Druck seines Faust abwarten muß, der lieben Freundin im leichteren Plauderton von seinem Schnupfen, seinen Besuchen, seinen und seiner schwäbischen Freunde Absichten zu erzählen. (Castle, I, 17.) Castle findet in diesem Brief einen vom tändelnden Flirt der ersten Briefe abweichenden Ton. (Biogr. S. 66.) Doch scheint mir der Ton dieses Briefes sich nicht wesentlich von dem Ton des im Februar desselben Jahres geschriebenen Briefes (I, 8—11) zu unterscheiden. Trotz des leichteren Tones der Briefe kann man wohl nicht gut von einem tändelnden Flirt reden; denn der Dichter pflegt alles gleich tiefernst zu nehmen. Er versucht nur in den Briefen gleichsam an ihre Seele heranzukommen. Wie ernst es ihm schon mit dieser Liebe ist, dafür spricht auch der unerwartete Schluß, den er in eben jener Zeit seinem Faust gibt. Dieser Schluß nämlich mit seiner Rückwendung zu einem persönlichen Gott, der allerdings die psychologische und metaphysische Einheit der Dichtung zerstört, beweist deutlich, daß er ein ganz anderer durch seine Liebe zu Sophie geworden ist: denn diese Geliebte erscheint ihm wie eine Offenbarung Gottes. Bald nach dem eben erwähnten heiteren Briefe und der Vollendung des Faust (Dezember 1835) wagt er es schon, offen von dem Einflusse zu sprechen, den ihr stiller, fester Wandel, ihre Würde und vor allem ihr Umgang auf ihn hat. (I, 18.) Dann tritt eine lange Unterbrechung des schriftlichen Verkehres ein. Ihr Schweigen ist ihm beängstigend. Er quält sich mit dem Gedanken, ob sie wohl krank sei und ob er ihre Achtung auch noch besitze. Er verfällt in trostlos nächtliche Grübeleien, die Hoffnungen scheinen ihm abgestorben, er versucht durch Beethovens Musik und durch Dichten, das ihm jetzt gut von der Hand geht, sich zu beruhigen und seiner Stimmung Herr zu werden. Aber auch ihr wird sein Schweigen unheimlich, sie fürchtet ihn, dessen

unselige Stimmung sie merkt, zu verlieren. Sie weiß also schon, daß er sie liebt. Es wird ihr herrschender Gedanke, ihn von seiner Verstimmung zu heilen. Sie spricht diesen Wunsch in einem Lied aus, das sie selbst als stümperhaft bezeichnet, und dem verdankt er auch die Anregung zu seinem Savonarola. Einer Senta gleich, die den ruhelosen Fliegenden Holländer erlösen möchte, sieht sie es als ihre Sendung an, dem unsteten Dichter eine Heimat an ihrem Herzen zu geben, seine erstorbenen Hoffnungen und Freuden wieder aufzurichten und die Welt, die einst verlorene, seinem Herzen wieder zu schenken. Aber die Aufgabe, die ihre Liebe sich und dem Geliebten stellt, „freudig kämpfen und entsagen," ist schwer, unendlich schwer. Lenau jedoch ergreift mit Freuden jenen Gedanken, er bekennt sich zu ihm auf dem ersten Zettel, der die Reihe der Liebesklänge beginnt, er spricht es jetzt rückhaltlos aus, daß er kein menschliches Wesen so hoch wie sie achtet, und daß er sich an ihr aufrichten will. „O du Herrliche! Liebe! Liebe!" so tönt dies Bekenntnis aus.

In dem nun beginnenden Drama sind ihre blutenden Herzen die Spieler, die Welt und die Familie Löwenthal, besonders aber Max, die Zuschauer. Wie kommt es, daß Max nur Zuschauer bleibt, daß diese Liebe sich später zu einer gewaltigen Leidenschaft vertiefen kann? Wie steht Lenau zu ihm und zu seiner Familie? Wie schon erwähnt, hat Max selbst Lenau auf seine Frau aufmerksam gemacht. Er hat zuerst im Silbernen Kaffeehause, dem Sammelpunkte der Wiener Schriftsteller, seine Bekanntschaft gemacht und seine geistige Bedeutung, ja Überlegenheit erkannt. Daß er sich von seinem Geiste angezogen fühlt, dafür spricht die Tatsache, daß er sich getreulich über Lenaus Leben, sowie über dessen Beurteilung der Zeitgenossen und über dessen Anschauungen von Welt und Zeit Notizen gemacht hat, ja er hat sogar die charakteristischen Dicta Lenauiana gesammelt. Das gleiche beweisen seine an Lenau gerichteten Gedichte. Nach ihnen erscheint ihm dieser als ein Mensch, fremd jedwedem Erdentande, sein Herz erfüllt von dunkler Mächte

Grauen. In seinem klaren Auge sieht er nur die heilige Liebe brennen. Er liebt ihn warm.

> Laß mich dich fassen an der biedern Rechten,
> Sie drücken an die froh bewegte Brust,
> Du bist, ich fühl' es, von den Reinen, Echten,
> Hast auf dem Fels der Ewigkeit gefußt.

Er bringt ihm also volles Vertrauen entgegen. Seine Frau erscheint ihm als die nächste und innigste Freundin des Dichters. Da dieser einen seltenen Geist und ein seltenes Herz besitzt, so gönnt er ihn seiner Frau; merkt er doch, wie seine Frau und auch er tausendfache Anregung durch den Reichtum seines Geistes erhalten und an ihm gleichsam emporwachsen! Er hat ihm in der Tat in seiner Dichterlaufbahn für manches zu danken. Lenau nimmt sich der Herausgabe seiner Gedichte an. Er besorgt allerhand Geschäftliches für ihn. Die Bemühungen um das öffentliche Auftreten Maxens, besonders um die Aufführung seiner Stücke, erhalten ihn in einer wohltätigen Agilität. Auch berät er ihn hinsichtlich der Inszenierung und streicht oder setzt Worte hinzu. Er gibt ihm Ratschläge für seine dramatische Laufbahn. So kann sich zwischen dem Dichter und Max ein inniges Verhältnis entwickeln. Ohne Bedenken kann daher jener seinen Freund auffordern, seine Gattin zum Schreiben anzutreiben, damit ihre Briefe ordentlich in Gang kommen. Er ist überzeugt, daß Max ein guter Mensch ist, und daß er deshalb verdient, daß sie, die Liebenden, ihm Wort halten und sich nicht gegen ihn vergehen. So sehr er Max liebt, so ist er doch öfter über den Zwang ärgerlich, den ihnen seine Gegenwart auferlegt. Er glaubt manchmal herauszufühlen, daß man sich gegen ihn einer toleranten Schonung bewußt ist. Zu ernsten Auftritten aber scheint es zwischen den beiden nicht gekommen zu sein, vielmehr spricht Max in seinem Tagebuch von ihm immer mit sehr viel Achtung, besonders vor seiner Dichtergröße. Nur einmal will er nicht leugnen, daß Lenaus übereilte Heftigkeit, durch die er den Vater Sophiens aufs tiefste gekränkt hat, ihn in der Ver-

ehrung, die er für ihn hegt, eher eine Stufe tiefer als höher gestellt habe. Max scheint jedoch in seinem Tagebuch sein innerstes Empfinden über dieses Verhältnis nicht völlig zum Ausdruck gebracht zu haben, wenigstens erfahren wir von Lenau selber, wie es Max wurme, daß Sophie dem Dichter mehr sei, daß der Dichter ihr mehr sei als er selbst.

Zu den Kindern steht der Dichter in einem sehr innigen Verhältnis. Er hat überhaupt Kinder recht gern, so zum Beispiel auch die Kinder seiner Schwester Therese. Ihm scheinen sie eine der ersten Bedingungen menschlichen Glückes zu sein. Schon früher hat er solche Anschauung ausgesprochen, zum Beispiel im Faust 706—718. Max gegenüber äußert er öfter: Ehe und Kinder sind die einzige Realität auf Erden, alles andere ist nur glänzendes Elend. Ein Produkt wie der Artur ist mehr als jedes Trauerspiel und jedes Epos. Er bringt den Kindern immer etwas mit, er erzählt ihnen Märchen aus dem Stegreif, er unterrichtet sie, besonders den Ernst, in Latein. Er will, wie er scherzend meint, mit seiner Schulmeisterei sich seinen Kaffee und seine Erdbeeren verdienen. Er nimmt den Ernst auf Reisen mit. Er schreibt an seinen lieben Trutsch (Artur) in einem solch naiven Tone, daß man erkennt, wie Lenau sich in die kindliche Seele hinein versetzen kann. Und dieser „herzige Spitzbube" schreibt auch an ihn. In den Briefen Lenaus an die Eltern vergißt er niemals die Kinder zu grüßen, selbst zu der Zeit, wo seine Gesundheit und seine Stimmung übel sind, erkundigt er sich nach ihrem Befinden. Die Kinder tauschen mit ihm Zärtlichkeiten aus. Des Abwesenden erinnern sie sich gern, ja sie wünschen ihm gute Nacht, als wäre er da. Und der Dichter glaubt, wenn er die Kinder küßt, der Mutter Hauch zu spüren. Er bittet Sophie, sich recht in das Leben ihrer Kinder hineinzuleben, wenn er fort ist, aber ihn überall hinzuzudenken und ihn oft zu nennen; denn ihre Liebe gehe auch durch die Herzen der Kinder. Und doch, so lieb sie ihm sind, bleibt ihm immer etwas Fremdes und Verletzendes darin, daß es nicht auch seine Kinder sind. Er sieht Sophie

besonders gern in ihrem lieben Kindertumulte des Morgens in ihrem unaufgeräumten Zimmer. Er wohnt nämlich öfter längere Zeit bei Löwenthals. So ist ein inniges und anhaltendes Zusammenleben mit Freund Niembsch, wie Max ihn nennt, ermöglicht. Er geht mit ihr und ihren Kindern spazieren, oft zur gewohnten Stunde. Er unterweist sie im Gitarrespiel, sie treiben lateinische Studien und anderes mehr. Er bringt ihr allerlei mit und verehrt ihr Blumen. Auch sie beschenkt ihn mit allerhand Nützlichem, sie malt ihm Blumenblätter und schmückt auch den Eingang ihrer Briefe mit Blumen.

Wie drängt es beide, da keine ernsten Hindernisse ihnen in den Weg gelegt werden, einander von den heiligsten Gefühlen und Gedanken Kunde zu geben! So entstehen die Liebesklänge Lenaus, jene wundersame Liebessymphonie, die bald zu den schönsten Akkorden des Glückes anschwillt, bald zu tiefster Klage herabsinkt. Sie sind besonders in den ersten drei Jahren der Bekanntschaft sehr reichhaltig. Er erwacht oft mitten in der Nacht und fühlt, daß er nicht eher einschlafen kann, als bis er ihr geschrieben hat. Kaum hat er die Augen offen, so greift er nach seinem Bleistift. Er erwacht aus schönen Träumen mit seligen Gedanken an sie. Die Träume klingen ihm den ganzen Tag hindurch nach. Wie freut er sich des Morgens auf den Abend, auf ihr liebes sieben Uhr, wo sie zusammenkommen! Abends kann er kaum fort von ihr. Noch beim Einschlafen ruft er ihren Namen ganz laut. Nach jenem oben erwähnten gegenseitigen Geständnisse tritt die Liebe bei Lenau wenigstens mit allen jenen Besonderheiten, wie sie des Dichters Charakter angemessen sind, zu Tage und hat sich mit einigen Unterbrechungen in der gleichen Art bis an seinen Zusammenbruch behauptet. Wie bei einem Menschen wie Lenau nicht anders zu erwarten ist, hat er dem Sturm sein Herz ohne allen Rückhalt weit aufgetan, er fährt auf höchster See, da läßt sich kein Anker werfen. Er fühlt, wie Sophie das ganze Saitenspiel seines Herzens in ihrer Gewalt hat, wie sie es vom sanftesten Säuseln bis zum gröbsten Sturm mit einem

Fingerdrucke rühren kann. Er fühlt also seine Abhängigkeit, doch er freut sich ihrer; denn sie ist eine freiwillige, wenn er sich die Gefahr auch nicht verhehlt, daß der leicht zum Bettler werden kann, der seine ganze Habe in einem geliebten Herzen beisammen hat. Aber ihm erscheint sein Glück inniger und desto teurer, je gefährlicher es ist. Voller Stolz darf er von sich sagen, daß sich keiner an Herzenskraft mit ihm messen kann, daß seine Seele alles hergegeben hat. Freilich fühlt er auch, daß der Affekt sein Leben verzehrt, aber diese Verschwendung macht ihm Freude. Diese Liebe wird ihm die heiligste Stätte seines Lebens. Alles, was er Teures hat und Liebes auf der Welt, das hat er in diese heimliche Kapelle zusammengetragen. Seine Phantasie ist unermüdlich und unerschöpflich in immer neuen Ausdrücken für seine Liebe. Sie ist ein liebliches Mysterium, dem er ewig nachhängen muß. Sie ist ihm das unbegreiflich hohe Weib, dem die letzte Kraft seines Gefühls und die letzte Dämmerung seiner Gedanken gehören. Das flache, staubige Penzing mit seiner vertieften Schmiedgasse, wo er so herrliche Stunden verlebt, ist ihm lieber als alle Alpen der Welt. Manchmal ist es ihm, als müßte er seine Seele aufschneiden, um sie ihr zu zeigen, wie sie ganz von ihr durchdrungen ist, wie jede Faser ihre Farbe trägt. An ihr hat er zum ersten Male im Gegensatz zu den früheren Bekanntschaften den vollen Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit erkannt; gilt ihm doch als das höchste Mysterium der Liebe das der Individualität! Sie erscheint ihm aus dem besten Kernstück der Schöpfung gemacht, sie ist ihm unersetzlich durch die schöne Natur, seine erhabene Freundin, durch den Verkehr mit großen Geistern, ja selbst durch die beglücktesten Stunden seines Kunstlebens; denn sie gilt ihm als die wunderbare Vereinigung alles dessen und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen, das ihn warm und unmittelbar in ihrer Nähe anweht. Er wird nicht müde hervorzuheben, wie sein Leben ohne sie arm und leer ist. Und doch würde man irren, wenn man aus diesen und ähnlichen Worten schlösse, daß es lediglich Seelen-

verwandtschaft und Geistesgröße ist, die sein Herz in ewiger Sehnsucht nach ihr sich verzehren läßt. Auch ihr Äußeres reißt ihn zur Begeisterung hin. Doch erwähnt er es selten. Wir erhalten kein deutliches Bild von ihrer Gestalt und Schönheit. Er spricht von ihrem holden Leibe, von ihrem Liebreiz, der in voller Blüte stehe, bei dessen Anblick seine ganze Seele zu klingen anfange, und von ihren schmalen, herzigen Sohlen. Besonders wenn ihr Auge strahlt, sowie er es nur sieht, wenn die Seele darin anschwillt, wenn es sich von dort auf alle die schönen Züge verteilt wie eine Überschwemmung von Seligkeit, dann hat er kein Auge mehr für den ganzen Frühling, dann gibt es für ihn kein Jenseits mehr. Ihr Bild, ihr liebes, zudringliches, an das sich all sein Sehnen und Drängen heftet, steht bis zur visionären Deutlichkeit vor seiner Seele. Die ganze Welt wird ihm zu ihrem Rahmen, und würde ihm ihr Anblick entrissen, so wäre der Rahmen leer und nichts. Wir sehen, der Sturm der Leidenschaft ist erwacht, die Wogen des Herzens gehen hoch; denn durch das Geständnis der Liebe ist der Damm gebrochen, der die Hochflut der Gefühle noch zurückhielt. Jenem ersten Geständnis folgt fast unmittelbar noch in demselben Monat das Bekenntnis: „Du bist mir so sehr das Äußerste meiner Wünsche und Empfindungen geworden, daß ich mich von dir nirgendshin sehnen kann als in den Tod. Und selbst diese Sehnsucht ist mir nur durch den Wunsch und die Hoffnung erträglich, daß ich dich dort wiederfinde, und daß du mich dort nicht mehr betrüben wirst. O könnt' ich doch einmal die Gewißheit fest in dich hineinküssen, daß ich dich grenzenlos liebe!“ Wir haben in diesem Bekenntnis beinahe alle Elemente dieser Liebe beisammen, schwärmerische Sehnsucht nach der Geliebten, verbunden mit Melancholie und Mystizismus. Und deutet jener letzte Wunsch nicht die sinnliche Leidenschaft an? Für ihn beginnt die Zeit, wo jeder Tag ihm aus dem Leben gestohlen scheint, den er ohne sie verleben muß, wo ihm das Leben ohne sie ein fortwährendes stilles Bluten seines Herzens ist. Er glaubt in eine schöne Zukunft hinauszublicken, die die

Liebe, die stärkste Macht im Himmel und auf Erden, ihm eröffnet. Und er singt ihr einen begeisterten Hymnus: „Die Liebe hat die Welt erschaffen und erhält und bewegt sie ewig, nur durch diese Liebe lernen wir sie begreifen. Sie hat sich unserer Herzen bemächtigt und alles, was ihr entgegen ist, muß verbrennen und vernichtet werden, wie ein Strohhalm in den brennenden Vulkan geworfen.“ So träumt er selig von seinem Glück und möchte jeden Augenblick festhalten und streicheln und bitten, daß er nicht so schnell an ihm vorübereile. Doch die Zeit ist ein kaltes, seelenloses Ding, sie würde sonst in Freude verloren stehen bleiben. Er lernt Augenblicke der Liebe kennen, wo das Herz im Himmel ist und jeden Wunsch vergißt. Er ist glücklich wie nie zuvor. Wenn er in einer glücklichen Stunde glaubt, es sei das Höchste in der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres nachfolgen könne, so ist es jedesmal eine Täuschung, und es folgt eine noch schönere Stunde. Ihm geht zuzeiten wenigstens die Erkenntnis auf, wie ungerecht es ist, wenn er seinem Leben Vorwürfe macht und es anfeindet. Wie mancher hat nicht einen solchen Augenblick gekostet, wie er doch schon viele mit ihr gelebt hat! Er lernt daher wieder glauben, an sich und seine Liebe, an sein Glück und an den Sinn seines Daseins. Er bekommt ein Gefühl der Heimatlichkeit, der Zweifel, ob ihm noch ein Glück blühen und ein Glaube erwachsen könnte, wird in ihm erstickt, der Haß, den die trügerische Welt in ihm erregt hat, wird gestillt. Was kümmert ihn noch die Welt? Mag das Leben immerhin seine verdrießlichen Trümmer an seinem unfreundlichen Ufer aufhäufen, eine einzige Welle der Liebe, des tiefen, weiten und gewaltigen Meeres, spült die Trümmer fort, als wären sie nie dagewesen. Es ist die glücklichste Zeit seines Lebens, Sophie selbst behauptet es. Ob aber Sophie gleich im Anfange dieses Verhältnisses wie der Dichter, vom Sturm der Leidenschaft erfaßt, zu dieser Höhe der Liebe geführt wurde, darauf kann wegen der vernichteten Zeugnisse von Sophiens Seite eine sichere Antwort

kaum gegeben werden. Man ist also auf Vermutungen nach den Liebesklängen angewiesen. Schon früh haben manche behauptet, es habe Sophie geschmeichelt, daß ein Dichter von der Bedeutung, wie sie damals Lenau zugesprochen wurde, ihr nicht bloß seine poetischen Huldigungen, sondern sein ganzes Leben zu Füßen gelegt habe, und es seien Eitelkeit und Koketterie mehr als Liebe im Spiel gewesen. Ob jene Leute recht haben? Sicher ist, daß Lenau zu wenig Spaß in der Liebe versteht. Er kann also das Benehmen Sophiens bei seiner leichten Erregbarkeit manchmal falsch gedeutet haben. Er selbst gesteht, daß er nicht mit ihr scherzen kann. Er spricht ihr einen gewissen Übermut zu, der aus dem Bewußtsein ihrer Gewalt entspränge, die sie über ihn ausübe. Während er gleich anfangs sich keinen Augenblick aus ihr hinausdenken kann, scheint sie doch auch anderen Gedanken Raum gegeben zu haben. Sie hat es ihn anfangs immer wieder fühlen lassen, wie großmütig sie sich darüber hinwegsetzt, daß er ihr zu alt ist. Sie hat zu ihm früh das Wort gesprochen: „Es ist nichts mit so einem Dichter“ und gemeint, er sei in seine alten Stimmungen zurückgefallen. Diese Meinung empfindet er als Unrecht, wenn er auch seinen Fehler eingesteht, daß er die Sphäre der Poesie und des wirklichen Lebens nicht auseinanderhalte und sich auch im Leben dem Zuge der Phantasie zu sehr überlasse. Diese Stellen zeigen vielleicht, daß ihre Liebe doch nicht so unermeßlich ist, da sie sich nicht über Äußerlichkeiten und Schwächen hinwegsetzen kann. Daß die Liebe nicht ganz ihre Seele ausfüllt, beweist ihr Wunsch, in Gesellschaften etwas zu gelten und nicht von anderen Frauen verdunkelt zu werden. Sie hat ihn auch öfter mit Zweifeln an seiner Liebe gequält, so daß er sie scherzhafterweise sein liebes Zweiferl nennt. Auch über gelegentliche Schroffheit von ihrer Seite beklagt er sich, ihre Kälte tut manchmal dem Frühling seines Herzens weh. Aber immer wieder bietet er sein reizbares Herz ihren zärtlichen Mißhandlungen dar. Welche Stelle dürfte deutlicher für die Verschiedenheit ihrer Liebe sprechen als die, wo er ihr sagt, daß

sie sein Herzblut sei und daß er darum nie den Wunsch habe, ohne sie zu leben, während sie ohne ihn wohl zu leben vermöchte! Mag man auch manches als Übertreibung ansehen und auf Rechnung der Empfindlichkeit des Dichters setzen, so bleibt doch immer genug übrig, um vermuten zu dürfen, daß sie nicht von vornherein auf der seligen Alpenhöhe der Liebe steht, wo die Welt tief unten verschwindet. Aber auch die Annahme wäre verkehrt, daß ihre Liebe nicht der seinen ebenbürtig, daß, wie schon erwähnt, Eitelkeit und Koketterie allein die Triebfeder gewesen seien. Würde sie sonst solche Anstrengungen gemacht haben, ihn sich zu erhalten, als er sich ihr entziehen und eine Ehe eingehen wollte, 1839 mit Kar. Unger, 1844 mit Marie Behrends? Würde sie, als ihren Freund das unheimliche Schicksal ereilt hatte, so bewegte Briefe an Fernerstehende, wie an Emilie Reinbeck und Schurz, geschrieben haben, denen sie die Angst ihres Herzens enthüllt, daß sie um das teuerste Leben ihres Freundes zittert? Sie würde sich's gern ein paar Lebensjahre oder alle kosten lassen, wenn dem Unglücklichen damit gedient wäre, so schreibt sie 1845. Bei solchem Unglück macht man keine Phrasen mehr, man schweigt dann lieber. So dürfen wir nach dem eben Dargestellten vermuten, daß Sophie anfangs die Liebe nicht so tief und ernst genommen hat wie Lenau, der ja von sich selbst gesteht, daß diese ihn im Glück wie im Unmut gleich an die äußersten Grenzen hinauszieht. Sie ist wohl allmählich von dem Ernst und der Tiefe seiner Gefühle im Innersten ergriffen und von seiner Leidenschaft angesteckt worden. Sie zieht von ihm den feierlichen Ernst an und gerät ganz in seinen Bann. Ihr eigener Vater ist sehr ungehalten über den nachteiligen Einfluß, den Lenau auf die Seelenstimmung seiner Tochter hat, und es kommt zu dem erwähnten Bruche zwischen den beiden. Sophie selbst hat kaum ein Jahr nach dem Anfang ihres inniger werdenden Verhältnisses erkannt, daß sie in sein Leben eingedrungen und es erschüttert hat, und sich Vorwürfe darüber gemacht. Sie hat zum ersten Male den unaussprechlichen Zauber einer großen Liebe gekostet, die ihr mit glühenden Worten

sagen konnte, was ein liebedürstendes Herz unter den Qualen der Sehnsucht leidet. Von einem solchen Glück hat sie einst geträumt, und nun, wo sie für immer gebunden ist, tönen Worte immer heißeren Verlangens in ihr Ohr. Sie sieht es in dem dunkeln melancholischen Auge des Dichters aufleuchten. Sie fühlt den Beruf in sich, ihn mit Welt und Gott zu versöhnen und den alten Riß, der einst durch sein Leben gegangen ist, zu heilen. Ihr „freudig Kämpfen und Entsagen" wird ihr schwer, noch schwerer aber ihm, dessen väterliches und mütterliches Erbteil zugleich die Leidenschaft ist. Schon früh mischen sich in die hellen, reinen Töne wildere des sinnlichen Begehrens. Er möchte sie für jeden guten Griff, den sie auf der Gitarre tut, küssen, und für jeden Fehler wieder, und richtig, im Winter 1836 küßt er sie tausendmal. Da beneidet er alle, die in ihrem Zimmer schlafen, jeden Stuhl beneidet er, der an ihrem Bette steht usw. Und sie hat in ihrer Nachgiebigkeit, die ihren Reiz ausmacht, wohl mit leisem Beben auf diese Ausbrüche der Leidenschaft gelauscht und ihn gebeten, sich zu mäßigen, doch hat sie dem Kuß und der Umarmung nicht widerstanden. Denn immer heißer flackert seine Leidenschaft, er möchte unter ihren Küssen sterben. Er sucht allerdings seine Leidenschaft zu beschönigen, wenn er meint, ein Kuß von ihr sei ein Trunk aus bester Quelle, wunderbar wie alles Gute und Schöne; er fache zwar den Kampf an, doch stärke er zugleich seine Kraft, unter der Gewalt ihrer Reize nicht zu erliegen. Mit mehr Wahrheit erkennt er später, daß dieser Kampf seine Seele in ein stachelvolles Dickicht ohne Ausgang hineinstürzt. Denn diese Küsse entflammen immer heißer seine Leidenschaft. Die Trennung auf längere Zeit wirkt wie ein schleichendes Gift, eine innere Unlust bemächtigt sich seiner, er vermag nicht recht zu arbeiten. Alle Freundschaft und Liebe, die ihn in der Ferne umgibt, vermag ihn nicht zu trösten. Er verliert das Vermögen, sich an anderen Menschen ohne sie zu freuen, er kann die Freundschaft nicht mehr recht pflegen, seit die Liebe ihn hat. Selbst der Natur wird er entfremdet. Das Verlangen nach ihr stürmt

ihm durch Leib und Seele. Ein stechender Drang, wieder zu ihr zu reisen, verzehrt ihn. Seine Phantasie ist rastlos geschäftig, ihm alle die Freuden auszumalen, die er mit ihr gewinnen könnte. Selbst im Traume noch küßt er sie. Ja, wenn er andere küßt, denkt er dabei nur an sie. Immer tiefer verwirrt er sich in dem Labyrinth der sinnlichen Leidenschaft. Heißere, begehrlichere Worte sind wohl kaum einer Geliebten zugeflüstert worden. Er möchte an ihrem Bette knien, das ihm wie das Grab seiner Nächte, der lieben, unwiederbringlichen, erscheint. Er sucht allerdings dies Verlangen nach ihrem holden Leibe damit etwas zu rechtfertigen, daß er ihn liebt, nur weil er herumliegt um die schönste, beste, allersüßeste Seele auf Erden. Diese Sinnlichkeit ist aus der Veranlagung seiner Natur erklärlich, die, wie schon erwähnt, in doppelter Weise erblich belastet ist. Die leidenschaftlichen Gedanken brennen ihm das Herz durch. „Der Mund, süß zum Vergehen. Ich muß abbrechen, es reißt mich schon wieder hinaus in die Strömung, allmächtige Liebe. Heiliger, wonniger, verschmachtender Jammer, daß du nicht mein bist, ganz tief mein — und mich doch so liebst“. Wie charakteristisch sind diese Worte für seine Leidenschaft! Einmal ruft er begeistert aus: „Und gäbst du mir auch alles, so wäre es doch nicht alles, ich fände immer neue, tiefere Hintergründe deines zauberhaften Wesens“. Ein andermal klagt er: „Ich möchte weinen, wenn ich denke, wie ich so zerfalle, ohne daß wir uns ganz umarmen dürfen“. „Weh mir! wäre ich lieber tot, als daß du nicht mein bist!“ Am Ziele der lang und heiß ersehnten Wonne muß seine Sehnsucht immer wieder umkehren, und darum wird sie irr und wild und verkehrt sich in Verzweiflung, so erklärt er selbst seinen eigenen Zustand. Denn vor diesem Ziele steht eine Schranke, die sie nicht durchbrechen wollen, eine eiserne Schranke, an der sie sich blutig stoßen — die Pflicht. Die Pflicht, die Sophie gegen ihren Gatten und ihre Kinder hatte, wenigstens äußerlich die Treue zu wahren und die Ehe nicht gewaltsam zu zerreißen. Denn an eine gesetzliche Lösung der Ehe konnte unter den damals

bestehenden Verhältnissen nicht gedacht werden. Auch seine Pflicht ist es, dem trefflichen Max das Wort zu halten und sein schönes Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Weil er Sophie so innig liebt, darum mag er nicht den Dorn der Reue ihr ins weiche Herz drücken. Aber das Bewußtsein der entsagenden Schonung kann ihm nicht zum Genuß werden, es bleibt ihm eine Qual; denn er kennt keinen Genuß, als den einzigen, den er stets wünschen und vor dem er immer zittern muß. Liebe und Pflicht sind so im ewigen Streite, und kein Ende dieses Zerwürfnisses wäre abzusehen, so lange er nicht imstande wäre, diese Liebe aus seinem Herzen zu reißen. Aber eher würde er sich den Tod geben; denn dann wäre der Nerv seines Daseins zerschnitten. Schon bald nach dem Geständnisse seiner Liebe stellt sich bei ihm die Überzeugung von ihrer Hoffnungslosigkeit ein. Im Gedichte „Einsamkeit“ entringt sich seiner Seele der erste Schmerzensruf. In dem Gedichte „Der schwere Abend“, das für Lenaus melancholische Stimmung bezeichnend ist, wünscht er sich und seiner Geliebten den Tod. Bei Gelegenheit eines Balles wird es ihm klar, daß seine Liebe eine weinende Waise inmitten der frohen Gesellschaft ist. Er erkennt, daß das Bild der Geliebten und ihre gemeinsamen schönen Stunden seinem Herzen mit der Treue und Schärfe des Unglücks eingezeichnet sind. Er ist eben ein Melancholiker; der Kompaß seiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Sein Unglück steht ihm unverrückbar gegenüber, seine verlorenen Summen werden mit jeder Stunde größer. Dann wird ihm zu Mut, als wäre er zum Sterben reif. Er wünscht, die Geliebte trüge schon den schwarzen Anzug. Sie ist eben nicht sein Weib; diese Wunde blutet, solange noch Blut in ihm geht. Dazu kommen störend die Verbindungen, die ihn von ihr abziehen, und der drückende Zwang der Verhältnisse. Er sieht aus diesem Wirrsal nur einen Ausweg, nämlich die äußeren Störungen und Mißklänge durch unerschütterliche, tiefste Eintracht der Herzen zu versöhnen. Das Unglück ist nur dann bis zu Ende zu tragen, wenn es ihnen eine Stärkung und Übung für die Ewigkeit ist. Ihr

gemeinsames Leiden wird ihnen dadurch heilig. Er hält es sogar für das festeste Bindemittel. Sie würde ihn vielleicht weniger lieben, wenn ihr Gefühl nicht unter Gefahren und Schmerzen aufgewachsen wäre. Er hat Augenblicke, in denen er vor Schmerz über ihr Los vergehen möchte, doch er kann es mit ihr vergessen und froh sein wie Kinder, die in der Wüste oder auf Gräbern spielen, bis sie plötzlich ihre Verlassenheit bemerken und zu weinen anfangen. Ja, ihre Liebe hat gerade dadurch etwas Rührendes und Schönes, daß sie die guten Augenblicke suchen müssen, wie eine flüchtige Gemse, unter beständiger Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen. Er betrachtet auch sein Unglück gern im verklärenden Lichte eines allgemeinen Verhängnisses. Wie ganze Völker oder Zeitalter muß auch er spüren, was er versäumt und verfehlt hat. Und doch sind dies alles nur schwache Trostgründe. Die Verzweiflung würde ihm keinen anderen Ausweg als den ins dunkle Land des Todes zeigen; denn die Liebe im Herzen zu töten, ist ihm unmöglich.

> Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
> So mußt du selber dich in seine Fluten senken.
>
> (Der schwarze See.)

Seine liebste Freude muß er unterm Mantel bis zum Grabe tragen; denn die Gegenwart seines Freundes Max, den er doch liebt, legt ihm Zwang auf. Hierzu gesellen sich noch die fortwährenden Besorgnisse um Sophiens Gesundheit. Es ist rührend, seine steten Bitten zu hören, sie möchte doch ihre kostbare Gesundheit schonen. Es sei so schrecklich, von den kalten, unerbittlichen Launen der Natur abzuhängen und zu sehen, wie des Menschen ganze Freude nur ein zitterndes Blatt sei. Wenn sie stürbe, würde kein Tropfen seines Blutes so treulos sein, noch länger sein Wesen zu treiben.

So zerreißen Befürchtungen und widersprechende Empfindungen seine Seele. Er würde wohl seinem düsteren Schicksal oder der Verzweiflung, wie er sie im „Schwarzen See“ schildert, bald zugetrieben worden sein, hätte die Liebe ihn nicht gelehrt, einen Glauben finden, an den er sich in

seiner Not klammern kann. In früheren Zeiten hat er an der Unsterblichkeit gezweifelt. Jetzt muß er, wenn er nicht verzweifeln und alles hinwerfen will, Vergeltung hoffen in einem jenseitigen Leben, wo ihre Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Ihr Glück, so folgert er, darf ihnen nicht vorenthalten werden, es wäre ein Riß durch ihre ganze Ewigkeit, wenn sie es dort nicht fänden. Denn wenn zwei Menschen so zusammengehören wie sie beide, können sie auch hoffen, daß sie einmal zusammenkommen. Haben sie gelernt, in allen Wechseln dieses Lebens sich immer wieder zu finden, so werden sie sich dereinst beim großen Wechsel dieses Lebens in ein ewiges desto leichter finden. Wie kommt dieser Trost und diese Hoffnung in seine Seele? Durch die Macht seines Dichtergeistes, der die Liebe idealisiert. Die Liebe ist eine der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit. Viele denken zu merkantil-brutal von ihr, wenn sie meinen, sie sei nur zur Fortpflanzung der Gattung da. Sie ist hauptsächlich fürs ewige Leben der Individuen da. Und da jene ihrer Liebe versagt ist, so wollen sie sich fest an dieses halten und die ganze Macht ihrer Liebe in ihr Inneres kehren. Diese Liebe führt ihn zum Glauben an Gott zurück, den er verloren und, wie sein Faust beweist, stets heiß gesucht hat. Sie lehrt ihn die tiefe Bedeutung der Individualität erkennen. In mancher Stunde, die er mit der Geliebten leben darf, dringt es ihm tief und fest ins Herz hinein, daß sie ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen, liebenden Gottes ist; denn starre und herzlose Naturkräfte können nicht ein Wesen wie seine Geliebte zustande bringen. In ihrem Umgange findet er mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Ihr Wesen erscheint ihm immer unerschöpflicher. Diese immer tieferen Abgründe ihres Lebens verbürgen ihm seine Ewigkeit. Sie ist der liebevollste Gruß, den ihm Gott gesandt hat. Er möchte immer auf sie lauschen, und wenn ihm die Zweifel an Gott kommen, seinen Kopf in ihrem Schoße bergen und alle Zweifel und Kümmernisse vergessen. Zuweilen jedoch naht sich dem friedlichen Hause seiner Liebe ein wildes Tier aus jener Wüste,

in der er sich vorher umhergetrieben, und schreit nach ihm und will ihn zurückrufen. Er aber folgt dem Rufe nicht, sondern bleibt bei Gott und seiner Sophie, die ihn zu ihm geführt hat. So hängt also seine Liebe mit seiner Religion zusammen. Er kann die eine nicht aufgeben ohne die andere. Überall, wo er Gottes starke Hand fühlt, spürt er auch ihre liebe Hand, und er kann oft beide nicht voneinander unterscheiden. Wenn er sie beleidigt, kommt er sich vor, als sei er von Gott abgefallen. So wurzelt also seine Liebe durch sein Herz hindurch in Gott, sie ist ein Teil von Gottes eigener Liebe. Besonders in ihrem heiligen Auge erblickt er die ganze Fülle des Göttlichen. „In einem so schönen Auge zeigt sich der Stoff, aus welchem einst unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe“, so sagt er auf einem der lesenswertesten Zettel. Den Himmel kann er sich nicht anders denken, als daß dort sicher und bleibend sein wird, was hier unsicher und flüchtig ist. Er malt es sich aus, wie es dort wäre, seine Luft ihr Atem, sein Licht ihr Auge, sein Trank ihr Wort, seine Speise ihr Kuß, sein Lager ihr Herz, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr. Sie werden sich dort noch inniger lieben als hier. Mit ihr wird er zu den Füßen Gottes sitzen und sie festhalten. Auch Sophie hat sich ganz in diese Gedanken eingelebt, wie ihre Worte an Schurz beweisen: „Wir waren so gewöhnt, unser Glück jenseits des Grabes zu suchen, daß der Tod uns immer als der schöne Genius der Griechen erschien und wir seiner stets mit sehnsüchtiger Liebe gedachten.“ Hat nicht solche Auffassung etwas Klopstock-Seraphisches an sich? Tröstet sich doch auch Klopstock damit, im Jenseits mit seiner Fanny vereint zu werden. — Hat nun Lenau sich immer auf der Höhe einer solchen Auffassung gehalten? Wenn wir nur des Dichters Worte beachten, würden wir diese Frage bejahen müssen; denn noch im Jahre 1841 schreibt er: „Diese Liebe ist immer größer und tiefer geworden. Sie ist nicht mehr in mir, ich bin in ihr. Sie ist mein Gott.“ Und doch sprechen die nach dem Savonarola geschriebenen „Albigenser“ gegen ihn selbst; denn

in dieser Dichtung triumphiert wieder der Zweifel, und der Glaube an die Unsterblichkeit ist ins Wanken gekommen. Auch ist der Gedanke an ein Glück im Jenseits nicht stark genug, ihn in jeder Lage zu trösten. So zum Beispiel entlockt ihm das Weh der Trennung geradezu hoffnungslose Gedanken. „Mich freut eben gar nichts, und ich wollte, es wäre alles vorüber." Sein Betragen gegen andere artet zuweilen in Grobheit aus. Das Wiedersehen, auf das er wartet, ist schmerzlich; denn in der ersten Minute desselben stoßen sie schon blutig an die eiserne Schranke an. Auch ist diese hohe Liebe nicht imstande, öftere Verstimmungen zu verhindern. Er läßt sich manchmal zu leidenschaftlicher Heftigkeit gegen sie hinreißen, wenn sie gegen ihn kalt ist. Doch möchte er sich dann für jedes unfreundliche Wort den Tod geben. Noch mehr als über ihre Kälte ist er über ihre Zweifel erzürnt, die sie an seiner Liebe gehabt zu haben scheint. Sie spricht die Befürchtung aus, es möchte der Wunsch in ihm erwachen, einen eigenen Herd und eine eigene Familie zu haben, wonach er sein Leben lang heiß verlangt hat. Sie bittet ihn, ihr nicht aus Mitleid treu zu bleiben, wenn die andere, wahrscheinlich ihre Cousine Marie Adamek, einen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er aber weist mit Entrüstung diesen Gedanken von sich. Eine Treue aus Mitleid sei der schnödeste Verrat, weil er versüßter Verrat sei. Einen eigenen Herd möge er nicht, wenn sie nicht seine Hausfrau sei, und Kinder möge er nicht, wenn sie sie ihm nicht geboren. „Du bist mir verfallen", ruft Sophie ihm darauf zu. Das Wort ergreift ihn freudig, ihm ist, als habe der Himmel gesagt, er sei ihm verfallen. Und doch steigen ihm gleich nach dieser Versicherung Bedenken auf. Er meint, es wäre besser ein Trauerspiel zu schreiben als ihr beiderseitiges Leben schonungslos ins Tragische hinauszutreiben. Dies ist die erste Andeutung dafür, daß dem Dichter das Bewußtsein aufgedämmert ist, welche Gefahren ihre Liebe in sich birgt. Die Fahrt mit ihm ist kein Scherz. Er ist der Geier, der sie in den Krallen hat. Dunkel regt sich der Wunsch, die Gefahren, die ihrem Leben drohen, zu meiden. Ein Halbjahr später

(22. Juni 1838) spricht er es deutlich aus, daß er eine seltsame Scheu hat in seinem Herzen herumzuwühlen und einen schmerzlichen Unmut heraufzubeschwören. Er ist auf einer gewissen Höhe des Kummers angelangt, und manchmal klopft ein Dämon bei ihm an. Was aber dieser Dämon ihm zuflüstert, erfahren wir aus einer späteren Stelle. Er brauche nur eine Kraft, die in ihm schlummere, herauszulassen, um mit einem Satze auf dem alten Boden der Freiheit zu stehen. Er habe in der Zeit ihrer Liebe seinen Willen vernachlässigt und der Leidenschaft niemals ein ernstliches Halt zugerufen. Wenn er es einmal täte, wäre er gewiß ruhiger und gesicherter. Nur manchmal, so schränkt er nachher diesen Gedanken ein, ist es ihm zu Mute, als wäre er seiner noch mächtig genug, sich loszureißen. Nur im Falle einer enormen Kränkung wird er gewaltsam, aber auf keinen Fall niederträchtig handeln. Er verlangt mit einer gewissen Entschiedenheit ihm einen festen, inexpugnablen Punkt zu lassen, die Kraft, in den Himmel oder in die Hölle nach seinem Willen zu gehen. Zweierlei erkennen wir hieraus. Es ist öfter zwischen den Liebenden zu Verstimmungen und Kränkungen gekommen. Einmal glaubt er sogar, wenn auch nur vorübergehend, die Sache ihrer Liebe und die Sache Gottes als zweierlei betrachten zu müssen, als sie auf einem Einbaum ihr Leben und damit seine Zukunft aufs Spiel gesetzt hat. Dann tritt in diesem Streite auch das Bestreben des Dichters hervor, sich aus seinen Fesseln zu befreien. Und wirklich, ein halbes Jahr später erleben wir das Schauspiel des Versuches der Lösung des Verhältnisses. Die berühmte Sängerin Karoline Ungar hat mit ihrem Spiel und Gesang einen Sturm in seiner Seele geweckt. Sie will die Seine werden und sieht es als ihre Sendung an, sein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Uns interessiert wohl in diesem Fall am meisten die Art, in der er das Verhältnis zu Sophie zu lösen versucht. Er schneidet nicht etwa mit entschlossener Hand alle Bande durch, die ihn mit Sophie verknüpfen, nein, er wird sich erst recht bewußt, was sie ihm

bisher gewesen ist, das nächste Herz auf Erden, das ihn und seine tiefste Geschichte kennt. Er verschweigt sogar Karoline nicht, daß Sophie seine höchste, entscheidende Rücksicht ist. Der Knoten ist geschürzt: verstößt er Karoline, macht er sie und sich zugleich elend; entzieht Sophie ihm ihr Herz, so will er sterben. Und doch löst sich der Knoten diesmal noch leicht. Denn dem Dichter, der anfangs in einer gewissen Verblendung das Theatralische und Gemachte in Karolinens Verhalten nicht gesehen hat, gehen hierüber allmählich die Augen auf, ihm, der an das Weib als solches die strengsten Anforderungen stellt und von der Weiblichkeit immer den höchsten Begriff hat, kommt über Karolinens Leben und Charakter allerhand zu Ohren. Schüchtern deutet er der Sophie noch im Dezember desselben Jahres in dem Gedicht „Der Kranich" an, daß er gern zu ihr zurückkehren möchte. Zwei Monate später ist er wieder der Ihre bis ins Innerste seines Wesens. Der Wiederaufbau ihres Vertrauens ist seine wichtigste Angelegenheit. Sie soll nie mehr für ihre Liebe fürchten. Der Tag, an dem sie sagt: „Ich glaube wieder ganz an dich," wird der schönste sein, den er noch auf Erden zu hoffen hat. Zugleich stellt er das Verhältnis einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft mit Karoline fest, wobei diese keine Spur von Groll oder verletzter Eitelkeit zeigt. Er ist einmal in den Gedanken verrückt gewesen, ein Glück außer Sophie zu finden. — Die alten Töne der Sehnsucht und Liebe erklingen bald wieder. „Ich bin dein allein und kniee in diesem Augenblick an deinem Bett und küsse dir tausendmal die süßen Augen, die schon so viel und heiß um mich geweint haben." Ihr aber scheint das volle Vertrauen nicht so bald wiedergekehrt zu sein, im Gegenteil, sie behauptet, daß sie an ihn nicht mehr glauben könne und ihr ein völliges Erkalten und Abscheiden seines Herzens gar wohl denkbar sei. Bei ihm jedoch ist die alte Liebe wieder in ihrer ganzen großen Macht da. Wie ein frommer Mönch alles im Namen Gottes tut, so tut er wieder alles in ihrem Namen, in ihrem Andenken, ihrer Liebe. In der Ferne und während seiner Krank-

heit schüttelt ihn das Sehnsuchtsfieber ärger als je, er stammelt Liebesrasereien, die wohl zu dem Glühendsten gehören, was je ein Liebender geschrieben. Und doch bereiten uns Aussprüche, wie: „Noch lebt es in meinem Herzen wie jemals für dich, wenn auch ein trauriges Absterben sonst darin zu spüren ist," langsam darauf vor, daß sein Lieben und Leben einer Katastrophe entgegensteuert. Beim Lesen seiner Briefe, in denen der Unglückliche selbst die Katastrophe schildert, ergreift uns ein unheimlicher Schauder. In dem von ihm gefürchteten vierschrötigen Jahre 1844 geht es mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend bergab; seine Gemütsstimmung ist übel und seine Gesundheit nicht viel besser. Neben manchem anderen haben die Erschütterungen, denen sein arg gerütteltes Herz durch diese Liebe ausgesetzt ist, seine Kräfte untergraben. Noch einmal macht er den Versuch, dem unhaltbaren Zustand, in dem er sich befindet, zu entrinnen und verlobt sich schnell, ganz wider Erwarten seiner Freunde und ohne Sophie vorher ein Wort zu sagen, mit Marie Behrends, der Tochter eines verstorbenen Frankfurter Bürgermeisters. In welch neue Kämpfe hat er sich dadurch gestürzt! Denn trotz seines Verlöbnisses will das Bild Sophiens in seiner Seele nicht untergehen. Er kann dem dringenden Bedürfnis nicht widerstehen, ihr seine Krankheit und sein Seelenleid zu klagen. Er kann ähnlich wie bei seinem Verlöbnis mit Karoline seinen Zusammenhang mit Sophie nicht aufgeben, ja er träumt davon, seine Verlobte als Dritte in ihren Bund mit Vertrauen hineinzuziehen, um so ein schönes und glückseliges Leben zu führen. Da bereitet der furchtbare Dämon des Wahnsinns, vor dem er immer ein geheimes Grauen empfunden hat, diesen Träumen ein jähes Ende. Was mag Sophie empfunden haben, als sie die entsetzliche Wahrheit erfuhr, die sie wohl nie so in ihrer Größe geahnt hatte, als sie hören mußte, daß ihr geliebtester Freund in seiner Raserei sie geschmäht und ihre Briefe und Bilder vernichtet hatte! Eine Ahnung von ihrem Seelenzustand geben uns ihre Briefe an Emilie Reinbeck, in deren Hause

der Dichter in die Umnachtung verfallen war. Ihr gequältes Frauenherz flüchtet zu der, die ihr eben wegen dieser Liebe nicht wohlgesinnt ist. Sie hat den Tod des unglücklichen Freundes lange überlebt. Ihre liebsten Gedanken waren der Erinnerung an jene Liebe geweiht. Rührt es uns nicht, zu hören, wie sie als Greisin noch kurz vor ihrem Tode das Bild des Dichters auf einen Sessel gestellt und Zwiesprache mit ihm gehalten hat!

Das Urteil der Welt, die bei gewissen Liaisons mitleidig ein Auge zudrückt und den Männern gern das Recht des freien Sichauslebens einräumt, hat beide Liebende hart getroffen. Sie hätten nicht bedacht, daß Sophie Gattin und Mutter gewesen sei, und hätten ihrer Neigung nicht mit Entschlossenheit Einhalt getan. Sophie hat sich gern auf Schillers Äußerung gegen Lotte berufen: „Ein Mensch, der liebt, tritt sozusagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind.“ Anastasius Grün, der die Psychologie des Verhältnisses treffend charakterisiert hat, sagt mit Recht: „Wir dürfen ebensowenig anklagen, als wir zu entschuldigen vermögen.“ Wir müssen das Menschliche daran verstehen wollen, nicht um es zu verzeihen, sondern um es gerechter und milder zu beurteilen. Aus unserer Darstellung erhellt wohl zur Genüge, daß beide leidenschaftlich veranlagt sind, der Dichter sogar in erheblicher Weise. Beide sind träumerische Gefühlsmenschen, denen weder Erziehung noch Schicksal einen energischen Willen gegeben haben. Im Gegenteil, ihr Schicksal, besonders das des Dichters, ist nicht freundlich und einer heiteren Lebensauffassung günstig, wie sie diejenigen bekommen, deren Leben im allgemeinen glatt und glücklich verläuft. Es bleibt daher das Wort Rousseaus zu Recht bestehen, daß ein mit Empfindungen begabtes Herz ein wehevolles Geschenk des Himmels ist. Denn die hochgehenden Wogen der Empfindung verdecken der Vernunft die Aussicht, und wenn die Menschen sich aus den Wogen empor-

gerungen haben, dann ist es meist zu spät. So ist es auch bei Lenau. Als er die Gefahren erkennt, ist seine Kraft schon gelähmt. Mit seiner unglückseligen Veranlagung und mit seinen aus tiefstem Herzen kommenden Leiden sollte man daher eher Mitleid haben als auf ihn einen Stein werfen. Pharisäer, die sich gern mit dem Mantel der Tugend spreizen, mögen in dem furchtbaren Untergange des Unglücklichen, dessen Schicksal vielleicht schon bei seiner Geburt verhängt war, eine Strafe für seine Sünden sehen. Sie sind dieselben wie zu Christi Zeiten geblieben, sie richten gern, und doch, wer weiß, wie sie gehandelt hätten, wären sie an Lenaus Stelle gestanden! Ob in ihren Herzen so viel Empfindung für Dankbarkeit und Treue gewesen wäre, um den tausendfachen Versuchungen zu widerstehen und das Ärgste von sich fernzuhalten? Münch, ein Freund Lenaus, sagt einmal treffend: „Die Menschen wollen von dem Dichter, daß er etwas ganz Außerordentliches mache, aber sie wollen, daß er im Leben so sei wie andere.“ Diese Menschen haben eben kein Verständnis für eine große, echte Leidenschaft, die, aus tiefstem Herzen geboren, in Konflikt mit der bestehenden Sitte gerät, eine Leidenschaft, die einen ewigen Kampf, wenn auch vergeblich, führt, die nicht rasch verflackert, sondern ein Jahrzehnt hindurch das ganze Sein des Menschen ausfüllt, die nicht bloß auf Sinnlichkeit, sondern auf tiefstes Seelenverständnis und engste Geistesverwandtschaft sich gründet, die, wie er selbst sagt, eine Schule ewiger Gedanken und Gefühle wird. Seine Phantasie wird dadurch in ungeahnter Weise befruchtet, sein Geist erhält tausendfache Anregung. Er ist die ganzen Jahre hindurch bis zu seiner Umnachtung in einem regen Austausch der Gedanken mit ihr gestanden. Er teilt ihr alles mit, was ihn bewegt und interessiert, alles ohne Rückhalt, ja ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht. So berichtet er von seinen Reisen in anschaulichen Schilderungen, von seinen Stimmungen, seinem Tageslauf, von seinen Bekanntschaften und Freunden, über die er sich recht offen, manchmal sogar derb ausspricht, von seinen Vermögensangelegenheiten, seinen literarischen Geschäften, seinen Korrekturen usw.

Er gibt öfter vernichtende Kritiken zeitgenössischer Schriftsteller, er erstattet ihr über seine Lektüre Bericht. Ein Kriterium, ob ein Buch von den ganz echten und guten sei, ist ihm das Gefühl, das ihn drängt, dieses Buch ihr zu bringen. Er bespricht mit ihr religiöse und philosophische Probleme, die über den Geschmack und die Fassungskraft der Durchschnittsfrau hinausgehen. Er erzählt besonders gern von seinem Verkehr mit dem Münchener Theosophen Baader und dem dänischen Theologen Martensen. Im Scherze stellt er es als erstrebenswertes Ziel hin, daß er und sie als seine Hausfrau den Martensen und Baader in Kost hätten. Denn mit solchen Menschen würde ihr Geist größer und tiefer. Sie streifen auch allgemeine Themata, die zwischen einem Mann und einer Frau seltsam erscheinen können. Verständigungen darüber seien nur bei wenigen Frauen zu erreichen, bei den anderen käme man zuweilen auf Moor und Sumpf. Gefährliche Streifzüge für andere, seien derartige Gespräche nur neue Bekräftigungen des Vertrauens und der Hingebung. Es ist eben zwischen beiden geistige Verwandtschaft vorhanden. Diese übertrifft, wie er feinsinnig bemerkt, an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgeartete Blätter produziert, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Vor Sophie schließt er Herz und Hirn auf, soweit es aufgeht. Er bespricht alle Fragen, die die Poesie und vornehmlich seine eigene angehen. Er verdankt ihr nicht nur die Anregung zu zahlreichen Gedichten, die die Geschichte seiner Liebe widerspiegeln, darunter Perlen seiner Lyrik, sondern auch zu den Stimmungen und Ideen seiner größeren Werke. Dies aber im einzelnen nachzuweisen, dürfte eine besondere Untersuchung beanspruchen. Hätte er zum Beispiel ohne sie den Savonarola schreiben können? Worte und Blicke der Geliebten geben ihm Klang und Licht zu einem schönen Traum, den er im Savonarola verwertet. Er möchte den belebenden Hauch ihrer Seele auch über seine Albigenser wehen lassen. Doch später, als er denkt, daß dieses Werk ihn vielleicht für immer von ihr trennen

kann, ist es ihm zuwider geworden, und er muß fürchten, daß aus ihm nie etwas Rechtes werden wird. Auch für seinen Don Juan zeigt sie rege Teilnahme, sie schreibt viel Schönes und Treffendes über ihn; selbst noch in einem Brief, den sie an ihn während seiner Wahnsinnszeit richtet, berührt sie das Thema. Ihre Lobsprüche sind Haber für seinen Pegasus, der beste, der für ihn gewachsen ist. Er hat nur mit halber Seele gearbeitet, solange er ungeliebt war, und ist er von ihr getrennt, geht es wieder so. Er leidet dann an einer merkwürdigen Verarmung der Gedanken; denn er ist der lieben Quelle ferne, aus der er Gedanken und Gefühle zu schöpfen gewohnt ist. Treibt auch hie und da ein Gedanke in ihm, so welkt er bald, bevor er gereift ist. Doch er will die frühwelken Gedankenblüten zu ihr bringen und in ihrer Nähe wieder aufleben lassen. Wie gerne setzt er ihr die Ideen seiner Werke auseinander, zum Beispiel die des Savonarola! Wenn er einen neuen Plan hat, teilt er ihn ihr sofort mit. Sie nimmt an allen seinen Schöpfungen den regsten Anteil, viele Gedanken und Empfindungen darin begrüßen sie wie Kinder eine Mutter. Da sie so mit seinem Schaffen vertraut ist, begreifen wir, daß er sie um Rat bei Änderungen in seinen Werken bittet. Ja, er vertraut ihrem poetischen Geschmack so sehr, daß er durchaus keine Gründe für das verlangt, was sie in seinen Werken anders wünscht. Der Ausspruch ihres feinen und sichern Gefühls, das er schon als Leitstern erprobt hat, genügt ihm vollständig. So ist sie seine literarische Ratgeberin, ja seine Muse geworden. Denn sie hat in ihm das Tiefste und Schönste geweckt, dessen er fähig ist, sie hat, was an seinem Talente das Beste ist, sein Herz, gebildet, das Diabolische, das offenbar in seinem Charakter vorhanden war, gemildert und ihm die Sehnsucht nach Erlösung und Vereinigung mit Gott ins Herz geträufelt. Er ist, wie er in dem schönen Geburtstagsbriefe des Jahres 1837 bekennt, durch sie besser geworden. Die hohe Meinung, die sie von ihm hat, ist ihm ein dringendes Gebot, sich ernstlich zu veredeln, damit er nicht allzutief unter dem Wert bleibe,

den sie ihm gibt. So ist ihr Einfluß auf Geist und Gemüt des Dichters unermeßlich. Er zählt sie daher den drei großen Lehrmeistern zu: Beethoven, dem Meer und dem Hochgebirge, von denen er das Beste und Meiste gelernt hat, oder vielmehr durch diese vier von Gott.

Diese Liebe, die seinem Leben zum Verhängnis geworden ist, hat seiner Dichtung zum Segen gereicht. Sie hat ihn in seinem Dichterstreben angefeuert, auf die Menschheit zu wirken, sie hat ihm eine Fülle tiefer Gedanken und Gefühle ins Herz gesenkt, sie hat ihm einen neuen Frühling gegeben. Mit jedem Stück Dichtung geht zwar ein Stück Leben dahin, aber eben dadurch erhält sie den Stempel des Echten und Selbsterlebten. So ist ihm die Verbindung mit ihr zur innersten und gediegensten Substanz seines Lebens geworden. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß diese Liebe ihm ein Gefühl unendlichen, vorher unbekannten Glückes, wenn auch nur für Augenblicke, gegeben hat, so daß jeder Winkel seines sonst so finsteren Herzens festlich beleuchtet ist. Er kann daher mit Recht ausrufen: „Es ist ein großes Glück für einen Dichter, eine solche Geliebte zu haben, wie du. Du bist mein bester Umgang, meine Liebe, mein Ruhm, meine Kirche, alles in einer schönen Gestalt.“

Robert Hamerling als Dichter und Philosoph.

Von

Dr. Bernhard Münz.

I. Hamerling als Dichter des Optimismus.

Hamerling hat bekanntlich Giacomo Leopardis Gesänge übersetzt, deren Grundton die Trostlosigkeit der Weltanschauung bildet. Niemand hat, nach dem Zeugnisse Schopenhauers, den Pessimismus so gründlich und erschöpfend behandelt wie Leopardi. „Er ist", wie Schopenhauer in seinem Aufsatze über die Nichtigkeit des Lebens bemerkt, „von demselben ganz erfüllt und durchdrungen; überall ist der Spott und Jammer der Existenz sein Thema; auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, daß er niemals Überdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt." Zu der reichen schöpferischen Phantasie und der hohen Verstandeskraft gesellte sich bei dem Grafen Leopardi die unheilbare Krankheit, der unsägliche Schmerz. Er bediente sich der edlen Sangeskunst, um demselben Ausdruck zu geben. Hamerling sagt treffend von ihm: „Er sang sozusagen die Hölle mit den Melodien des Paradieses... Kräftig und kühn in den ersten Regungen des Unmuts, die der Schmerz, den er im eigenen Leben, wie im Leben des Universums herrschend fand, in ihm erweckte, trotzig und furchtbar in der Verzweiflung, der er sich später überließ, nachdrucksvoll bei außerordentlicher Einfachheit im Hinbrüten einer lebensmüden Resignation, die ihn zuletzt überkam, versinnlichte seine Ausdrucksweise zu gleicher Zeit die Mannig-

faltigkeit, die Einheit und die Vollendung des universellen Lebens selbst, sagte alles in allen Arten, in welchen es gesagt werden konnte."

Hamerling hat Leopardis Gedichte trefflich nachempfunden und nachgedichtet, zumal er mit ihm das unheilbare Übel gemein hatte, das ihm Mark und Bein tief durchdrang und ihm zuletzt den Tod brachte. Er hat, ein wahrer Märtyrer, viel, schwer, furchtbar gelitten, seelisch und körperlich, und außer der Freude, die ihm das eigene, sein enges Sein im ewig Schönen erweiternde Schaffen und das erhebende Bewußtsein, nicht umsonst gelebt, für die Mit- und Nachwelt geschaffen zu haben, bereitete, wenig Süßes im Leben genossen. In einem seiner spätesten Gedichte „Tausend gold'ne Träume" zog er die überaus tragische Bilanz seines Lebens:

Tausend gold'ne Träume
Weben in den Winden,
Tausend gold'ne Schäume
Lenzeslust verkünden;
Tausend gold'ne Sterne blinken —
Doch nicht einer will mir winken;
Tausend gold'ne Blumen blühen,
Keine fragt: willst du mich pflücken?
Möchte dir den Busen schmücken!
Tausend Flammenaugen sprühen,
Tausend schöne Mädchen glühen,
Wandeln lächelnd durch die Gassen,
Schwärmen durch die Haine.
Und von all' den Tausend spricht nicht eine:
Küsse mich, mein Freund, ich bin die Deine!

Es ist traurig, aber wahr. Er, der des Liebesglückes so dringend bedurft hätte, fand bei den Frauen so wenig echte Liebe, daß sich seinen Lippen die bange, bei ihm aufs seltsamste anmutende Frage entrang:

Aber der Schrecken schrecklichster
In dieser Welt —
Ist's nicht die Schönheit?

Wenige Monate vor seinem Tode, am 12. Januar 1889, sprach er mit Rosegger über Zola, da brach

es plötzlich mit elementarer, vulkanischer Gewalt hervor: „Einen Materialisten nennt ihr Zola! Einen Naturalisten nennt ihr ihn! O, das ist er nicht. Zola ist Idealist, kindlicher Idealist. Er schildert die Menschen viel zu gut. Die Menschen sind unsagbar schlecht. Sie, lieber Rosegger, leben in Ihren vier Wänden still dahin und haben keine Ahnung davon, wie schlecht die Menschen sind! Die kindischen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es gibt kein Glück, es gibt keine Treue, es gibt nicht einmal eine Mutterliebe. Lassen Sie's, ich will nichts." Mit der Hand winkte er dem Freunde, zu gehen. Rosegger ging und war unaussprechlich traurig, denn er sah nun furchtbar deutlich, daß der edle, geliebte Freund der unglücklichste Mensch auf Erden war. Am nächsten Morgen erhielt er von ihm ein überaus warm und innig geschriebenes Briefchen, in dem er ihn wegen der gestrigen Aufwallung um Verzeihung bat. Wenn er auch leider im ganzen darin recht behalten werde, daß es keine Treue gebe, so müsse er doch Eines widerrufen: es gebe eine Freundestreue, welche der größte und letzte Trost seines verlöschenden Lebens sei.

Auch scharfe, boshafte Kritik und Unterschätzung sind ihm nicht erspart geblieben und er war dagegen äußerst empfindlich. Bei seiner Naturanlage schmerzte ihn jeder Tadel mehr, als ihn die feurigste Anerkennung befriedigte.

Sein qualvolles Leiden dauerte nahezu dreißig Jahre. Er ertrug es mit schmerzlicher, doch himmlischer Ergebung. Er war ein wahrer Heros des Leidens. In einem vom 27. April 1877 datierten Briefe an Karl Debrois van Bruyck[1]) lesen wir: „Sie nennen sich einen Pechvogel; für mich wäre dieser Name noch ein bißchen zu harmlos. Die beiden ersten Dezennien gehörten der Not, der bitteren Entbehrung jeder Art; das dritte der Krankheit, die mir kaum eine Stunde ruhigen Behagens ließ: mit dem vierten nahm ein anderer düsterer Dämon von mir Besitz, ein seelisches Ungemach, das meine

[1]) Vgl. die von Josef Böck-Gnadenau herausgegebenen „Ungedruckten Briefe von Robert Hamerling". (Wien 1897—1901.)

Existenz schmählich verbitterte und vergiftete. So gingen meine besten, nie wiederkehrenden Blütenjahre hin! Glauben Sie mir, ich hätte hundertmal mehr als Dichter geleistet, wenn mein Leib gesund, meine Seele frei und entlastet gewesen wäre!" Und in dem letzten Briefe an ihn vom 24. März 1889 schrieb er: „Als Pechvogel überrage ich cimborasso-artig meinesgleichen!" — Markerschütternd sind die im Jahre 1888 im Marterbette an Rosegger geschriebenen Worte: „Auf die Augenblicke, wo ich die mir meist einzig erträgliche Rücklage im Bette mit eingezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht, wie der Jäger auf das Wild. Diese Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr nachts. Gott helfe weiter! Mein Befinden ist derart, daß ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte."

Nach alledem gemahnt er uns an den Geisterfürsten der Berge, an Rübezahl, der in dem gleichnamigen Gedichte traurig im Felsendom eingeschlossen sitzt und sehnsüchtig dem träumerischen Liede von einer schönen Lilie lauscht, die drunten im Tale blüht; an seinen „Correggio", dessen Bilder von warmem Lebensdrange überquellen, während all sein Glück in Wahrheit

„Nur Stein und Farbe, nur ein Schein
Für andrer Menschen Aug'"

ist, und an seinen „geblendeten Vogel", dem wunderbar in Finsternissen und in winterlicher Öde der Stern des Gesanges erglüht. Man kann seiner nie ohne ein Gefühl tiefster Wehmut gedenken.

Wie aber derjenige, in dessen Gesängen neben den Klagen des Leids nicht auch die Lebenslust zuweilen plötzlich aufjauchzt, kein echter Dichter, weil kein echter Mensch ist, so finden sich auch in Hamerlings Schöpfungen die beiden Urtöne des Menschengemüts mit gleicher Kraft angeschlagen. Neben der Todessehnsucht gibt er dem Lebensdrange mächtigen, urgewaltigen Ausdruck, er ist himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt. Er hat neben den leidvollen Stimmungen auch Momente

der Daseinsfreude, wo es wie mit lindem Hauche seine Stirn umfächelt, wie ein Sonnenstrahl in die Tiefen seiner Seele fällt.

Wir täten indes dem wirklichen Dichter gewaltiges Unrecht, wollten wir annehmen, daß er im innersten Grunde seines Wesens gleichgültig, parteilos zwischen dem pessimistischen und optimistischen Existenzgefühle stehe, immer nur je nach der Stimmung des Augenblicks den einen oder den anderen der beiden Gegensätze zum Ausdruck bringe. In ihrem Kerne und innersten Wesen ist die wirkliche, echte Poesie — bewußt oder unbewußt — vielmehr optimistisch. Hamerling stellt mit Recht die Behauptung auf: „Ein optimistischer Grundzug ist in ihr, der im großen und ganzen den pessimistischen überwiegt." Wir würden demgemäß auch unserem Dichter unrecht tun, wollten wir die Freude nur als vorübergehende, flüchtige Stimmung bei ihm gelten lassen. Sie ist vielmehr der hauptsächliche Inhalt seines Wesens, das immer voll der Unendlichkeit ist. Nur in vereinzelten Augenblicken verzeiht er sich weltschmerzelnde Stimmungen. Klipp und klar brandmarkt er den Weltschmerz und dessen Grillenfängerei als „sublime Langeweile". Dieser zieht er sogar schwere körperliche Schmerzen vor. Wir sind aufs tiefste ergriffen, wenn der außerordentlich hochsinnige und starkgeistige Dichter an Frau Ehlen in Prag am 1. März 1884 unter anderem schreibt: „Ich bin eigentlich großenteils schon tot. Aber eben das hat sein Angenehmes. Auch erhält Krankheit das Gemüt frisch durch die Schmerzen, bei denen man sich wenigstens nicht langweilt und nicht versauert, und mehr noch durch die Pausen derselben, in welchen man alle Welt umarmen möchte." Nicht ohne Humor fährt er in dem Briefe fort: „Ich sehe das Erfrischende, das Erdenleid Bezwingende einer Dichterexistenz auch bei anderen, zum Beispiel bei Rosegger. Der verrät freilich manchmal Lust, sich in den Pessimismus zu verrennen, aber ich reiße ihn immer am Rockzipfel zurück. Und während ich ihn mit Worten tröste, tröstet er mich mit seinem unter allen Umständen fröhlichen Gesicht. Er lächelt immer gemütlich dabei, wenn er etwas Pessimistisches sagt,

und ich sehe vielleicht recht traurig dabei aus, wenn ich ihn zum Optimismus ermuntere."

Er ringt sich im Banne der Gedanken, daß

„Über des Genusses Kissen
Winkt des Geistes Palme nicht!
— — — — — — — — —
Freude ist der Baum des Lebens,
Leiden der Erkenntnis Baum"

und daß in der Tiefe des Gemütes ein Wille lebt, der allem Leid zum Trotz am Leben seine Befriedigung findet, unter den entsetzlichsten Qualen zum Dichter des edelsten Optimismus empor. Er ist davon durchdrungen, daß, wenn auch alle Lust auf Erden mit Unlust gemischt ist, doch auch umgekehrt ein Lustelement im Leid nicht zu verkennen ist; er glaubt an das, was er in einem Epigramm als die „Wonne des Leids" bezeichnet. Und immer wieder schlägt der uns wie eine helle Sternennacht anmutende Akkord durch, auf den die „Alpenrosen" gestimmt sind:

Es blüht auf öder Welle
Der Lotoskelche Pracht;
Es flimmern Sternlein helle
Im Schoß der Winternacht;
Unfern des Eises Zonen
Stehn Röslein noch im Tau,
Schlingend die Purpurkronen
Um Blöcke, wettergrau.

Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Eden entstammt,
Im Dunkel, wüst und schaurig,
Ein himmlisch Wunder flammt,
Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
Ein Gruß der Liebe klingt,
Um falbe Todesblüte
Ein Lebenskranz sich schlingt.

Voller erklingt dieser Akkord in den die Koexistenz der Gegensätze zum Ausdruck bringenden „Streckversen":

O laßt mich einsam sinnen, mir ist
Von Hymnen so voll die Seele:
Der Wald rauscht auf und es nicken die Blumen,
Und im Herzen mir flutet und ebbt
Des Gesanges Strom, ein gedankengoldhaltiger Paktol.
Einmal möcht' ich, bevor ich sterbe, doch aussprechen
Die ganze volle Wonne des Lebens,
Die trotz des beständigen Leids
Mir immer wieder geheim
Die kranke Seele besucht. Wen am rauhesten
Des Schmerzes Stachel berührt, ihn durchschauert am süßesten auch
Die ewige Liebeswonne. Wo tief die Schatten, da spielen
Auch am liebsten die Lichter, und nur wenn's nachtet, blickt
Mit tausend Liebesaugen der Himmel in die Tiefen.

Sinnig symbolisiert der Dichter dies in der reizenden „Christnacht" an dem gnadenreichen Weihnachtsfeste, das ins tiefste Dunkel, in den rauhesten Frost fällt, — an dem Wunderbaum, der, während draußen die Flocken stöbern und die Stürme wild ums Haus sausen, in der trauten Stube flüstert, wie schön und verheißungsvoll die Welt ist.

Wie an allen hohen Geistern, so nagt auch an Hamerling das verzehrende ewige Weh, das dem schmerzlichen Gefühle kreatürlicher Beschränkung, dem Gefühle der Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der menschlichen Bestrebungen entspringt. Er findet dafür Töne, wie sie der düsterste Pessimist nicht greller und schärfer anschlagen kann; aber eine dauernd trübe Weltansicht verträgt sich nicht mit der Lebens- und Liebessehnsucht und mit der in höherem Sinne schönheitsseligen Grundstimmung seines Wesens.

Er ist dadurch, daß er sich als Sohn und Erbe der Ewigkeit fühlt, daß ihm, wie wenigen, der Kultus des Schönen von früher Jugend an ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priestertum ist, gegen den Weltschmerz gefeit. Er ist so anspruchslos, daß ihm das Herz schon umgewandelt ist, wenn ihn der Zauber eines holden Frauenantlitzes nur im Vorüberschweben berührt. Rührend ist das Gedicht „Eisenbahnfahrt", das die Seligkeit ausmalt, die das bloße Anschauen zweier ihm gegenüber leuchtender Mädchenaugen ihm bereitet:

Sie sagen, die Welt sei ein Jammertal.
Ein Eden birgt sie, einen Himmelsstrahl;
Und hervorbricht dieser Himmel zumal
In solchen seligen Augen!....

Wem keine Rosen das Schicksal flicht,
Gelebt doch hat er vergebens nicht,
Wenn er geschwelgt in der Schönheit Licht —
Habt Dank, ihr himmlischen Augen!

Vollends steigert sich dieser Kultus des Schönen bis zur dithyrambischen Begeisterung in den „Hymnen im Süden“:

Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit golddichtem Netz!
Ihr Sklave bin ich!
Zukunftspropheten,
Welt-Heilsapostel,
Scheltet mich nicht!
Zeihet mich nicht der Tatlosigkeit!
Der Schönheit Evangelium sei Eins
Mit dem der Zukunft!

Wer die Natur nicht als einen „Sündenfall“, als einen Abfall vom Geist und der Idee von sich stößt und mißachtet, sondern durch die Betrachtung der Dinge sub specie aeterni sein endliches Sein zum Allsein erweitert und so die Versöhnung des Ideals und der Wirklichkeit, des Geistes und der ihn so eng umschränkenden Materie noch auf Erden schaut, der kann die Welt nicht hassen, eine blasierte, grämliche Abkehr von ihr predigen, das Dasein in ihr als ein unter allen Umständen wertloses, verächtliches gelten lassen. Wer sich zu derjenigen Weltanschauung bekennt, welche das ganze Leben unter die Begriffe des Schönen und der Liebe stellt, wer das Gedicht „Venus im Exil“ geschaffen, über dem der Geist des platonischen „Symposion“ schwebt, der kann und muß sich geschwellten Herzens, wie es am Schlusse des wunderschönen Gedichtes „Der geblendete Vogel“ heißt, sagen:

Mag freudeleer hinziehn ein Erkorener,
Dem hold die Lippe tönt, ihm ist das Höchste

Doch in die Seele gegeben.....
...Hoch über welken Blüten und Trümmern,
Alles Schönen fromm eingedenk,
Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

Hamerling hat sein Erstlingswerk „Venus im Exil" in reifem Alter als dasjenige Werk bezeichnet, welches, einige Stellen ausgenommen, unter allen seinen Dichtungen die geringste formelle Reife und Wirksamkeit aufweist, nichtsdestoweniger aber das Wesentliche seiner ganzen Weltanschauung und das Programm seines ganzen weiteren Strebens und Wirkens auf literarischem Gebiete enthält und auf den letzten Blättern das Evangelium des heiligen Lebenswillens kündet, „in welchem ich das Letzte und Höchste erkenne, zu welchem auf dem Wege zur Lösung des großen Rätsels das spekulative Ringen des Menschengeistes gelangen mag."

Doch lassen wir ihn selbst über das Werden und Wesen dieser Dichtung sprechen. Er verbreitet sich darüber in seiner Selbstbiographie, den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" (S. 256 ff.), folgendermaßen: „Sie ist hervorgegangen aus dem lebhaften Widerstreite meines Empfindens gegen die herkömmliche Ansicht, daß Ideales und Reales, Wahrheit und Schönheit, Geist und Natur unversöhnliche Gegensätze seien.. In meinem Wesen lag von Anfang an ein starker realistischer Zug neben dem idealistischen — nicht in feindlichem Widerstreite des einen gegen den andern, sondern in wirklicher Harmonie... Für ein Schweben und Schwärmen in Nebelgebilden des Überirdischen, losgetrennt vom Irdischen, war ich nicht geschaffen; das rein und echt menschliche, das geistverklärte, aber lebendige, blutwarme Dasein erschien mir immer auch fähig, das Ideal — wenn auch nur vorübergehend — in sich zu verkörpern... Die Dichtung vertritt die Reaktion des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin und möchte diese aus einer Teufelin, aus einer verlockenden Göttin der bloßen Sinnlichkeit, was sie im Altertum nicht war und wozu erst die nordische Sage sie gestempelt, wieder zu dem

machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit und Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich-geistiger Harmonie. Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höheren Altertums zurückgegangen, der die himmlische und irdische Venus noch eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein und derselbe Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch-menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. — Diese Göttin nun lockt den Helden der Dichtung, den der Schmerz der kreatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem einseitig-spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen — und läßt ihn sodann von Eros durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. Natur, Kunst und Leben gießen ihre Beseligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt aber von allem ist die Liebe, deren Zauber seinem jugendlichen Sehnen ein Unendliches vorspiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Bezauberung. Ans Ideal gehalten, erscheint das Idol wieder in seiner Endlichkeit und Beschränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des irdischen Glücklichen vollendet; doch der menschliche Geist ist zu noch Höherem berufen. Venus erscheint dem bereits Verzweifelnden, und zwar jetzt in ihrer uranischen Herrlichkeit, als himmlische Venus, und eröffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor seinen Blicken auf; die Schranken der Zeit und des Raumes fallen, er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung von Geist und Materie auf Erden. Vor diesem Anblick versinkt sein kreatürliches Leben gleich einem Traumbilde, er fühlt sich teilhabend am Alleben, Allbewußtsein und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glückes. Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin weniger eine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen

Strebens in seinem Verlaufe sich darstellen will... Man übersehe nicht, daß der Aufschwung vom Teil zum Ganzen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen immer noch im Bereiche des Wirklichen bleibt, daß die Rede ist von der wirklichen Herrlichkeit des Weltganzen, von einem anzustrebenden wirklichen Reiche des Schönen. Auch was ich „Allwille", „Alleben" nenne, ist mir etwas Wirkliches. Über mein Verhältnis zu dem, was sich aus dem ‚Weltschmerz' jener Epoche seither zum ‚Pessimismus' entwickelt hat, gibt die Dichtung gegen den Schluß hin eine entscheidende, bündige Auskunft:

So hab' ich meines Strebens Bahn vollendet:
  Der Schmerz der ird'schen Mühsal, ach, war groß,
Doch meinem Blick, verklärt ins All gewendet,
  Erscheint versöhnt nun alles ird'sche Los.
Es wird mir wundersam ein Trost gespendet,
  Der hold mich lockt wie in der Liebe Schoß,
Und aus geheimnisvollem Geistesgrunde
  Heraufquillt nur in höchster Weihestunde.

Warum ich in den Abgrund ird'schen Seins
  Gestürzt, bedroht von Leid und Todesgrimme,
Warum ich treib' im Meer des bunten Scheins,
  Durch Schmerzeswogen nur zum Ziele schwimme,
Ich weiß es nicht. Gewiß nur ist mir eins:
  In meinem tiefsten Innern tönt die Stimme,
Die freudig in das Lob des Lebens willigt
  Und dieses irdische Geschicke billigt!

Der Dornenkranz ist nicht hinwegzuscherzen,
  Der aller Staubgebor'nen Häupter krönt,
Doch ist unleugbar auch die Stimm' im Herzen,
  Die Schmerz und Todesqualen übertönt;
Ein Wahn nur ist, was sonst als Trost in Schmerzen
  Der Mensch ersinnt, sein Leid bleibt unversöhnt;
Nur jene Stimme hebt mit leisem Worte
  Geheimnisvoll des Rätsels dunkle Pforte.

So siegt zuletzt, sich selber unverstanden,
  Der Kreaturen heil'ger Lebenswille,
Und immer kann am Todesriffe stranden,
  Wer sich durch ihn, ob Lust, ob Leid ihm quille,
Gekettet fühlt ans All mit Liebesbanden,
  Und selber in des Todes ew'ge Stille

Hintretend ruft mit siegesstolzem Blicke:
Mein eig'ner Wille billigt mein Geschicke!

Schlagender werde ich meine Anschauung in dieser Beziehung niemals ausdrücken können, als es in diesen Strophen meines Erstlingswerkes geschehen ist."

In der Tat sprechen diese Strophen des hohen Liedes der Sehnsucht packend das aus, woran er bis zu seinem letzten Atemzuge unerschütterlich festhielt. Er ist der Sänger der Schönheit und der Daseinslust, die ihm die schwärmerische Liebe zu der leuchtenden, sonnigen Welt von Hellas eingab, auch geblieben, nachdem Schopenhauer den landläufigen Weltschmerz jener Epoche zum philosophischen Pessimismus entwickelt und verdichtet hatte. Von der Sehnsucht überwältigt, mitten im Endlichen eins zu werden mit dem Unendlichen, knüpft er in seinen größeren Schöpfungen an das Dunkle, Düstere in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, an den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur gern an, um über alle Abgründe und Schlünde des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphsklänge der Verschmelzung von Geist und Natur auf Erden ertönen zu lassen. In dem kühnen, gewaltigen „Ahasver in Rom", der den Reigen der Dichtungen eröffnet, in denen er sich eines großen weltgeschichtlichen Hintergrundes für seine Gestaltung bedient, führt er uns an furchtbaren psychischen Abgründen vorbei, um den Beweis dafür zu liefern, daß das Ideal des Daseins in dem weisen, durch Kunst und Schönheit verherrlichten Lebensgenusse der antiken Welt liegt. In seinem „Epilog an die Kritiker", den er der zweiten Auflage des „Ahasver" beifügte, sagt Hamerling klar und unzweideutig: „Während Nero einen titanischen Egoismus in sich großzieht, der die ganze Welt wie eine Perle im Freudenwein des Genusses auflösen möchte, predigt die Dichtung als Ganzes eben jene Liebe und Hingebung an die heiligen Mächte des Gemütes, die ich in „Venus im Exil", in „Sinnen und Minnen", im „Schwanenlied der Romantik" gepredigt und zuletzt noch im „Germanenzug" als den edelsten Lebenskern des deutschen

Volkes gepriesen. Nur daß in jenen Dichtungen das Ideal lyrisch gefeiert wird, in „Ahasver in Rom“ aber objektiv die Schranken einer entgötterten Welt geschildert werden, welche das Ideal über Bord geworfen hat.“

Die entartete heidnische Welt, die einen jenseits von Gut und Böse wildernden Übermenschen gebar, um sich so durch ihre äußerste Konsequenz zu vernichten, macht einer auf Liebe gebauten Welt Platz, deren Gott, indes des Heidentums lieblose Götter in ihrer kalten Höhe eigensüchtig schwebten, von seiner Himmelshöhe herunterstieg, verkörpert auf der Erde wandelte und für die Menschen litt, lebte und starb. Aber die idealen Bestrebungen des Christentums werden im Laufe der Zeit zur schauerlich strengen, düsteren, mönchischen Askese, sie verzerren sich zur Abtötung des Fleisches. Der Mensch, nach Tod verlangend, stirbt der Welt ab und jeder irdischen Blüte Reiz welkt dahin. Der Gedanke, das der Neigung abgeängstigte, naturfeindliche Walten des Christentums mit der schönheitstrunkenen, lebenverklärenden Antike zu vermählen, ein Reich der sinnlich-geistigen Harmonie aufzurichten, beseelt den schwärmerischen Jüngling Jan von Leyden. Ein Brüten in dumpfer Entsagung kann dem hoch im Norden von der Schönheit träumenden Sohne des Nebels nicht genügen, aber auch nicht die gemeine Lust, die nur die Sinne berauscht und das Herz nicht höher schlagen macht. Ein Drang nach den Freuden des Lebens wohnt in ihm, aber auch ein Drang nach dem Hohen, Rechten und Reinen. Sein Sinn steht ihm nach dem holden Bunde der Tugend und der blühenden Rosen des Lebens. Darum kann er mit dem Propheten von Harlem, der vor den Wiedergeborenen, Wiedergetauften im Herrn immer nur die innere Vergöttlichung, die jauchzend sich in den Urgeist senkende Liebe, die andachtheiße Entselbstung im Munde führt, nicht bis ans Ende gehen. Nachdem das Schicksal für ihn entschieden und er zum König von Sion ausgerufen worden, erklärt er dem Volke, er wolle das neue Reich zu einem Eden für Seele und Sinne gestalten, allem, was schön und edel auf Erden ist, eine Stätte bereiten,

auf daß Himmel und Erde für immer verschwistert seien. Und den Abgesandten des Bischofs, die ihn mahnen, vom Throne herniederzusteigen und Münster dem geistlichen Fürsten zu übergeben, erwidert er, die Menschheit habe die bacchantischen Sünden heidnischer Zeiten in Kasteiungen sattsam gebüßt, aber nun zieme es ihr, aus der Zelle des Büßers geläutert wieder hervorzugehen und auf der sonnigen Höhe des Daseins zu wandeln, damit sich des Menschen lange verkümmertes Bild edel und frei, gottähnlich vollende, das irdische Leben nach winterlich dumpfer Erstarrung endlich zu göttlicher Blüte gelange. Heiliger Ernst der Entzückung drückt auch seiner Liebe zu Hilla, an der der lüsterne Bischof gefrevelt, den Stempel auf. In ihr hat er das Wesen gefunden, vor dem er anbetend in glühender Liebe vergehen konnte; aber die Reine macht ihrem Leben ein Ende, weil sie des edelsten Werbers sich unwert fühlt. Sein tragisches Geschick vermag ihn jedoch nicht dem gewaltigen Werke der erhabenen Menschenbefreiung und Menschenerneuerung zu entfremden. Es scheitert freilich an den tollsten Auswüchsen der Wiedereinsetzung des Fleisches. Gleichwohl stirbt Jan voll Zuversicht, daß der „sionische große Gedanke", der Gedanke der selbsttätigen, ihre Ideale einzig von innen heraus schöpfenden, lebensfreudigen Menschheit trotz des Irrens sterblicher Kämpfer dereinst noch „leuchtend und hehr, von trübender Schlacke gereinigt" obsiegen und als reifende Frucht Würdigen in den Schoß fallen wird.

Die Sehnsucht nach der Renaissance des Zeitlebens im Sinne des schönen Gleichmaßes, der Liebe,

„Die ewig Geschiedenes
Ewig umschlingt",

beflügelt den „Sendboten des Lichtes" in den „S i e b e n T o d s ü n d e n". Das dem Dichter vorschwebende Bild einer geistbeseelten Sinnlichkeit, eines schönheitsfreudigen Menschendaseins ist das Leitmotiv der Neudichtung des lieblichen apulejischen Märchens von „A m o r u n d P s y c h e", deren Ehebund das Mägdlein Minnelust entsproß — ein Mägdlein, deren Wesen ist

„— — — die seelenhafte,
Die verklärte, hohe Liebeswonne,
Himmlische Lust, gemischt mit Sinnenfreude,
Aller Erdenwonnen höchste, schönste.“

Man hat behauptet, daß die im „Homunkulus“, der sich als eine poetische Kritik der modernen Gesittung präsentiert, sprudelnde dämonische Spottlust aus einem verbitterten, schwarzgalligen, von wildem Menschenhasse erfüllten Gemüte stammt. Der Dichter, der die grandiose Tragikomödie der allgemeinen Weltverneinung, die große Satire gegen die Bekenner des „prometheisch-geierbissig lebersiechen“ Pessimismus geschrieben, mit Eldos und Doras selbstvergessener Liebe einen erlösenden Lichtstrahl in sein Weltbild fallen ließ und vor den Augen des „Weltdurchbummlers“ Homunkel den Erdstern in der Verklärung immer wieder siegreicher Lebensschöne und Lebensfreudigkeit aufleuchten ließ, kann unmöglich ein Gemüt besitzen, in dem trübselige Verworrenheit, Verbitterung und ungestümer Menschenhaß lodern.

Hamerling hält das Schöne so hoch wie das Gute. Beide verschmelzen ihm zu jener reinen, hehren Einheit, für die das Hellenentum das Wort Kalokagathie geprägt hat. Rosegger erzählt in den „Persönlichen Erinnerungen an Hamerling“, daß unser Dichter in einem Gespräche mit ihm auf seine Bemerkung, das Gute stehe ihm höher als das Schöne, lächelnd erwiderte, daß beides zusammen auf das Gleiche hinauskomme; bleibend schön wäre doch nur das, was auch gut ist. Rosegger fügt sehr sinnig hinzu: „Das Leitmotiv von Hamerlings Leben und Dichtungen war das Schöne, das zum Guten führt, wie der Stern der Weisen aus dem Morgenlande zum Heilande geführt hat. Immer wieder erschallt in Hamerlings großen Dichtungen der Warnruf, der als Motto über dem „König von Sion“ prangt: ‚Wehe, wenn unsere Herzen rein nicht sind, wie sollen im riesigen Kampfe wir bestehen!‘“ Dies erhellt auch aus dem Roman „Aspasia“. Die Titelheldin erscheint als Repräsentantin des rein ästhetischen Lebensideals, Sokrates ist der Repräsentant der ethi-

schen Idee, er bezeichnet als den höchsten und letzten Gegenstand alles menschlichen Strebens das Gute, ohne sich jedoch darum, wie Aspasia meint, dem jonischen Wesen zu entfremden, da er das vollendete Wesen der Charis in die Harmonie von Leib und Seele und Geist legt und diese schönste Blüte der Charis im Geist und Sinn und Leben der Athener durch persönliche Einpflanzung und Fortpflanzung des philosophischen Keimes zur Erscheinung bringt. Die den alleinigen und ausschließlichen Kultus der Schönheit und Heiterkeit predigende Aspasia erringt Sieg auf Sieg, Perikles, den die „veilchenbekränzten" Athener den Olympier nennen, gibt ihr in allem und jedem nach, auch Sokrates zeigt sich einen Augenblick schwach gegenüber der „allsiegenden Schönheit". Gleichwohl ereilt sie die Nemesis. Sie muß es erleben, daß Perikles sich für das durch Manes und Kora verkörperte Ideal der nachmals sogenannten platonischen, der keuschen, schmerzlichen, selbstlosen, entsagenden, opferwilligen Liebe begeistert und von der ästhetischen Welt- und Lebensanschauung Aspasias, welche die Liebe als wonneschauernden Göttergenuß auffaßt und sie unter dem Gesichtswinkel des blinden Naturlaufes betrachtet, abfällt. Nachdem Kora mit eigener Lebensgefahr den zum Entsetzen aller Zuschauer am äußersten Rande der Dachterrasse wandelnden mondsüchtigen Manes vor jähem Sturze in die schwindelnde Tiefe gerettet hatte, bricht Perikles in den Ruf aus: „Wie bedaure ich, daß Sokrates nicht Zeuge gewesen!" „Warum bedauerst du dies?" fragt Aspasia. „Er würde nun wohl endlich", erwidert Perikles, „erfahren zu haben glauben, was die Liebe ist." Aspasia schweigt einen Augenblick, in den Mienen des Perikles forschend. Dann sagt sie: „Und du?" Perikles entgegnet: „Mich beschämt und verwirrt dies Paar ein wenig. Es ist, als ob es sagen wollte: Tretet ab, ihr beide, von der Bühne und räumet uns den Platz." Noch einmal blickt Aspasia dem Perikles eine Zeitlang ins nachdenkliche, ernste Gesicht. Dann erklärt sie: „Du bist kein Grieche mehr!" Sie weist ihm damit einen Platz in der besten Gesellschaft an. Wie ihren Gatten und den, wie der

Dichter sehr schön sagt, mehr von den Gedanken gejagten, als nach ihnen jagenden Sokrates, der den Eros, an das sinnliche Element anknüpfend, zur Seelenleitung und gemeinsamen Gedankenentwicklung veredelt, so stempelt sie auch den „geschlechtslosen Bildner“ Pheidias, der sich nur einmal an ihren Triumphwagen spannen ließ, im übrigen aber seinen eigenen künstlerischen Weg ging, zum Dorer.

So bricht das goldene perikleische Zeitalter, dessen Genius Aspasia, die strahlende Großmeisterin der Schönheit, ist, in sich zusammen, weil dem Schönen sich nicht das Sittliche gesellt. Aber dieses allein hat ebensowenig Berechtigung wie jenes in seiner Ausschließlichkeit. Das Sittliche muß sittlich-schön sein, denn, wie es am Schlusse des Romans heißt, „Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne.“ Zwischen Menschlichem und Göttlichem darf keine Spaltung bestehen. Gott und der Mensch sind natürliche Bundesgenossen. „Schön hat Gott die Welt gemacht, der Mensch soll sie gut machen.“ [1])

Nach alledem will es mich bedünken, daß Rosegger in einem Irrtum befangen ist, wenn er in den „Persönlichen Erinnerungen an Hamerling“ meint, daß Hamerling, der nach seinen ersten Werken als „Dichter der Schönheit“ bezeichnet wird, im Laufe der Zeit zu einem Verherrlicher sittlicher Ideen geworden ist. Hamerling ist geblieben, der er war, ein Hellene, er hat keine Häutung durchgemacht. Sein Ideal blieb stets die Auffassung des höhern Altertums, der die irdische und die himmlische Aphrodite noch Eins war, und er war nie, auch in seinen ersten Werken nicht, der Dichter der bloßen Schönheit, wie „Venus im Exil“ in eklatanter Weise dartut.

II. Hamerling als Philosoph.

Schon die Dichtungen Hamerlings legen Zeugnis dafür ab, daß er sich nicht als spezifischer, ausschließlicher Poet

---

1) Prosa, 2. Bd., Glossen.

gefühlt hat. Am 2. November 1878 schrieb er denn auch dem schon erwähnten Karl Debrois van Bruyck: „Ich besitze gar kein spezielles Talent, auch nicht einmal für die Poesie ... Was ich unleugbar zu besitzen glaube, ... ist eine gewisse Universalität des Geistes, ein nach allen Richtungen gleichmäßig aufgeschlossener Sinn, gesunder Verstand, eine ruhige, klare, unparteiische, nicht einseitige, nicht individuell beschränkte Anschauung der Menschen und Dinge, ... eine unbefangene Anschauung des Geistes und Sinnes der Dinge (die ich für das poetische Schaffen mitbrachte) ... Sie sehen, daß ich meine „Begabung“ preisgebe, um meinen „gesunden Menschenverstand“ zu retten, der, ich sage dies mit Stolz, viel seltener ist als hervorragende spezifische Begabungen.“ Er fühlte sich vor allem als Mensch, als ganzer, voller Mensch, bei welchem Kopf und Herz zu einer Harmonie verschmolzen sind, der an der Wärme des Gemüts gereifte Verstand und das an dem Lichte des Verstandes geklärte Gemüt von dem höchsten Interesse für die großen Grundfragen des Daseins und Lebens erfüllt sind. Diesem Gefühle gab er in dem Sonett „Natur und Schicksal“ Ausdruck:

> Ein Mensch sein wollt' ich — voll und ganz — umfangen
> Das All mit allen Sinnen — wirkend streben
> Mit allen Kräften dann — allseitig Leben,
> Harmonisch, unumschränkt, war mein Verlangen.

Er beruhigte sich jedoch nicht dabei, der Wahrheit Strenge dem Lächeln blendender, prunkvoller Schönheit vermählt zu haben. Es drängte ihn, die Ergebnisse seiner ernsten, eindringenden Geistesarbeit einfach, gemeinverständlich, sachgemäß, ohne besonderen dichterischen Schwung und Schmuck zu verkünden, im Streite der Tagesmeinungen Partei zu ergreifen und sein Scherflein zur Entscheidung desselben beizutragen. Schon von seiner frühen Jugend an hat er sich infolge des natürlichen, unabweisbaren Dranges, der den Menschen überhaupt zur Erforschung der Wahrheit und zur Lösung der Rätsel des Daseins treibt, mit den großen Problemen der menschlichen Erkenntnis beschäftigt. Das philosophische Interesse

war ihm nächst dem Selbsterhaltungstriebe die erste, wichtigste, natürlichste und selbstverständlichste Sache von der Welt, und er konnte nicht begreifen, wie man in der Philosophie eine spezielle Fachwissenschaft zu erblicken vermag, deren Studium man betreiben oder beiseite lassen kann, wie etwa das der Statistik oder der Forstwissenschaft. „Ich hatte", sagt er in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft", „früh gehört, daß die philosophische Spekulation dem poetischen Talent Eintrag tue und daß ich besser dichten würde, wenn ich nicht philosophierte. Ich habe auch gehört, daß Blinde besser hören als Sehende. Aber ich habe dies nie für einen genügenden Grund gehalten, mir die Augen auszustechen." Es ist bezeichnend, daß er sich schon im Alter von 17 Jahren mit dem Gedanken an die Abfassung eines didaktischen Märchens „Atlantis" trug, in dem er halb in Versen, halb in Prosa seine philosophischen Anschauungen niederlegen wollte. Diese Absicht ist nicht zur Ausführung gediehen. Dafür ließ er, wie er Eduard v. Hartmann am 16. Oktober 1878 mitteilte, seit 20 Jahren langsam ein Werk in sich ausreifen, „das meine motivierten Ansichten über die ersten und letzten Dinge enthalten wird; vieles davon ist längst niedergeschrieben ... Ich bin kein exklusiver Dichter, keine wandelnde Dichtmaschine."

So entstanden seine den Titel „Die Atomistik des Willens" führenden „Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis", die erst nach seinem Tode, im Jahre 1891, veröffentlicht wurden. Er hätte sie füglich auch als Atomistik des Lebens bezeichnen können. Aber bei der Weite und Vieldeutigkeit des Wortes Leben schien ihm der Ausdruck Wille mehr am Platze zu sein, zumal er von der Einheit des Lebenswillens mit allem Sein und Wesen durchdrungen war.

Die zweibändige „Atomistik des Willens" unterscheidet sich von der Masse der philosophischen Bücher zu ihrem Vorteile dadurch, daß sie schlicht und lichtvoll geschrieben ist und keinen Anspruch darauf erhebt, ein neues, originelles System zu entwickeln. Und wie Hamerling sich selbst der

Klarheit befleißigte, so war er auch bemüht, die Ansichten anderer Philosophen, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, der schwerfälligen Gewandung zu entkleiden und auf ihren einfachsten Ausdruck zu bringen. Leider war es ihm nicht vergönnt, an das Werk, mit dem er sich so lange trug, das ihm ans Herz gewachsen war und vor dessen Nichtvollendung dem siechen, von den Fittigen des Todes umrauschten Philosophen bangte, die letzte Feile zu legen, es auszubauen. Leib und Seele hielten nicht so lange Zeit zusammen, als er gebraucht hätte, um ihm eine abgerundete, streng systematische Form angedeihen zu lassen. Es ist, um uns eines Wortes Eduard von Hartmanns [1]) zu bedienen, „wesentlich monologisch“, es entspringt im Grunde dem Bedürfnisse des Verfassers, mit sich selbst über die Probleme der Welt so weit als möglich ins reine zu kommen, und hat daher häufig den Charakter des Aphoristischen, Sprunghaften, Abgehackten und Unzusammenhängenden. Seltsamerweise stellt es sich in dem Manuskripte, das im steiermärkischen Landesarchive hinterlegt ist, nach einer vom 16. Mai 1901 datierten Mitteilung Adolf Harpfs, der durch Hamerlings nachgelassene Verfügung mit der „Autor-Korrektur“ betraut wurde, ganz anders dar, wenn die sehr erheblichen Streichungen, die allein einen Band oder noch mehr von der Größe der beiden vorliegenden füllen, in Betracht gezogen werden. Harpf macht zu diesen Streichungen die überraschende, verblüffende Bemerkung: „Ich konnte mich während der monatelangen Arbeit der mir übertragenen Autor-Korrektur niemals des geheimen, aber doch unablässig bohrenden Zweifels erwehren, ob wohl wirklich alle jene zahlreichen Stellen, die ich im Manuskripte gestrichen vorfand, von Hamerlings eigener Hand gestrichen sein können? Die auch dem oberflächlichsten Leser der gedruckt vorliegenden Fassung des Werkes auffallenden Sprünge in der Darstellung, Zusammenhangslosigkeiten in der Ideenentwicklung schienen mir wenigstens nicht alle auf das

[1]) Vgl. seinen Aufsatz über Robert Hamerling als Philosoph in der Berliner „Gegenwart“ (Jahrgang 1891, S. 5ff.)

Konto der Nichtvollendung des Werkes durch den Autor kommen zu können. Viele von den im Manuskripte gestrichenen Stellen fügen sich nämlich vollkommen organisch in Hamerlings gesamte Darstellung, sie sind vielfach geeignet, die jetzt in dem philosophischen Lebenswerke des Dichters zu Tage tretenden Risse und Ideenlücken organisch zu schließen, und ich sah bei vielen solcher Stellen auch nach angestrengtestem Suchen und möglichster Vertiefung in die Ideengänge des Autors wenigstens absolut keinen Grund, warum Hamerling sie gestrichen und dadurch den eigenen, organisch aufbauenden Ideengang selbst zerrissen hätte, — ein Umstand, der für mich wenigstens immer einen Grund für den besagten Zweifel abgeben wird."

Doch wie dem auch sei, die aphoristische Form der Gedanken, welche namentlich im naturphilosophischen Teile unter der Überschrift „Physis" nur so nebenbei und gelegentlich zu Papier gebracht wurden und den Stempel ängstlicher Hast an sich tragen, vermag der Tatsache, daß Hamerling uns eine bemerkenswerte philosophische Leistung als Vermächtnis hinterlassen hat, keinen Eintrag zu tun.

Treffend läßt sich Hartmann[1]) vernehmen: „Es liegt auf der Hand, daß ein Werk von 566 Seiten Kleinoktav, das alle Probleme der Philosophie wenigstens berühren möchte, keines erschöpfend behandeln kann... In der Hand des Lesers erscheint der aphoristische Monolog wie eine Bekenntnisschrift, die zur Polemik weder auffordert, noch auch die genügenden Handhaben bietet. Ein solches Werk will gar nicht beweisen, was es behauptet, sondern nur Anregung zum Denken bieten, und das tut es in reichem Maße. Viele, denen das wissenschaftliche Studium der Philosophie fern liegt, werden aus den populären Erörterungen Hamerlings eine Erweiterung und Vertiefung ihres geistigen Gesichtskreises gewinnen; viele, die nur aus Interesse für die persönliche Weltanschauung des Dichters diese Aufzeichnungen lesen, werden unvermerkt eine

[1]) a. a. O.

Erweckung des philosophischen Interesses verspüren. Aber auch der Philosoph von Fach wird sich an ihnen erfreuen. Es lohnt sich, in jedem Wissenszweig zuweilen auch einen Freund der Wissenschaft zu hören, der ohne die Voreingenommenheit des Schulweisen mit frischen, unabgestumpften Sinnen eine Sache betrachtet.' Die Fachphilosophie würde entschieden unrecht tun, die philosophischen Gedanken des Dichters als dilettantische Popularphilosophie beiseite zu schieben. Das nachgelassene Werk des Sechzigjährigen hat mindestens dasselbe Recht, ernst genommen zu werden, wie dasjenige eines jungen Privatdozenten. Hamerling ist von dem Studium der Alten zur Poesie übergegangen, und er hat sich niemals so ausschließlich als Dichter gefühlt, um nicht immer ein großer Mensch und darum auch ein Stück Philosoph sein zu wollen. Ein anderes Lebensschicksal hätte ihn vielleicht zum philosophischen Schriftsteller oder Lehrer gemacht, der nebenbei poetische Neigungen gepflegt hätte. Seine Belesenheit in der philosophischen Literatur ist geradezu erstaunlich, insbesondere auf dem Felde der modernen Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft. Auch der Geschichte der Philosophie hat er offenbar ein eingehendes Studium gewidmet, obschon es den Eindruck macht, als hätte er gerade sehr wichtige Epochen erst nach der Niederschrift des ursprünglichen Textes seines Werkes kennen gelernt." Hartmann bleibt sich treu, wenn er sich mit unserem Philosophen im 2. Bande seiner „Geschichte der Metaphysik" auseinandersetzt.

Hamerling tritt uns als Philosoph im wahren Sinne des Wortes entgegen. Er liebt die Wahrheit und hat den Mut derselben. Er steht aller Tendenz und allem Parteigezänke feindlich gegenüber und bekennt sich zu dem schönen Wahlspruche des Aristoteles: Amicus mihi Plato, sed magis amica veritas. Er berührt eine wunde Stelle der modernen Wissenschaft, wenn er sich äußert: „Sie schadet sich vielleicht mehr, als sie sich nützt, durch Unduldsamkeit und durch einen Terrorismus der Partei, der sonst nur auf politischem Gebiete zu Hause war. Wehe demjenigen, der eine Erklärung zu

bezweifeln wagt, welche z. B. in der Strömung der darwinistischen Ideen liegt, sie mag im übrigen noch so oberflächlich und haltlos sein! Aber eine gute Flagge soll keine schlechte Ware decken. Keiner soll darum, weil er ein im ganzen gutes Prinzip für sich hat, behaupten dürfen, was ihm beliebt, sondern auch er soll verpflichtet sein, seine Behauptungen gründlich zu beweisen, und es soll erlaubt sein, die Stichhaltigkeit speziell dieser Beweise zu prüfen, ohne sofort als wissenschaftlicher Reaktionär in Acht und Bann getan zu werden." Er kümmert sich auch nicht um Schlagworte. Wenn er sich einmal um der Wahrheit willen mit den Sensualisten berührt, so ist ihm dies so gleichgültig, als wenn ein andermal die philosophischen Realisten die Achseln über ihn zucken, weil er ohne Bedenken mit logischen Schlüssen über die Schranken der Erscheinungswelt und der Erfahrung hinausgeht. „Ich teile nicht", sagt er ruhig und gelassen, „die Prüderie, dem Zwange der Logik mich entziehen zu wollen, wenn er mich wirklich nötigt, jenseitige Dinge hinter den Erscheinungen anzunehmen und von ihnen sogar dieses oder jenes auszusagen."

Der leichteren Übersicht wegen teilt Hamerling die in seinem Werke behandelten Materien in vier Bücher, welche die Titel führen: 1. Theorie der Erkenntnis. 2. Theorie des Seins. 3. Theorie der Wirkung. 4. Theorie des Willens. Sehr richtig sagt Vinzenz Knauer in seinen „Hauptproblemen der Philosophie" (Wien—Leipzig, 1892): „Streng systematisch ist diese Einteilung nicht, besonders wenn man an ein System die Anforderung stellt, daß alles, was in demselben zur Sprache kommt, aus ein paar obersten Begriffen sich ableiten oder auf diese sich zurückführen lasse. Aber sie hat dem streng Systematischen gegenüber den großen Vorzug der Ungezwungenheit." Wir werden uns indessen bei der Darstellung der Hamerlingschen Philosophie an seine Einteilung nicht halten, weil sie nicht streng durchgeführt ist, die Materien nicht straff gegeneinander abgegrenzt sind, sondern ineinander hinein- und hinüberspielen.

1. Erkenntnistheorie.

Die Hauptbedeutung der „Atomistik“ liegt in dem kritischen und polemischen ersten Teile. Hamerling wird nicht müde, in immer neuen, meist glücklichen Wendungen gegen den Idealismus der Neukantianer Stellung zu nehmen, welche den transzendentalen Realismus, der bei Kant die maßgebende Unterströmung bildet, beiseite schieben, das Ding an sich, das, wie er überzeugend und zwingend auf Grund unzweideutiger Erklärungen des Altmeisters dartut, als Ursache der Erscheinungen eine objektive, von unserem Bewußtsein unabhängige Existenz hat, nur als Gedankending, als Bewußtseinsinhalt gelten lassen. Er hält ihnen unter anderem die zweite Anmerkung zum § 13 der „Prolegomena“ entgegen, in der sich Kant ausdrücklich gegen den Vorwurf des Idealismus verteidigt. In dieser Anmerkung findet sich folgende Stelle: „Der Idealismus besteht in der Behauptung, daß es keine anderen, als denkende Wesen gebe; die übrigen Dinge, die wir in der Anschauung wahrzunehmen glauben, wären nur Vorstellungen in den denkenden Wesen, denen in der Tat kein außerhalb dieser befindlicher Gegenstand korrespondierte. Ich dagegen sage: es sind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenstände unserer Sinne gegeben, allein von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. die Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsere Sinne affizieren. Demnach gestehe ich allerdings, daß es außer uns Körper gebe, d. i. Dinge, die, obzwar nach dem, was sie an sich selbst sein mögen, uns gänzlich unbekannt, wir durch die Vorstellungen kennen, welche ihr Einfluß auf unsere Sinnlichkeit uns verschafft, und denen wir die Benennung eines Körpers geben, welches Wort also bloß die Erscheinung jenes uns unbekannten, aber nichtsdestoweniger wirklichen Gegenstandes bedeutet. Kann man dieses wohl Idealismus nennen? Es ist ja gerade das Gegenteil davon.“

Zum Schlusse der Anmerkung spricht Kant es noch einmal mit gleicher Entschiedenheit aus, daß deshalb, weil wir

das erscheinende Ding an sich durch die Sinne gar nicht erkennen können, die Existenz desselben nach seiner Lehre nicht wie beim wirklichen Idealismus aufgehoben wird. Unumstößlich hat Kant mit diesen Worten festgestellt, daß die Lehre der Neukantianer, dem Ding an sich lasse sich keine reale Existenz zuschreiben, weil wir es nicht kennen, keineswegs die seinige ist.

Nicht uneben weist Hamerling diese Folgerung der Neukantianer folgendermaßen zurück: „Die Behauptung, daß Wesenheiten in der Welt, die wir nicht erkennen, als nicht existent zu betrachten, wegzuwerfen, aus der philosophischen Rechnung auszuschließen sind, ist grundlos und absurd — darf sich an Absurdität mit dem bekannten Satze messen: ‚Es muß einen Gott geben — denn wenn Gott nicht existierte, so wäre er nicht vollkommen.‘ Dieser angebliche Beweis der Existenz eines Wesens ist nicht wunderlicher, als jener angebliche Beweis der Nichtexistenz eines solchen!“ Wenn die Mathematik mit unbekannten Größen rechnet, warum sollte es nicht auch die Philosophie tun?

Hamerling beruft sich auch darauf, daß Kant die Theorie seiner intelligibeln Freiheit auf die Annahme der realen Existenz des Dinges an sich stützt. „Sollte Kant“, ruft Hamerling aus, „sich wirklich haben einfallen lassen, etwas Transzendentes, wie die intelligible Freiheit, gründen zu wollen auf etwas, das er für ein nur immanent Gültiges, nur in unserem Denken, unserem Bewußtsein Wirkliches hielt?“

Die Neukantianer langen, unbekümmert um das Cogito, ergo sum des Cartesius, das allen Nergeleien und Sophistereien zum Trotze der zündende Lichtblitz aller modernen Spekulation ist, schließlich bei der nihilistischen Behauptung an, es existiere kein Bewußtseiendes, kein Ich, kein Subjekt, kein Träger des Bewußtseins, es gebe schlechterdings nichts als einen Bewußtseinsinhalt, alles andere sei von uns hinzugedacht. Sie bedenken nicht, daß dem Sein, wenn es lediglich im Gedachtwerden bestände, also erst durch das

Denken zustande käme, eine Kategorie des Denkens wäre, das Denken vorausginge; es gäbe also ein Sein vor dem Sein, da das Denken doch wohl nicht nichtseiend sein kann. Hamerling setzt der Polemik gegen jene ungeheuerliche Behauptung die Krone auf, indem er auf den krassen Widersinn aufmerksam macht, in den sie mündet. Der Bewußtseinsinhalt kann nämlich nicht außer uns sein, weil er eben nur im Bewußtsein besteht; er kann aber auch nicht in uns sein, weil unser Ich ja selbst nur in ihm, ein Teil von ihm ist. Wir kommen also füglich dahin, daß er ein nichtexistierendes Objekt für ein nichtexistierendes Subjekt ist. Und wie reimt es sich mit dem konsequenten Idealismus zusammen, daß wir in unserem Bewußtsein nicht bloß Empfindungen, sondern auch Organe finden, welche die Empfindungen als ihre Funktionen erscheinen lassen? Warum sind wir uns neben den Gesichtsempfindungen auch eines sinnreich konstruierten Auges, neben den Tonempfindungen eines komplizierten Ohrs und schließlich eines Gehirns bewußt, in dem die vermeintlichen Einwirkungen zu Bewußtseinsbildern werden? Was soll die Vorstellung so weitläufiger, komplizierter Apparate zur Aufnahme von Eindrücken, zur Vermittlung von Wirkungen, die es doch gar nicht gibt? Freilich sind diese Organe für die Neukantianer ebenfalls zur Außenwelt gehörige Erscheinungen und nur als Bestandteile des einfach als Tatsache hinzunehmenden und nicht weiter zu erklärenden Bewußtseins, mit denen Sinnesphysiologen und Gehirnanatomen nichts anzufangen wissen, gegeben; aber man wird wohl zugeben, daß es recht sonderbare Bestandteile sind!

Wie kommen wir übrigens zu dem Seinsbegriffe? Nicht vom Ansich der Dinge, objektiv erfaßt, dürfen wir ihn abstrahieren wollen. Auf dieses können wir ihn nur anwenden; schöpfen aber können wir ihn nur aus der allerersten Urtatsache: dem unmittelbaren Seinsgefühl, dem selbstgewissen Sein, das unmittelbar sich selber weiß, dem Selbstbewußtsein des lebenden Wesens, nicht insofern es sich als dieses bestimmte Individuum weiß, sondern insofern in ihm das Sein

überhaupt sich seiend weiß. Dieses selbsterlebte und unanfechtbare Sein, dieses Sichfühlen und lebendige Sichselbsterfassen, dessen Überzeugungskraft die des bloßen Sichdenkens weit hinter sich läßt, ist es einzig und allein, woraus der Seinsbegriff abstrahiert werden kann. Ohne dasselbe könnten wir vom Sein nicht anders reden, als der Blinde von Licht und Farben und der Taube vom Klingen. „Was der Geist nicht erlebt hat, das ist er auch zu denken nicht fähig.“ Es ist demnach unwahr, daß wir uns selbst nur so wie die anderen Dinge in unserem Bewußtsein finden und daß daher unser Ich, unsere Existenz, keine größere Gewißheit habe als diese. Es gibt ein Gefühl der Existenz, das von der Art, wie wir die Dinge empfinden, absolut verschieden ist. Die Dinge der Außenwelt sind Setzungen, die wir bei philosophischer Betrachtung als Täuschungen erkennen; das in uns lebendige Gefühl von Existenz dagegen ist eine Setzung, die schlechterdings niemals zurückgenommen werden kann, weil es gar keinen Sinn hätte, zu sagen: „Ich bin nicht“ und weil dieser Ausspruch unmittelbar dadurch, daß er getan wird, sich selbst widerlegen würde. Es ist und bleibt ein Verdienst Hamerlings, auf diesen von der Erkenntnistheorie vorher nicht genügend beachteten Unterschied aufmerksam gemacht zu haben.

Es ist ein Wahrwort, daß es der Fehler fast aller alten und neuen Systeme ist, daß sie den Begriff des Seins wahrhaft zu erfassen versäumten. Selbst Kant, der sich einmal in den „Prolegomena“ den Ausdruck „Gefühl des Daseins“ entschlüpfen ließ, gab, was wir mit Hamerling lebhaft bedauern, keine gründliche Erörterung des Seinsbegriffs. Vergeblich blieb die Mahnung Hamanns: „Nur nicht über das Cogito das edle Sum vergessen!“ Man sagte: Esse est percipi, und übersah über dem esse, das im percipi steckt, das viel wesenhaftere, das im percipere tätig ist. Hamerling betont: Esse est percipere! Das Sein besteht in den meisten Fällen im Gedachtwerden, aber es gibt doch etwas, dessen Sein hievon eine Ausnahme macht: so vor allem das Denken und das Denkende selber. Die Dinge

sind = Gedachtwerden. Das Ich aber ist = Denken + Gedachtwerden. Folglich enthält das Ich mehr als die übrigen Denkobjekte. Diese denken sich nicht selbst, sie werden gedacht; das Ich aber denkt sich selbst. Diesen Unterschied ignoriert man leichtfertig, wenn man das Ich mit den übrigen Objekten des menschlichen Bewußtseins zusammenwirft. Das Ich unterscheidet sich von allen anderen Objekten des Bewußtseins auch dadurch, daß in ihm „das Subjekt des Bewußtseins sich zunächst nicht als Objekt, sondern vor allem als Subjekt seiend weiß". Eben darin liegt der verhängnisvolle Mißgriff unserer neueren Philosophie, daß sie sich über die eigentliche Wesenheit des Ichs und Ichbewußtseins hinwegsetzt, die darin liegt, sich als Subjekt zu wissen. Hamerling behauptet danach, in den ihm sonst fremden und ungewohnten philosophischen Zunftjargon verflossener Jahrzehnte verfallend, unverbrüchlich und unerschütterlich, daß „im Bewußtsein *nicht* Nichts, sondern das *Sein*, nicht das Sein als Begriff, sondern das seiende Sein sich seiner, des Seins, als seiend bewußt sei". Er behauptet: „Es gibt ein Sein, und dieses ist sich im Bewußtsein seiner, des Seins, seiend bewußt. Wohlgemerkt: Wer ist sich bewußt? Das Sein! Und wessen ist es sich bewußt? Seiner, des Seins — jenes Seins, das in jedem von uns sagt: ‚Ich bin!'" Mit anderen Worten drückt Hamerling dies tiefsinnig aus: „Das Seiende ist *subjektiv* betrachtet das Ich, *objektiv* betrachtet das *Atom*. Beide sind identisch mit dem, was man das Ding an sich nennt oder das Ansich der Dinge." Er variiert diesen Gedanken, indem er an einer anderen Stelle sagt, das *Atomgefühl* sei in uns.

Ist aber einmal aus dem Bewußtsein oder Gefühle des eigenen Daseins der Begriff eines Seins gewonnen, das über das bloße Gedachtwerden hinausgeht, das nicht bloß *gedacht* wird, sondern *denkt*, so hindert nichts, diesen Begriff festzuhalten und wenigstens die Möglichkeit einer Vielheit von Wesenheiten außer uns anzunehmen, deren Existenz nicht bloß darin besteht, daß sie von uns gedacht werden,

und die ein Bewußtsein, ein Gefühl ihres Daseins haben wie wir selbst. Und dieses Gefühl braucht nicht so klar und entwickelt zu sein wie das unsrige; es lassen sich unzählige Stufen desselben denken, und es wäre eine ganz willkürliche Voraussetzung, daß ein gewisser kleinster Grad von Existenzgefühl nicht auch in Wesenheiten vorhanden sein könne, die wir nach den unzulänglichen Wahrnehmungen unserer Sinne für leblos halten.

Ein überwältigender Humor liegt im Hinweise darauf, daß es in den erkenntnistheoretischen Schriften der „Philosophen des Tages“ in der Regel nicht an einem Kapitel fehlt, in dem sie sich, um dem unangenehmen Vorwurfe des Solipsismus zu entgehen, zärtliche Mühe geben, die Existenz des fremden Ichs zu retten, nachdem sie eben ihr eigenes Ich entschieden und unbarmherzig hinwegphilosophiert haben.

Kant hat nach unserem Philosophen den Mißkredit, in den das Ding an sich geraten, selbst dadurch verschuldet, daß er sich stets dieses Ausdruckes bediente. Ein schlechterer und unglücklicherer Terminus für das, was von der Erfahrung übrig bleibt, wenn man den subjektiven Faktor abzieht, hätte in der Tat nicht gewählt werden können. Ein Ding ist das Ansich nicht. „Ding an sich“ ist im Grunde ein Widerspruch. Hamerling substituiert dieser falschen, irreführenden Bezeichnung die Terminologie: Ansich der Dinge. Am besten eignete sich ihm für das Ding an sich die „Ursache“, u. zw. zunächst im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, dann aber in seinem etymologischen Sinne, als Ur-Sache.

Kant hat ferner nach Hamerlings Auseinandersetzung dem immanenten Idealismus, dem er so feindlich gegenüberstand, dadurch Vorschub geleistet, daß er in sämtlichen Kategorien des Denkens nichts anderes als rein subjektive, willkürlich selbsterzeugte Formen und Anschauungsweisen des Intellektes sieht, welchen außerhalb desselben weder in den Empfindungen noch in den vorausgesetzten Ursachen der letzteren, eine Wirklichkeit entspricht. Infolge dessen ist er hie und da genötigt, das Ding an sich in das Licht des

Problematischen zu rücken, sich geradezu in Widersprüche zu verwickeln. Unser Philosoph verwechselt, wie Eduard v. Hartmann und Vinzenz Knauer, der ein geradezu überschwenglicher Verehrer und Bewunderer Hamerlings ist und mit ihm die Entwicklung und Lösung der philosophischen Probleme vorläufig ihren Abschluß finden läßt, ihm mit Recht vorwerfen, Apriorität und reine Subjektivität, er verfällt in den grundstürzenden Fehler der Neukantianer, die in dem Irrtum befangen sind, als ob der apriorische Ursprung der Kategorien ihre bloß subjektive Geltung nach sich ziehe. Er achtet nicht auf Kants ausdrückliche Erklärung, daß die apriorischen Formen zwar nicht aus den Wahrnehmungen abstammen, aber auch nicht „vor aller Erfahrung und unabhängig von dieser in unserem Gemüte aufsteigen", also keineswegs vor aller Erfahrung fix und fertig in starrer Vollendung im Geiste vorhanden sind und zum beliebigen Gebrauche bereit liegen, sondern erst durch sinnliche Anschauung ausgelöst werden und zur Entfaltung kommen. Er übersieht, daß Kant gezeigt hat, wie sie a priori und gleichwohl objektiv giltig sein können und müssen, wodurch und wie weit wir berechtigt sind, sie als von der Natur der Dinge selbst geltend anzunehmen. Seine Frage lautete: Wie können Erkenntnisse und Urteile a priori und doch zugleich synthetisch, d. h. von den Objekten giltig sein?

Vollends hat Kant nach Hamerling den über ihn zur Tagesordnung übergehenden Idealismus dadurch verschuldet, daß er zu den Kategorien ausdrücklich Dasein und Nichtsein zählt. Wenn nicht einmal die Existenz auf das Ding an sich Anwendung findet, dann ist das Weltbild seines objektiven Faktors vollständig entkleidet. Wenn alle Realität im Vorgestelltwerden sich erschöpft, wenn unser Bewußtsein nichts weiter ist als ein immanenter, sich von selbst abhaspelnder Vorstellungsablauf, dann gemahnt es an eine „Drehorgel oder Spieluhr, welche ohne jedes äußere Zutun ihr auf Walzen gesetztes Musikstück nach ‚immanentem‘ Gesetz herunterschnurrt", und es ist aller Spontaneität der Kraft, des Willens

und des Wirkens der Impuls und der Spielraum genommen. Die Philosophie, deren wahre Bestimmung es ist, Wissenschaft und Leben zu befruchten und zu vertiefen, verliert ihre Berechtigung, wenn sie den Begriff des Seins über Bord wirft. Hamerling hat sicher vollkommen recht, wenn er meint, es gehe, da die Kategorien die Bestimmungen des Seins sind, nicht an, das Sein selbst wieder als eine Kategorie, eine Bestimmung des Seins zu fassen. Ich möchte jedoch Knauer zustimmen, wenn er erklärt, daß Kant von diesem Einwand nicht betroffen wird: „Eine mit ‚Sein‘ betitelte Kategorie findet sich unter den Kantischen Kategorien nicht, sondern nur die Doppelkategorie ‚Dasein und Nichtsein‘, und mir wenigstens ist klar, daß Kant mit dem Worte ‚Dasein‘ keineswegs das ganz unbestimmte Sein im Auge hatte, sondern das Erschlossensein desselben, das in Erscheinung getretene Sein, im Gegensatz zum bloß potentiellen, welches auch Aristoteles als Nichtsein bezeichnet und als bloß der Möglichkeit nach seiend. Sein und Dasein also sind begrifflich auseinanderzuhalten, und es wäre allerdings zu wünschen, daß dieser Umstand auch in der Kategorienlehre von Kant nachdrücklich betont worden wäre. In der Vorrede zur zweiten Auflage der ‚Vernunftkritik‘ findet Kant sich infolge der ihm zuteil gewordenen Anschuldigung auf Idealismus u. dgl. wirklich veranlaßt, es in einer längeren Note zu tun. Er setzt da auseinander, daß unsere Vorstellung vom Dasein in der Zeit als Wechselndem verbunden ist mit einer anderen Vorstellung, nämlich mit der von einem in der Zeit Beharrenden, also mit der des bleibenden Seins.“

Dagegen sieht sich Hamerling bemüßigt, Kant gegen den ihm nicht allein von Schopenhauer, sondern fast allgemein gemachten Vorwurf in Schutz zu nehmen, daß er, indem er das Ding an sich als materiellen Grund der Erscheinungen, als Ursache unserer Empfindungen hinstellt, beide zueinander im Verhältnisse der Kausalität stehen läßt, nachdem er selbst doch die Anwendung des Kausalgesetzes auf die jenseits der Erfahrung befindliche Welt strenge verpönt. Dieser Vorwurf

wäre nur dann begründet, wenn Kant nach einem Grunde des Dinges an sich gefragt hätte, „denn das Kausalgesetz auf ein Ding anwenden, kann doch wohl nichts anderes heißen, als nach seinem Grunde, nach seiner Ursache fragen. Indem nun Kant nach dem Grunde der Erscheinungswelt, nicht des Dinges an sich, forschte, ist er mit der Anwendung des Kausalitätsgesetzes innerhalb der von ihm selbst gesteckten Grenzen geblieben". Hamerling übersieht indes, daß die Kausalität auch dann auf das Ding an sich angewendet wird, wenn es als transzendenter Grund der Erscheinungswelt hingestellt wird. Das Ding an sich übt, indem es als wirkend, uns affizierend gedacht wird, zweifellos transzendente Kausalität. In der Tat haben sich die Neukantianer behufs Vermeidung dieser logischen Inkonsequenz veranlaßt gesehen, das Ding an sich zu leugnen. In der Erfahrung, im gesamten Gebiete der Erscheinungen, sagen sie, kann man nach den Ursachen fragen, denn innerhalb derselben ist Kausalität Bedingung des Seins; außer der Erfahrung, für die Erfahrung selbst kann es keine Ursache mehr geben.

Hamerling geht mit Kant darin Hand in Hand, daß er zwischen dem Ansich der Dinge und diesen als Erscheinungen desselben unterscheidet. Er ist mit dem Königsberger Weisen darin einig, daß, „wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, die ganze Körperwelt wegfallen muß, als die nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unseres Subjekts, und eine Art Vorstellung desselben." Was wir die Rose, den Baum nennen, das ist nicht die objektive Wesenheit des Gegenstandes, sondern die Synthese der durch ihn wachgerufenen Tätigkeiten unserer Sinne. Hamerling tröstet den Wanderer, dem die Einsamkeit der Rose zu Herzen geht, in dem Gedicht „Die einsame Rose" folgendermaßen:

> Sei unbesorgt, o Freund! Sie ist nicht einsam,
> Sie *ist* nicht, wenn sie einsam ist. Wozu
> Die Klage? *Was* du *Rose nennst*, das ist
> Ein Teil von *dir*: Das ist nicht *sie* — bist *du*!

In deinen Nüstern ist ihr Wonnenduft,
Ihr Purpur ist in deines Auges Licht.
Sie atmet, blüht in dir, in deinen Sinnen:
Wo du nicht bist, ist auch die Rose nicht.

Sehr ergötzlich äußert er sich: „Zu glauben, die ‚Gestalt‘, so wie wir sie sehen, stehe da draußen vor uns und werde in ihrer Leibhaftigkeit auf den Nervensträngen durchs Auge zum Gehirn und zur vorstellenden Seele weiterbefördert, erinnert ein wenig an die Vorstellung naiver Bauersleute, daß man auf einem Telegraphendrahte auch Hühner, Gänse und Eierkörbe rasch weiterbefördern könnte.“ Wunderschön ist der Ausspruch: „Unsere Sinnenwelt ist die Welt der Wirkungen. Das Wirkende in jedem Wesen wirkt in andern Wesen die Vorstellung, wie ein Griff in die Saiten den Ton bewirkt. Jedes Wesen ist Harfner auf fremden Saiten und — Harfe zugleich für fremde Finger.“

Hamerling sträubt sich jedoch mit allen Kräften gegen Kants Entdeckung, daß die synthetische Einheit der Apperzeption oder, anders ausgedrückt, die zentrale Natur unserer Organisation und ihr psychisches Korrelat, unser Ichbewußtsein, die uns von außen gegebenen, an sich chaotischen Anschauungen, die „Rhapsodie von Wahrnehmungen“, mittels ursprünglicher, nicht weiter ableitbarer, eingeborener Kategorien formt, gliedert, ordnet und erst dadurch Erfahrung möglich macht. Er wehrt sich, unbekümmert darum, daß Kant es Locke zu besonderem Verdienste anrechnete, daß er auch die „intellectualia“, die reinen Begriffe des Verstandes, nicht für angeboren hielt, sondern nach ihrem Ursprung suchte, bis zur äußersten Heftigkeit dagegen, daß die Begriffsformen ein leeres Spiel, ein bloßer selbsterzeugter Wahn des Verstandes, „ein allgemeinsamer Schein und Trug sind, welchen der Verstand dem von der Sinneswahrnehmung gelieferten Stoff ‚überzieht‘, ohne sich durch irgendwelche Beschaffenheit der Wahrnehmung selbst hiezu bestimmen zu lassen,“ daß Kant den reinen Verstand zum allmächtigen Zauberer macht, der nach lauter ihm speziell eigenen, in ihm

allein vorhandenen Schablonen der Welt ihre Gestalt gibt, den Zusammenhang der Einzelempfindungen ganz und gar aus Eigenem schafft und dadurch zum Schöpfer der Natur wird. Wiedergeboren ist die Natur aus dem Geiste, aber nicht aus dem Geiste geboren. Schlagfertig entgegnet Knauer darauf: „Ich möchte den reinen Verstand lieber einen Verzauberten als einen Zauberer nennen, da er die Welt keineswegs nach Willkür gestalten kann, sondern sie nach den ihm selbst angehörigen apriorischen Formen gestalten muß, wenn er die Welt denkend vorstellen und nicht etwa sich beliebig eine Welt zusammenphantasieren will. Ganz im Kantischen Sinne sagt darum Hamerling ferner: ‚Nein! Der Verstand ist nicht der Tausendsassa, für welchen man ihn ausgibt, nicht der Schöpfer aus nichts: er arbeitet nur mit dem von der Anschauung gegebenen Material. Von ihm stammt die Ordnung unserer Begriffe, aber nicht die der Dinge.‘ Ich glaubte da wirklich, Kant selbst zu hören.“

Wenn es aber in das Reich der Fabel gehört, daß die Kategorien bei Kant so durchaus subjektiv sind wie Geruch und Geschmack, Farben- und Tonempfindung im Gebiete der Sinnlichkeit, daß er sie zu Gebilden stempelt, mit denen wir willkürlich schalten können, um den von außen kommenden Erfahrungsstoff nach eigenmächtigem Belieben zu formen und zu gestalten, dann ist der Behauptung Hamerlings, daß durch Kant Denken und Sein für immer gesondert, durch eine ewige Kluft getrennt sind, die Grundlage entzogen. Kant hat vielmehr eine überaus geniale Synthese zwischen Sensualismus und Rationalismus vollzogen, in der Vernunft und Erfahrung, Subjekt und Objekt in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen.

Die Reaktion gegen das „leidige“ Apriori führt Hamerling, der es gründlich mißverstanden, dem Sensualismus in die Arme, sie gibt ihm den Gedanken ein, daß wir es jetzt nötig hätten, von Kant auf Locke zurückzugehen, die Sinneswahrnehmung erkenntnistheoretisch gelten zu lassen, dem Grundsatze: Nihil est in intellectu, quod non prius

fuerit in sensu unverbrüchliche Geltung zuzuerkennen. Anschauungsformen sind uns allerdings angeboren; aber sie sind ihm nicht im reinen Verstande begründet, sondern in unserer physiologisch-psychologischen Organisation, und bleiben durch die Erscheinungen bestimmbar. Die Produkte der Verstandesfunktion sind nur „summierte, abbreviierte, auf tautologische Ausdrucksformeln gebrachte Anschauungen", und auch die Beziehungen der Dinge sind, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, so gut in der Anschauung gegeben, wie die Dinge selbst. Auch vereinigt der Verstand nichts eigenmächtig, was nicht schon in der Anschauung vereinigt ist. Er ist ein Vermögen der Analyse; weit entfernt davon, spontan Elemente in die Anschauung hineinzutragen, die nicht schon ursprünglich in ihr enthalten waren, ist er im Grunde nur das aktive Gedächtnis, welches die vergangenen und die gegenwärtigen Anschauungen zusammen festhält und kombiniert. Die Kategorien sind keineswegs Zutaten, Übertragungen, Projektionen des Verstandes, sondern sie sind gleich allen Begriffen durch Reflexion, beziehendes und vergleichendes Denken, aus dem Material der Sinnesanschauung abstrahiert.

Dabei ist indes, wie Hartmann bemerkt, nicht berücksichtigt, daß die Anschauungen, aus denen die Kategorien empirisch abstrahiert werden, offenbar selbst erst aus dem rohen Empfindungsmaterial der Sinne mit Hilfe der Kategorien aufgebaut sind.

Hamerlings Sensualismus ist jedoch nichts weniger als rein; geht er doch ohne Bedenken über die Schranken der Erscheinungswelt hinaus, indem er, wie wir schon bemerkten, mit Kant ein hinter den Erscheinungen verborgenes Ansich der Dinge annimmt und sogar im Gegensatze zu Kant findet, daß es sich nicht vollständig unserer Erkenntnis entzieht. Er ist eben in bezug auf die Kategorien trotz deren Begründung in unserer physiologisch-psychologischen Organisation transzendentaler Realist, „und sollte ich auch mein ganzes Zeitalter verblüffen durch das ketzerische Geständnis,

daß mich der große Kant mit dem berühmtesten und gepriesensten aller seiner Lehrsätze nicht überzeugt hat." Er huldigt der Ansicht, daß Denken und Sein in gleichwertiger Vereinigung die Träger eines wesenhaften, einheitlichen Seins und Lebens bilden. Die Formen des Denkens sind zugleich die des Seins. Damit ist die Schranke niedergerissen, welche es dem denkenden Menschengeiste wehren will, an der Hand der Logik sich aus der Erscheinungswelt in die Welt des Wirklichen hinauszuwagen. Die Logik, „die ja im Grunde nichts ist, als das in alle seine Gleichungen auseinander=gelegte, für alle Welten gültige Identitätsgesetz," tritt in ihr volles Recht.

Hamerling begründet die ursprüngliche und wesentliche Einheit der Gesetze des Denkens und des Seins damit, daß der Seinsbegriff die Kategorien in sich schließt: „Die Kategorien sind die Bestimmungen des Seins... Und wenn die Kategorien jene Bestimmungen sind, welche allem Seienden notwendigerweise zukommen, ein Subjekt aber seine Wirklichkeit nur in seinen Bestimmungen hat, so muß man entweder zugeben, daß das Sein seine Wirklichkeit in den Kategorien habe, oder man muß sich zu der Annahme entschließen, daß überhaupt nichts existiert. Ein Sein in anderen Formen, als in denen der Kategorien, wäre ein sich selbst aufhebender Begriff, und von der Möglichkeit eines solchen Seins zu reden, hätte ebensowenig Sinn, als von der Möglichkeit eines Goldes zu reden, das nicht schwer, nicht gelb usw. wäre, kurz dem alle wesentlichen Bestimmungen des Goldes fehlten. Ein Gold ohne die wesentlichen Eigenschaften des Goldes wäre kein Gold, und ein Sein ohne die wesentlichen Bestimmungen, welche den Seinsbegriff ausmachen, die Kategorien, wäre kein Sein." Wir haben an dem für die transzendente Realität der Kategorien geführten Beweise auszusetzen, daß er sich eine petitio principii zu Schulden kommen läßt, das zu Beweisende vorwegnimmt; denn daß die Kategorien jene Bestimmungen sind, welche allem Seienden notwendigerweise zukommen, sein Wesen ausmachen, wäre erst zu

beweisen, nachdem Kant es in Abrede gestellt, sie bloß für das menschliche Denken und für die bloße Erscheinungswelt gelten ließ. Hamerlings Hinweis darauf, daß Kant uns den Beweis für seine Kategorienlehre völlig schuldig geblieben ist, vermag an unserem Einwand nichts zu ändern.

Dagegen hält Hamerling an Kants Lehre von der Phänomenalität des Raums und der Zeit, welche freilich mit seiner Auffassung der Kausalität absolut unvereinbar ist und zur Leugnung einer realen Veränderung und Bewegung führt, fest. Gleichwohl kann er nicht umhin, Kant in Gemäßheit der schon oben gestreiften Verwechslung von Apriorität und reiner Subjektivität den Vorwurf zu machen, er habe, indem er Raum und Zeit für durchaus subjektive Anschauungsweisen erklärte, sich niemals im geringsten um die Gründe gekümmert, welche uns bestimmen, einen Gegenstand just an diesen Ort und in diese Zeit zu versetzen. Ist dieser Vorwurf aber auch unbegründet, so steht doch jedenfalls fest, daß die Lehre von der Apriorität des Raums und der Zeit, die vielfach als die bestfundierte von Kants Aufstellungen betrachtet wird, gegenüber den Resultaten der modernen Sinnesphysiologie nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Sehr richtig sagt Jerusalem in seiner Gedenkrede auf Kant (Wien 1904): „Für Kant liegt zu der Annahme dieser Apriorität ein zwingender Grund in der Überzeugung, daß die Axiome der Geometrie synthetische Urteile a priori sind. Will doch die transzendentale Ästhetik eine Antwort auf die Frage geben, wie reine Mathematik möglich sei. Nun bricht sich aber in immer weiteren Kreisen die Überzeugung Bahn, daß die Axiome der Geometrie empirischen Ursprung haben, und die Sinnesphysiologie ist emsig an der Arbeit, die Elemente und die Entwicklung der Raumanschauung erfahrungsmäßig aufzuzeigen. Unser Raumbegriff wird immer allgemeiner als eine Abstraktion erkannt, die wir auf Grund unserer empirisch gegebenen Raumanschauung in derselben Weise zu bilden genötigt sind, wie wir andere allgemeine Begriffe aus der Erfahrung abstrahieren. Nicht so allgemein gilt dies von den

arithmetischen Grundbegriffen und Grundoperationen, aber auch hier wird es zweifellos gelingen, durch eindringende Forschung den empirischen Ursprung der Zahlbegriffe auf genetischem und biologischem Wege psychologisch nachzuweisen."

Hamerling nimmt den Standpunkt ein, daß den Formen der Sinnlichkeit als den physiologisch-psychologisch bedingten menschlichen Anschauungsformen der Vielheit des Seins beziehungsweise des Geschehens ein objektiver Faktor zu Grunde liegt. Sie sind nicht Nichts, im Gegenteil, sie sind das Sein selbst, menschlich angeschaut in seiner realen Vielfachheit und Mannigfaltigkeit, in seinem tätigen Leben und Wirken. Unser Philosoph hält es für einen wunderlichen Irrtum Schopenhauers und anderer, daß die Vielheit uns durch den Raum entsteht und deshalb, wie dieser, eine bloße Anschauungsweise ist. Es ist nicht der Raum, durch den uns die Vielheit entsteht, sondern das Umgekehrte ist der Fall. Die Vielheit der realen Wesenheiten ist es, durch deren Anschauung uns der Raum entsteht. Es ist eine Ungereimtheit sondergleichen, die Vielheit für eine bloße Anschauungsweise auszugeben, da das reale Sein und Leben nur durch die Vielheit möglich ist. Die absolute Bedingtheit des Raumes durch die Vielheit liegt darin, daß zwei Wesen, wenn es kein Außereinander, keinen Raum gäbe, ineinander sein müßten und dann eben nicht zwei, sondern eins wären. Wenigstens für alle menschliche Anschauung und Vorstellung!

So hat Hamerlings Raumtheorie mit der Herbartschen den Ausgangspunkt gemein. Doch ist er weit davon entfernt, sich diese zu eigen zu machen, weil Herbart bei seiner Raumkonstruktion den Raum selbst schon voraussetzt. Bemerkenswert ist dabei, daß er zunächst einen intelligibeln Raum fingiert und in ihm Punkte annimmt, die zur starren Linie verbunden sind. Dieser intelligible Raum und die Gestaltungen in ihm werden aber alsbald zu realen Gestaltungen mit realem objektivem Raum, ohne daß gezeigt wird, wie und wodurch dies geschieht und woher insbesondere der Raum kommen mag, in den auf einmal die an sich unräumlichen

Realen hineinversetzt erscheinen. Außerdem aber ist stets unklar, ob der Raum und das Körperliche wirkliche, reale Existenz haben oder nur von uns vorgestellt, von unserem zusammenfassenden Denken produziert werden. Hat der Raum an sich Realität, dann sind die Realen nicht allein die Grundprinzipien des Daseins. Ist aber der Raum nur Schein, so ist die Frage, woher dieser entsteht und wie die unräumlichen Realen dazu kommen, sich in einem — ob intelligibeln oder phänomenalen — Raume zu verbinden oder durch ihre Verbindungen und Verhältnisse den Schein des Räumlichen zu erzeugen. Herbart ist zwar der Ansicht, daß der Schein ein Sein voraussetze: So viel Schein, so viel Hindeutung auf ein Sein! Allein diese Behauptung selbst, sowie die ganze Wissenschaft geht da immerhin nur aus dem Gebiete des Scheins hervor und hat keine andere Stütze als eben dieses, in welchem gewissermaßen notwendige Widersprüche selbst in den Grundbegriffen sein sollen!

Mit der Auffassung des Raumes als der sinnfälligen Erscheinungsweise der Vielheit wahrhaft seiender Wesen steht in notwendigem Zusammenhange die Annahme, daß er nur an, in und mit den Dingen existiert, daß er an und für sich nichts und ein leerer Raum ein Unding ist und daß die Dimensionen nicht an und für sich im Raume, sondern nur an den Dingen sind. „Es ist merkwürdig genug," sagt Hamerling, „daß, während sonst etwas nur dort sein kann, wo nichts anderes ist, Raum und Zeit umgekehrt nur sein können, wenn und wo etwas anderes ist."

Der Raum ist nur als eine schrankenlose, unendliche Ausdehnung denkbar. Als den einzigen Allgemeinbegriff, dem er sich unterordnen läßt, anerkennt Hamerling das Kontinuum, nicht die Größe, da diese ein Ausschnitt von endlichem, bestimmtem Umfang aus dem endlosen und unbestimmten Kontinuum des Raumes ist. Von dem Raum ist der Ort zu unterscheiden. Der Punkt nimmt einen Ort, aber keinen Raum ein. Raum ist das Kontinuum, die Orte sind das Diskrete, Punktuelle, sozusagen die Atome des Raumes.

Der Punkt ist allerdings, wie Hegel geistreich sagt, die Negation des Raumes. In Gemäßheit seiner Ausdehnungslosigkeit ist er raumlos, ja das Gegenteil des Raumes, dessen Wesen Ausdehnung ist. Wie aber, was wir später zu sehen Gelegenheit haben werden, nach Hamerlings ungereimter Ansicht das diskrete, vollkommen ausdehnungslose Atom das Gegenteil der ausgedehnten Materie und doch das Prinzip derselben ist, so ist ihm der ausdehnungslose Raum- und Zeitpunkt das Gegenteil und Prinzip zugleich des Raumes und der Zeit. Raum und Ausdehnung sind nämlich nicht schlechthin identisch. Es ist etwas anderes, einen Raum, wie man fälschlich zu sagen pflegt, erfüllen und im Raume sein. Der Gedanke, den wir denken, nimmt gewiß keinen Raum ein, erfüllt keinen solchen, ist nicht ausgedehnt; aber jeder ist sich dessen bewußt, daß der Gedanke, während er ihn denkt, innerhalb des Bereichs seines Kopfes, seines Gehirns vorhanden ist, also dort seinen Ort hat und insoferne im Raume ist, ohne ihn zu erfüllen.

Wie der Punkt, so ist auch die Linie und die Fläche raumlos. Nur die gedachte, abstrakte, mathematische Linie ist kontinuierlich; die konkrete, z. B. mit Bleistift oder Kreide gezogene, ist es nicht, denn sie besteht aus diskreten Bleistift- oder Kreideteilchen. Auch eine Holz- oder Eisenstange kann nicht als wahrhaft kontinuierliche Linie gelten: sie besteht aus Holzfasern und Eisenatomen, welche nicht ineinanderfließen, sondern durch Zwischenräume, wenn auch minimale, voneinander getrennt sind.

Ganz richtig setzt Hamerling auseinander, schon der Wirrwarr von schwankenden und zweideutigen Benennungen beweise, daß es mit unserer ganzen Raumdefinition, insbesondere mit der Definition dessen, was man Dimensionen nennt, übel bestellt ist. Er macht darauf aufmerksam, daß unsere dreidimensionale Raumvorstellung auf dem bloßen Sprachgebrauche beruhe und daß wir, von ihm absehend, auch von bloß zwei Dimensionen reden könnten. „Die Benennungen Länge und Breite sind konventionell — beruhen auf keinem

wesentlichen Unterschied ... Was ist eine Länge ohne Breite? Eine Länge ohne Breite ist eine Breite ohne Länge." Nehmen wir eine Kugel oder einen Würfel und stellen wir sie vor uns auf. Beide haben eine Erstreckung in die Höhe (Tiefe) und in die Breite. Eine Länge haben sie nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht; von ihrer Länge zu sprechen, würde, vor dem gewöhnlichen Menschen wenigstens, nur lächerlich machen. Da hätte man also „das Wunder eines nur in zwei Dimensionen existierenden Gegenstandes" leibhaftig vor sich!

Geschickt beweist Hamerling auch, daß wir für den gewöhnlichen Sprachgebrauch noch gar keinen Ausdruck besitzen, um das zu bezeichnen, was der wissenschaftliche sehr unpassend Tiefe nennt, „sehr unpassend, denn es wäre gewiß besser gewesen, diesem Ausdruck seine ursprüngliche Bedeutung als Gegenpol der Höhe auch in der Wissenschaft zu lassen." Nebenbei bemerkt, ist ihm die Tiefendimension eine Gewähr dafür, daß die Raumanschauung durch unsere physische sowohl als geistige Organisation bedingt ist; denn sie ist nicht unmittelbar sinnfällig, sondern größtenteils ein Ergebnis der kombinierenden Tätigkeit des Verstandes.

Geradezu klassisch ist die Einfachheit und Leichtigkeit, mit der Hamerling die Unmöglichkeit der zum großen Gaudium der Spiritisten selbst von Männern wie Helmholtz, Gauß, Mach u. a. verteidigten vierten Dimension dartut, die in den Köpfen so viel Verwirrung angerichtet hat und noch immer anzurichten nicht aufhört. Er führt diese Irrlehre der bedeutendsten Mathematiker und Physiker darauf zurück, daß sie zwischen mathematisch-geometrischen Abstraktionen und dem, was, als real denkbar, mit dem Begriffe des Wirklichen verträglich ist, nicht genau genug unterschieden. Sie fehlten nicht als Mathematiker und Physiker, sondern als Logiker, als philosophische Analytiker, sofern sie sich darüber nicht klar waren, daß der Raumbegriff durch die Dreizahl der Dimensionen so wesentlich bedingt sei, daß er durch Annahme einer vierten nicht erweitert, sondern aufgehoben wird. Wenn er

durch die Kreuzung dreier Dimensionen entstanden ist und in ihr besteht, so kann man aus ihm ebensowenig noch eine vierte Dimension herausklauben, als man aus dem Dreieck ein viertes Eck herausbekommen oder einen Stoff in vier Elemente zerlegen kann, nachdem man ihn aus dreien zusammengesetzt hat. Und den Spiritisten, welche immer davon faseln, irgend etwas könne „in die vierte Dimension verschwinden", leuchtet er prächtig damit heim, daß sich mit demselben Rechte behaupten ließe, ein Gegenstand könne sich mit seiner Breite und Tiefe plötzlich ganz in seine Länge verkriechen und dann nach Belieben wieder daraus hervorspazieren.

Obwohl Hamerling den Anschauungsformen nur subjektive Geltung zuerkennt, so glaubt er doch auch wieder anerkennen zu müssen, daß der Begriff des Seins als des Wirkens und Lebens von dem der Dauer, also der Zeit, absolut unzertrennlich, ja mit ihm geradezu identisch ist, und daß auch der Raum sich auf das Absolute anwenden läßt.

Er erledigt die Frage nach der Quelle der Gewißheit des menschlichen Wissens, indem er das Verhältnis der Naturwissenschaft zur Philosophie beleuchtet. Die einzige Quelle absoluter Gewißheit ist ihm die Analyse. Die Induktion kann eine solche nie zu Tage fördern, weil sie auf der Voraussetzung beruht, daß gleiche Ursachen in alle Ewigkeit gleiche Wirkungen haben müssen und daß dasjenige, was wir unter gewissen Umständen geschehen sehen, unter denselben immer geschehen muß. Diese Voraussetzung ist jedoch, streng genommen, weder a priori noch auch wegen der Beschränktheit unserer Erfahrung a posteriori beweisbar. Damit soll die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze keineswegs angetastet, sondern nur gesagt sein, daß die Gesamtheit der Fälle, in denen sie sich bewähren könnten oder müßten, niemals zu überschauen ist. Durch die Induktion kann nur ein Grad von Wahrscheinlichkeit gewonnen werden, der für die naturwissenschaftliche Forschung ausreicht, aber nicht für die eigentliche

Philosophie, auf deren Gebiet nur das Denknotwendige als absolut gewiß gilt. Das Schicksal der Induktion teilt die Deduktion, weil die Gewißheit der durch sie erschlossenen Tatsachen auf der Bestätigung durch die Erfahrung beruht. Unumstößliche Sicherheit kommt nur dem zu, was durch Analyse gewonnen wird, weil es seine Evidenz in sich selbst trägt, durch innere Anschauung einleuchtet, zu seiner Bestätigung der Erfahrung nicht bedarf. Demgemäß muß die eigentliche Philosophie in logischen Gleichungen, Tautologien fortschreiten. Es gibt, genau genommen, gar kein Wissen a priori. Was man so nennt, sind analytische, identische Sätze. Diese sind aber darum, weil sie den Schatz des synthetischen, empirischen Wissens nicht vermehren, beileibe nicht überflüssig und unfruchtbar. Sie sind es ebensowenig, wie die Gleichungen in der Mathematik und Mechanik. Kann die Philosophie auch nichts eigentlich Neues, Positives aus Eigenem bieten, so leistet sie doch Großes und Unschätzbares, indem sie Irrtümer zerstört, die Begriffe klärt und so den Gesichtskreis der Erkenntnis nach einer neuen Seite hin erweitert.

Die Analyse zergliedert den Begriff; aber der Begriff mußte ursprünglich durch Synthese gebildet werden. Die Philosophie befindet sich also im Irrtum, wenn sie verkennt, daß sie alle ihre Synthesen von der Erfahrungs- oder Naturwissenschaft entlehnen, alle Begriffe, die sie ihrer Analyse unterwerfen will, mit Einschluß des höchsten, des Seinsbegriffs, von der Wirklichkeit abstrahiert haben muß. Aber auch die Naturwissenschaft irrt, wenn sie glaubt, die Philosophie könne mit ihrer Analyse sich nur im Gebiete unfruchtbarer Begriffsgespinste bewegen, während dieselbe doch, wenn sie nur in streng logischer Weise verfährt, mit all dem, was sie als denknotwendig aufzeigt, auch zugleich die Notwendigkeit und das Gesetz des Wirklichen aufstellt. Denn alles Gedankliche hat nur Sinn, sofern es sich auf die Wirklichkeit bezieht. Wenn die Systeme derjenigen Philosophen, welche, wie Hegel, sich auf dem Gebiete der reinen Analyse

bewegen, schließlich nicht befriedigen, so rührt dies nicht von der Unfruchtbarkeit der Analyse als solcher her, sondern davon, daß diese Denker eine unübersteigliche Kluft zwischen der Welt des abstrakten Gedankens und der Wirklichkeit aufrichteten, anstatt diese durch jene zu erklären, daß sie die Welt der Begriffe als eine Welt für sich, ja als die einzige betrachteten. „Auf die reale Welt angewendet", sagt Hamerling, „geben die logischen Bestimmungen Hegels meist einen guten und schönen Sinn; aber sie werden zum Hirngespinst, wenn das Leben und die Realität des Begriffs in seiner bloß gedanklichen Selbstbewegung aufgehen und die wirkliche Welt gar nicht existent oder Nebensache sein soll."

Dazu kommt, daß die Analyse es keineswegs bloß mit der Zergliederung von reinen Begriffen zu tun hat, sondern auch die auf dem Wege der Erfahrung gewonnenen, also die synthetischen Sätze zu bearbeiten, die logischen Gleichungen und die Konsequenzen derselben zu entwickeln hat. Ihr Werk beginnt erst so recht, wenn das der Synthese getan ist: sie macht die Erfahrung zur Wissenschaft. Der Fortschritt in allen Naturerkenntnissen beruht auf der allmähligen Umwandlung des synthetischen Wissens in analytisches.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Philosophie nur als eine Hilfsdisziplin der Naturwissenschaft in Betracht kommt. Das hieße sie entwürdigen. Sie ist und bleibt eine Wissenschaft für sich, und zwar die höchste von allen, nicht bloß darum, weil es schließlich nur in ihr ein wahres, absolutes Wissen gibt, sondern auch, weil es die höchsten Probleme sind, mit denen sie sich beschäftigt. Sie hat die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis zu prüfen und festzustellen, sie hat zu bestimmen, wie viel Wahres an der Wahrnehmung ist, sie hat die Genesis des Weltbildes zu erklären, wie es in unserer Vorstellung sich gestaltet, sie hat sich mit der Ergründung des Wesens von Zeit, Raum, Kausalität usw. zu befassen, sie hat sich mit einem Worte der Lösung von Problemen zu befleißigen, „gegen welche gehalten z. B. die naturwissenschaftliche Frage, ob die Natur feststehende

Arten hervorbringt oder ihre Typen sich aus einander entwickeln läßt, nur von untergeordneter Bedeutung ist."

Wenn Hamerling eine Teilung der Arbeit vornimmt und der Philosophie die Analyse, der Naturwissenschaft die Synthese zuweist, so meint er dies natürlich nicht so, als ob der Philosoph sich niemals auf eine Synthese, der Naturforscher sich niemals auf eine Analyse einlassen sollte. Im Gegenteil wird der eine beständig auf das Gebiet des andern überzugreifen sich veranlaßt finden. Nur darf der Philosoph niemals vergessen, daß er mit jeder Synthese auf naturwissenschaftlichem, der Naturforscher, daß er mit jeder Analyse auf philosophischem Boden steht. Und weil für das Wissen im allgemeinen Synthese und Analyse gleich unentbehrlich sind, wird weder der Philosoph die Naturwissenschaft, noch der Naturforscher die Philosophie gering zu schätzen berechtigt sein.

Treffend sagt Hamerling: „Der Naturforscher sollte nie etwas vom Philosophen gelernt, die Philosophie nie etwas zur Förderung der Naturwissenschaften getan haben? Ei, von wem ist denn die Tatsache, daß die Sinneswahrnehmung uns nicht das Ansich der sogenannten Dinge, sondern nur eine durch die Eigenart eben dieser Organe bedingte Erscheinungswelt erschließt — von wem ist diese, heutzutage auch von den Physiologen anerkannte Tatsache früher erkannt worden, von den Philosophen oder von den Physiologen? — Lange vor der Naturwissenschaft hat die Philosophie die Atome als letzte Prinzipien des Wirklichen aufgestellt. Auch vom Äther haben die Philosophen früher gesprochen als die Physiker. Es war ein Philosoph, Kant, der vor Laplace die heutige Theorie des Himmels ersann. Selbst die Schellingsche Naturphilosophie war nicht so unfruchtbar, wie man sie schilt; es waren deutsche Naturphilosophen, welche die Lehre von der Zelle und den Darwinismus antizipierten. Lange vor Schwann hatte der Naturphilosoph Oken die Zelle entdeckt." Ich möchte noch hinzufügen, daß wir in dem Nachlasse Kants den Entwurf zu einem Werke: „Von dem Übergange von den metaphysischen Anfangsgründen der Natur-

wissenschaft zur Physik" besitzen, das er zu seinen Hauptschriften zählte. Die daraus veröffentlichten Proben lassen, wie Alois Riehl in den „Vorträgen zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart" richtig bemerkt, schon jetzt erkennen, „daß es sich dabei um die Entwicklung einer Hypothese handeln sollte, welche neuesten Anschauungen der Wissenschaft nicht sehr ferne steht." Kant sucht darin den Mechanismus in der Natur energetisch zu erklären, ihn aus einem beständig wirksamen Agens abzuleiten.

Steht denn aber die Philosophie wirklich mit jeder Synthese auf naturwissenschaftlichem Boden, wie Hamerling behauptet? Ich möchte diese Frage entschieden verneinen angesichts der Tatsache, daß die Philosophie gemäß dem Einheitsbedürfnisse unserer Vernunft die Erfahrung ergänzt, das Stückwerk, über das die wissenschaftliche Erfahrung nicht hinauskommt, zu einem einheitlichen, gegliederten Ganzen, zu einer widerspruchslosen Weltanschauung ausgestaltet, die geeignet ist, die Bedürfnisse des Verstandes und die Forderungen des Gemütes zu befriedigen. Den Zug ins Große darf die Philosophie nicht verleugnen, ohne sich selbst aufzugeben; ist sie doch mehr als Wissenschaft! Zusammenzuschauen und zusammenzufassen, was auf den verschiedenen Wissensgebieten durch die Analyse erforscht wird, das ist die Aufgabe und auch die Zukunft der Philosophie. Die Philosophie als Weltanschauungslehre ist allerdings keine streng beweiskräftige, sondern eine hypothetisch erörternde Wissenschaft. Damit ist aber ihr wissenschaftlicher Charakter nicht aufgehoben. Wissenschaftlichkeit ist nicht nur da vorhanden, wo unbedingt zwingende Beweise, Beweise von der Strenge der mathematischen geboten werden, sondern auch dort, wo sich Erwägungen mit einem gewissen Erfolge anstellen lassen, mag dieser Erfolg auch nur einen geringeren Grad der Gewißheit an sich tragen. Geschichtswissenschaft und Philologie sind voll von Vermutungen und wahrscheinlichen Annahmen, und auch den Naturwissenschaften sind die Hypothesen unentbehrlich. Selbst das Prinzip von der Erhaltung der Kraft ist streng genommen

nur eine Hypothese. Die Metaphysik führt mithin keinen neuen Begriff von Wissenschaft ein, sondern sie macht nur von einem in der Wissenschaft üblichen Verfahren gemäß der Natur ihres Gegenstandes einen ungleich umfassenderen Gebrauch. Es hat einen guten Sinn, wenn Grillparzer sagt: „Die Welt würde in diesem Augenblicke zusammenbrechen, wenn ihre Verbindungen solche wären, die wir einsehen könnten.“

2. Metaphysik.

Das den Erscheinungen zu Grunde liegende Reale, die letzte Ursache, der Urgrund derselben, „das Netto-Objekt gegenüber dem Brutto-Objekt, das die Sinne liefern,“ ist das Atom. Hamerling ist ein geradezu begeisterter Anhänger der Atomtheorie, für die er manchen neuen Beweis ins Treffen führt. Sie ist für ihn keine Hypothese, sondern eine feststehende Tatsache. Die Atome entlocken ihm den schwungvollen Ausspruch: „Wenn die Volksmythe etwas recht Tüchtiges und Feines herstellen lassen will, so bedient sie sich hiezu mit Vorliebe werktätiger, unermüdlicher Zwerge. Diese Zwerge der Sage sind für die Natur die Atome, die immer geschäftigen, immer beweglichen, die zaubermächtigen Tausendkünstler, die Überall und Nirgends, die nichts Geringeres fertig bringen als den Kosmos in seiner lebendigen, gestaltenreichen, formschönen Unendlichkeit.“ Und an einer andern Stelle äußert er sich: „Der Punkt, auf welchen für unsere Anschauung das Sein, das Leben und die Kraft zusammenschrumpft, wenn wir von den auf uns ausgeübten Wirkungen absehen —, dieser Punkt ist nicht wegzuwerfen, sondern festzuhalten mit aller Entschiedenheit: denn der Punkt des Atoms ist der Punkt des Archimedes — *δός μοι ποῦ στῶ*! Er ist der Punkt außerhalb des Ichs, den das Ich braucht, um sich über sich selbst hinauszuschwingen, das All des Gedankens zu bewegen und mehr zu sein als ein wahnwitziger Traum, der sich selber träumt.“

Die Atome sind Mittelpunkte eines Kreises ohne Peripherie, unteilbare, ausdehnungslose und indifferente Kraft-

punkte, die wahren Individuen. Während für den Materialisten nichts existiert, was nicht materiell ist, leugnet Hamerling die Existenz alles Materiellen. Die Materie, das Ausgedehnte ist ihm ein bloßer Sinnenschein, der durch das Zusammensein einer bestimmten Anzahl von Atomen im menschlichen Wahrnehmungsvermögen erzeugt wird. „Ein einzelnes Atom würde einen solchen Schein nicht erzeugen; es ist sogar möglich, daß zwei, drei, zehn Atome dies noch nicht tun, sondern daß das Phänomen der ausgedehnten Sichtbarkeit für die menschliche Organisation erst bei einer gewissen höheren Anzahl von Atomen seinen Anfang nimmt." Es ist mir jedoch unbegreiflich, wie es einer Vielheit von Atomen gelingen soll, den Schein eines Kontinuums hervorzurufen, da die Atome doch immateriell sind. Es liegt ein nicht zu lösender Widerspruch darin, aus vollkommen ausdehnungslosen, also unkörperlichen Punkten den Schein ausgedehnter Körper entstehen zu lassen.

Hamerling führt für die Unmöglichkeit eines Kontinuums selbst den rektifizierten Sinnenschein ins Treffen; lösen sich doch für das Auge bei Zuhilfenahme eines guten Teleskops Sternnebel in Gruppen von Sternen auf, die nach unseren Begriffen unendlich weit voneinander entfernt sind. Auf dem Boden neuester physikalischer Experimente fußend, sagt er: „Bei Atomen, welche nach der Meinung des gewöhnlichen Physikers sich ‚berühren', ist der Abstand im Verhältnis zu ihrer Größe wahrscheinlich nicht kleiner, vielleicht aber sogar größer, als der Abstand zweier Fixsterne voneinander im Verhältnis zu ihrer Größe ist."

Auch vom rein physikalischen Standpunkte aus ist das Kontinuum eine durchaus falsche Voraussetzung. Die Annahme einer stetig fortlaufenden, ununterbrochenen Materie schlägt den Erscheinungen der Verdichtung und Verdünnung ins Gesicht, ebenso der Bewegung und der Teilbarkeit. Sie ist aber auch mit der Vielheit der Realen nicht vereinbar. Zwei Dinge oder Atome müssen durch einen Zwischenraum getrennt sein, denn geschähe dies nicht, so wären sie nicht mehr zwei,

sondern eines. Daraus ergibt sich, daß die Wirkung der Atome aufeinander eine actio in distans, eine Fernwirkung ist. Die angebliche Unmöglichkeit einer solchen stützt sich auf den Einwurf, daß ein Ding schlechterdings nicht dort wirken könne, wo es nicht ist. Indes beruft sich Hamerling auf Kant, der in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Der gemeinste Einwurf wider die unmittelbare Wirkung in die Ferne ist: daß eine Materie doch nicht da, wo sie nicht ist, unmittelbar wirken könne. Wenn die Erde den Mond antreibt, sich ihr unmittelbar zu nähern, so wirkt die Erde auf ein Ding, das viele tausend Meilen entfernt ist, und dennoch unmittelbar; der Raum zwischen ihr und dem Monde mag auch als völlig leer angesehen werden. Denn obgleich zwischen beiden Körpern Materie läge, so tut diese doch nichts zu jener Anziehung. Sie wirkt also an einem Orte, wo sie nicht *ist*, unmittelbar, — etwas, was dem Anscheine nach widersprechend ist. Allein es ist so wenig widersprechend, daß man vielmehr sagen kann, *ein jedes Ding im Raume wirkt auf ein anderes nur an einem Orte, wo das Wirkende nicht ist.* Denn sollte es nur an dem Orte, wo es selber ist, wirken, so würde das Ding, worauf es wirkt, gar nicht *außer* ihm sein; denn dieses *Außerhalb* bedeutet die Gegenwart an einem Orte, wo das andere nicht ist. Wenn Erde und Mond einander auch berührten, so wäre doch der Punkt der *Berührung* ein Ort, in dem weder die Erde noch der Mond ist, denn beide sind um die Summe ihrer Halbmesser voneinander entfernt. Auch würde im Punkte der Berührung sogar kein Teil, weder der Erde noch des Mondes, anzutreffen sein, denn dieser Punkt liegt in der *Grenze* beider erfüllten Räume, die keinen Teil, weder von dem einen noch dem andern ausmacht.“

Der Begriff des Kontinuums ist, wie Hamerling vortrefflich bemerkt, nur von Zeit und Raum auf die Materie übertragen. Die Vorstellung des Kontinuums ist im Grunde nichts anderes als die Vorstellung des Raumes selbst. Weil

der Physiker den Raum nur als Kontinuum denkt, so meint er, er müsse auch das, was nach menschlicher Anschauung den Raum „erfüllt", als Kontinuum denken. Er übersieht aber dabei, daß Raum und Zeit Anschauungsformen und keine Dinge sind und daß sie nicht wie die Dinge wirklich teilbar, sondern nur meßbar sind, d. h. sich nur in Maßeinheiten zerlegen lassen. Die Sekunden, Minuten, Stunden und Tage, in welche wir die Zeit, die Zentimeter und Meter, in welche wir den Raum einteilen, sind so wenig wirkliche Teile des Raumes und der Zeit, als die Markierung der Zentimeter den Meterstab, die Zeichnung der Ziffern das Zifferblatt einer Uhr zerstückelt.

Die Verteidiger des Kontinuums sagen freilich, die Atomistik brauche den leeren Raum, um die diskreten Teilchen auseinanderzuhalten; da es aber keinen leeren Raum gibt, ja der Raum überhaupt nicht wirklich ist, sondern nur in unserer Anschauung existiert, so falle die Atomistik in sich zusammen und die Materie müsse etwas Stetiges sein. Hamerling begegnet diesem Einwande damit, daß nur die auf der primitivsten Stufe stehende Atomtheorie, die Korpuskulartheorie, den Raum braucht; die dynamische Atomistik, welcher das Atom ein ausdehnungsloser Kraftpunkt ist, bedarf seiner nicht, und wenn sie von Zwischenräumen der Atome spricht, so gilt dieser Ausdruck nur für die Welt der Erscheinung, nur in physikalischem Sinne. „Was der menschlichen Raum- und Stoffanschauung zu Grunde liegt, ist nur ein unum praeter aliud und wird nur in der physiologisch-psychologischen Anschauung des Menschen zu einem unum extra aliud." Der Atomist braucht den Raum also nicht; wohl aber braucht ihn das Kontinuum, denn was ist es anders als ein Ausgedehntsein, ein Sichhinstrecken im Raume? Ein reales Stoff-Kontinuum ohne einen realen Raum ist ein Unding. Der Angriff auf die Atomistik unter Berufung auf die Idealität des Raumes fällt also auf die Verteidiger des Kontinuums zurück.

Hamerling verfährt konsequent, wenn er nicht nur die Stetigkeit der Materie leugnet, sondern noch weiter geht und sagt: es gibt auch keine Erscheinung, keine Aktion, keine

Funktion der Natur, die wirklich kontinuierlich wäre. Aus diskreten Teilen oder aus diskreten Stößen und Schwingungen besteht alles, was wir für stetig halten; jeder Ton, den wir vernehmen, ist ein System unzähliger Einzelklänge, jeder Lichtstrahl ein System unzähliger Lichtpunkte. Ohne Zweifel sind auch Nervenerregung und Empfindung intermittierend. Die Wirkung, die durch den Nervenstrang von außen nach innen läuft, erneuert sich von Atom zu Atom.

Wie erklärt sich übrigens Hamerling das schwierige Problem der Wirkung? Diese ist im gewöhnlichen Sinne ein Rätsel. Wir begreifen im Grunde nie und nirgends, wie etwas etwas bewirken kann, und der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung ist immer nur ein erfahrungsmäßig erkannter. Und doch glauben wir eine Wirkung erklärt zu haben, wenn wir den besonderen Fall unter ein allgemeines Gesetz gebracht, ein natürliches Vorkommnis z. B. auf das Gesetz der Anziehung oder Abstoßung, der Schwere usw. zurückgeführt haben. Was sind diese aber anders als erfahrungsmäßig festgestellte, an und für sich jedoch völlig unbegreifliche Tatsachen? Die Möglichkeit einer Wirkung ist denn auch geradezu geleugnet worden, bloß weil wir sie nicht begreifen. So ist beispielsweise die Zurückführung unserer Vorstellungen auf die Einwirkung außer uns befindlicher realer Dinge an sich häufig darum bestritten worden, weil wir nicht begreifen, wie eine solche Einwirkung stattfinden soll. Daß ein Teil der Physiologen und Philosophen unter den Auspizien des Positivismus einen ursächlichen Zusammenhang der materiellen und der Bewußtseinserscheinungen wegen ihrer Verschiedenartigkeit kurzweg in Abrede stellt und beide Reihen als „Funktionen“ voneinander im mathematischen Sinne dieses Wortes betrachtet, ficht Hamerling nicht an, denn die Materie als solche hat sich ihm in Sinnenschein aufgelöst, Geist und Materie haben sich ihm als wesensgleich entpuppt. Also nicht die Verschiedenartigkeit des Aufeinanderwirkenden, wie man gewöhnlich annimmt, ist das eigentlich Unerklärliche. Es scheint nicht minder unerklärlich, wie Gleichartiges aufeinander wirken kann.

Hamerling glaubt der Lösung des Rätsels der Kausalität näher zu kommen, indem er den Grundsatz aufstellt: die Ursache schafft die Wirkung nicht, sie zaubert sie nicht aus dem Nichts hervor. Er legt sich, getragen von der ursprünglichen Wesenseinheit alles Lebenden und Seienden, die Kausalität in vielen, ja den meisten Fällen als eine Art von Verschmelzung der Wesenheit zweier Realen zurecht, läßt in Anlehnung an eine von Kant in einer Anmerkung zur Lehre vom dritten Paralogismus getane Äußerung zwei Monaden oder Realen oder zwei zu einer organischen Einheit verbundene Gruppen von solchen ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zustand, also auch ihr Bewußtsein, ihre Vorstellung, ihren Willen, mit einem Worte ihre Wesenheit einander mitteilen. Es können sich auch Metamorphosen der mitgeteilten Zustände ereignen, wie wenn die Bewegung des einen Körpers beim Zusammenprall mit einem andern in letzterem in eine oszillierende Molekularbewegung (Wärme) sich umsetzt. Die Kausalität fällt hier also im Prinzip mit der Erhaltung der Energie zusammen, sie ist ein Spezialfall derselben. Die einzige wahrhaft schöpferische Kausalität ist die des Willens, deren wir uns in unserem eigenen Tun unmittelbar bewußt sind. Wenn wir auf Grund eines Willensentschlusses eine Bewegung ausführen, so fühlen wir gleichsam, wie Ursache und Wirkung ineinander übergehen. Wir erleben den Übergang vom Willensentschluß zur Muskelkontraktion in lückenloser Unmittelbarkeit. Diese Verbindung ist, wie Friedrich Jodl einmal sagt, das Urbild aller Kausalität.

Jedem aufmerksamen und unbefangenen Blicke leuchtet es ein, daß im weiten Bereiche der Natur Zustandsmitteilung das Prinzip aller Wirkung ist. Schöne Beispiele derselben haben wir in der Art, wie der anstoßende Körper seine Bewegung dem angestoßenen mitteilt, wie ein magnetischer oder elektrischer Zustand auf die Umgebung sich fortpflanzt, wie jedes Atom des Telegraphendrahtes dem andern seine Botschaft, jedes Molekül des Nervenstranges dem andern seinen Reiz überliefert, wie die schwingende Saite ihre Schwingungen

und ihren Ton in der andern wachruft, Licht und Wärme unendliche Reihen von Äther- und Körperatomen durchlaufen. Hamerling meint auch mit Recht, daß das Wahre, was in den noch immer zu wenig durchgeprüften Zuständen des sogenannten tierischen Magnetismus, Somnambulismus und Hypnotismus möglicherweise sich konstatieren läßt, aus der „Kontinuierung“ des stärkern Wesens und Willens in ein anderes, schwächeres Wesen, der Unterordnung, Assimilierung des letzteren an das erstere zu erklären ist. Man spricht von einer dämonischen Willenskraft. Über eine solche verfügt, um nicht in die Ferne zu schweifen, der Held des „Königs von Sion“, wie aus dessen dramatischer Szene mit dem im Auftrage des Bischofs von Münster zur Unterwerfung auffordernden Priester Odo von Drensteinfurt erhellt.

Ohne Zweifel ist es die Form der Schwingung, in welcher ein mitgeteilter Zustand auf physikalischem, wie auch auf physiologischem Gebiete aufgenommen und fortgeleitet wird; sind es doch gerade die Schwingungen, „welche, wie auf dem Gebiete der Akustik so schön zu Tage tritt, ein Miterzittern des Benachbarten und Verwandten bedingen, in weiteste Kreise sich fortpflanzen und Zustandsmitteilungen der erstaunlichsten Art veranlassen.“

Die Verschmelzungen, die sich bei den Zustandsmitteilungen gewissermaßen vollziehen, sind von längerer oder kürzerer Dauer und haben ihre Grade. Für immer bleibend ist keine dieser Verschmelzungen. Die Realen treten aus ihnen immer wieder gesondert hervor. Nicht einmal die Chemie behauptet, daß sie bei ihren Verbindungen ihre Sonderexistenz völlig verlieren, was der Umstand unwiderleglich beweist, daß bei Auflösung der chemischen Verbindung die ursprünglichen Elemente wieder rein zu Tage treten. In diesem Sinne sind wir berechtigt, von „Selbsterhaltungen“ der einfachen Realen anderen gegenüber zu sprechen. Aber was hat Herbart aus ihnen gemacht! Er stellt alle Wirkung eines Realen auf das andere gänzlich in Abrede. Alles, was beim Zusammensein der einfachen Elemente geschieht, soll darin bestehen, daß eines

gegen das andere völlig unverändert bleibt. In der Selbsterhaltung allein soll nach Herbart die gesamte mögliche Wechselwirkung einfacher Wesen bestehen, aus bloßen Selbsterhaltungen soll sich das ganze bunte Weltbild erklären lassen! Die Realen können nichts anderes leisten, als sich selbst gegen Störung und Negation durch andere Reale erhalten. Selbst solche Störung ist aber bei den Realen an sich nicht möglich, da Druck oder Angriff gegen andere nicht in ihrer Natur liegen kann, wenn diese bloß auf Selbsterhaltung, auf Aufhebung der Störung oder auf Negation der Negation zum Zwecke der Selbsterhaltung gerichtet ist. Im Grunde gesteht dies Herbart selbst zu, indem er lehrt: „Störung sollte erfolgen, Selbsterhaltung hebt die Störung auf, so daß sie gar nicht eintritt.“ Das wirkliche Geschehen besteht also in der beiderseitigen Selbsterhaltung zweier Realen gegen eine Störung oder Negation. Aber diese Selbsterhaltung der Realen ist doch wohl eine Tätigkeit und Äußerung derselben. Von einer solchen kann jedoch wieder keine Rede sein, wenn keine faktische Störung vorhergeht; denn Reaktion, Selbstbehauptung findet nur statt gegenüber einer Aktion, Einschränkung. Die Störungen und Selbsterhaltungen sind daher, wenn auch das „wirkliche Geschehen“ auf sie zurückgeführt wird, nichts, was in den Realen selbst vorgeht, sie sind nur in einer „zufälligen Ansicht“ vorhanden, sie sind nur „zufällige Zustände der realen Wesen“.

Aus den Realen als solchen kann aber auch keine Vorstellung hervorgehen. Selbsterhaltung ist an sich noch nicht Vorstellung, sondern bietet nur die reale Möglichkeit der Vorstellung, sowie Vorstellung nicht Selbsterhaltung ist, sondern diese voraussetzt. Außerdem muß Selbsterhaltung sich auf das beschränken, was das Reale ist; soll also Selbsterhaltung zugleich Vorstellung sein, so muß das Wesen dieses Realen selbst im Vorstellen bestehen, wenigstens der Potenz oder Anlage nach. Dann ist aber gar nicht abzusehen, wie aus solchen Selbsterhaltungen oder Vorstellungen die Welt der Erscheinungen hervorgehen soll, da der Inhalt der Vor-

stellungen immer nur das eigene, unmodifizierte, starr unveränderliche Sein und nichts anderes sein könnte.

Was Herbart im allgemeinen für Hamerling bedeutet, spiegelt sich in folgender Äußerung: „Man kann sich mit dem Herbartschen System um so weniger befreunden, je tiefer man demselben auf den Grund zu kommen sucht. Und doch fühlt man sich von den originellen Begriffsgespinsten dieses durchaus selbständigen Denkers immer wieder angezogen. Er gebraucht in der Darlegung seiner Theorien vielversprechende, anregende Formeln und Ausdrücke — Ausdrücke, welche besser sind als der Sinn, den er selbst damit verbunden hat."

Hamerling erklärt, einem Zuge des deutschen Geistes folgend, den er zum erstenmal von den mittelalterlichen deutschen Naturphilosophen und Jakob Böhme, dem „philosophus teutonicus", dem „in Wahrheit deutschesten und tiefsten aller modernen Philosophen", bis zu Jacobi, Fichte, Schelling und herab zu Schopenhauer und Hartmann verfolgte, den Willen für das Ursein, für die einzige wirkliche Kraft oder Urkraft. Darum nennt er die Atome Willenseinheiten. Der Wille, den er tief erfaßt, hat aber bei ihm keinen überweltlichen oder außerweltlichen Charakter, sondern er ist die allem Sein und Wesen innewohnende Triebkraft, durch welche es sich setzt, bejaht, behauptet und auch entwickelt, „wenigstens den äußeren Bedingungen seiner Entwicklung nach Gesetzen der Anziehung und Abstoßung auf halbem Wege entgegenkommt." Im philosophischen Sinne ist also der Wille geradezu der Lebenstrieb oder Lebenswille, der das Ursprünglichste in uns ist, — derselbe Lebenswille, der sich auch im Kampfe ums Dasein betätigt und bewußt sowohl als unbewußt der mächtigste Hebel aller Entwicklung und alles Fortschritts ist. Zwischen Trieb und Wille besteht durchaus keine wesentliche Differenz, sondern nur ein Gradunterschied; sie unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß jener unbewußt, dieser bewußt ist.

Hamerling begegnet sich in der Idee der Willensatome mit Eduard v. Hartmann. Doch klafft zwischen den Willens-

atomen unseres Philosophen und den Monaden Hartmanns ein unüberbrückbarer Abgrund. Während Hartmann im strengsten Sinne monistisch denkt, den Willen als absolute Einheit und die Monaden nach Schellings Vorgang als bloße Willensakte betrachtet, faßt Hamerling in Erwägung dessen, daß es nicht abzusehen ist, wie solche Aktionen zu einem Bewußtsein von sich selbst gelangen sollten, daß die Individualisierung, das Ichgefühl unmöglich wäre, wenn das Subjekt des Wollens in seiner Einheit als absolutes Subjekt verharrte, die Atome als selbständig wollende Wesenheiten. Sie sind ihm das allgemeine Sein, Leben und Wollen in individueller Vervielfachung. Sein allgemeines Willenssubjekt teilt sich zwar auch nicht in die vielen Willenseinheiten, aber es wiederholt sich in ihnen, setzt sich unendliche Male real und wird nur durch die Form der Individualität modifiziert.

Hartmann will Hamerlings Standpunkt selbstverständlich nicht gelten lassen und gibt in dem zweiten Teile seiner „Geschichte der Metaphysik" (S. 533) zu bedenken: „Merkwürdigerweise erkennt aber gerade Hamerling an, daß das besondere Ich nur ein Objekt, ein Gewußtes, ein Bewußtseinsphänomen ist und daß das Subjekt, das Wissende zu diesem Gewußten, das allgemeine Ich, eine reine, unpersönliche Tätigkeit oder ein Sein sei, das erst durch den Gegensatz gegen das Objekt und Nicht-Ich zum Subjekt und Ich werde. Wenn also allen individuellen Bewußtseinsichs nur das eine, allgemeine, absolute Subjekt zu Grunde liegt, so sollte man meinen, daß darin eher ein Hinweis liegt, daß auch für alle individuellen Willensakte nur ein allgemeines, absolutes Subjekt des Wollens erforderlich sei, und in der Tat sieht Hamerling alle Atome als Ein Atom, d. h. alle Atomwillen als Einen an." Der Schein spricht nun allerdings für Hartmann. Es ist jedoch wohl zu beachten, daß Hamerling das Ich des Menschen als etwas Reales, Seiendes, Substantielles verteidigt. Das Sein hat für unsern Philosophen nur Sinn in Bezug auf ein Seiendes. „Wenn ich", sagt er, „das Sein selbst zum Ausgangspunkt nehme, so geschieht dies um derjenigen willen,

welchen der Begriff eine von ihrer Wirklichkeit getrennte, verschiedene, selbständige Sache ist. Für mich aber gilt all das, was vom Sein gesagt wird, vom Seienden, und zwar nur von diesem." Er macht nachdrücklichst darauf aufmerksam, daß man bei der Bezeichnung des Ich als Objekt nicht vergessen sollte, daß sie nur eine logische Bestimmung, eine gedankliche Beziehung des Ich ist, welche das eigentliche Wesen desselben, die Subjektivität, nicht aufhebt. Will man unter dem Ausdruck „Ich als Objekt meiner selbst" den Inhalt seiner besonderen Vorstellungen und Willensakte verstehen, so hat er dagegen nichts einzuwenden, und in diesem Sinne braucht er den Ausdruck selbst. Da aber ein Haufe von Vorstellungen und Willensakten sich nicht an und für sich als Ich wissen könnte, so darf, wie er sagt, neben dieser Objektivität die Subjektivität nicht übersehen werden als das Wesenhafte der Ichvorstellung, während der „Bewußtseinsinhalt" nur ihre Form ist. Und er bricht über alle Metaphysik den Stab, indem er erklärt: „Es wäre unschwer darzutun, daß hinter all den wunderlichen metaphysischen Formen und Floskeln, mit welchen die Philosophie zu allen Zeiten hervortrat, so gut wie hinter den religiösen Mythen der Völker, nichts weiter steckt, als eine verblümte Analyse des Seinsbegriffs — daß unter hochtrabenden Namen, wie Gott, das Absolute, nur der Begriff des absoluten Seins und Lebens zu Grunde liegt. Die vom Seienden abgezogenen Begriffe, welche doch nur Sinn und Wirklichkeit im unmittelbaren Zusammenhang mit ihm haben, wurden von ihm losgetrennt, isoliert, selbständig und transzendent gemacht, hypostasiert, ja personifiziert." In gleichem Sinne äußert er sich in einem Gespräche mit Harpf, das Sein sei stets ein „Sosein", ein bestimmtes, individuelles Sein, und man dürfe nicht fragen, was die Dinge noch außerdem sind, daß sie so und so sind. Man dürfe neben das „Bestimmtsein" nicht das Sein als etwas außerdem noch Fragliches hinstellen und hinter demselben nicht noch suchen, was es an sich sei. Dies aber habe die Philosophie bisher immer getan, daher sie

denn auch zu keinem Resultate hätte kommen können. Das Sein sei eben nichts außer den einzelnen Bestimmungen desselben. Und im weiteren Verlaufe des Gespräches konstatiert er, daß in uns ein untrügliches Gefühl sei, welches uns sagt, daß wir sind, — das Gefühl zwar nur eines Soseins, eines Seins in bestimmter, individueller und ganz eigener Art, welches aber schließlich, da ja alles Sein nur Sosein ist, uns das einzige und eigentliche Sein vermittelt. Also ist das „sich soseiend Fühlen" das „sich seiend Fühlen" und daher zugleich die Gewähr des Seins selbst. Mit anderen Worten: nur die unmittelbare Evidenz vom individuellen Dasein, subjektiv genommen, gewährleistet für Hamerling das Sein. „Daß ich so bin, wie ich im Innersten es fühle, daß ich bin ... das ist die Grundform des Seins."

Der Sonderwille ist demnach keine Emanation, keine Ausstrahlung des Urwillens, er ist niemals aus ihm hervorgegangen, sondern beide sind von Anbeginn und in alle Ewigkeit nur in-, mit- und durcheinander. Das Unendliche ist nur, insofern das Endliche, das Endliche nur, insofern das Unendliche ist. Dieses ist potentielle, das Endliche aktuelle Energie. Das unendliche Sein wird erst dadurch, daß es sich als Endliches, Individuelles setzt, Leben, Wirklichkeit, Realität.

Hamerling sträubt sich gegen die von Schopenhauer und Hartmann beliebte Schöpfung des Intellekts durch den Willen. Dieser schafft sich für seinen Intellekt ein menschliches Organ, aber den Intellekt selber kann er nicht erzeugen. Keine Macht der Welt kann etwas schaffen, d. h. aus dem Nichts ins Dasein rufen. Eine Schöpfung aus nichts ist unbegreiflich, dem logisch-wissenschaftlichen Verständnis unzugänglich, es kann immer nur etwas schon Vorhandenes umgestaltet oder etwas potentiell, im Keime Vorhandenes aktualisiert, entwickelt werden. Vollends ist es ein drolliges Märchen, daß der Wille — noch dazu der unbewußte! — sich den Intellekt eigens zu dem Zwecke schafft, um sich von ihm negieren, vernichten zu lassen. „Der Intellekt soll den Willen vernichten, wenn dieser mit dem geheimnisvollen Urgrunde alles Lebens, mit dem wahrhaften

und absoluten Sein identisch ist? Der Intellekt ist ein großer Dummkopf, wenn er sich einbildet, das zu können. Der ewige Lebens- und Daseinswille bleibt hoch erhaben über alle Weisheit des bewußten Intellekts, und sollte die Welt einst zu Grunde gehen, durch den Entschluß des zur Einsicht vom Elend des Daseins gekommenen Intellekts geschieht es gewiß nicht!" Und sehr drastisch setzt Hamerling hinzu: „Der Intellekt kann nicht einmal eine Wanze oder Laus ‚negieren', geschweige die Welt und den ewigen Willen."

Er schätzt Hartmann, mit dem er auch im Briefwechsel gestanden, und er teilt viele seiner Ansichten, namentlich auf erkenntnistheoretischem Gebiete. Aber seinen Pessimismus und besonders seine Lehre von der Selbstverneinung des Willens mißbilligt er aufs entschiedenste. Jeder unbefangene Denker muß Hamerling zujubeln, wenn er über Hartmann also zu Gericht sitzt: „Er bezeichnet den Weltprozeß der Selbstverneinung des Willens als eine ‚Erlösung' des Absoluten aus den Banden des phänomenalen Seins. Eben der ‚dumme Wille aber' — um Hartmanns drastischen Ausdruck beizubehalten — der dies ‚phänomenale Sein', die Welt, ins Leben rief und weiterhin im Weltprozeß durch die von außen an ihn herangekommene Idee (Vernunft) zur Einsicht seiner Unvernunft gelangt, konnte doch nur der Wille des Absoluten selbst gewesen sein, denn *wessen* Wille wäre er sonst gewesen? Ein ‚Absolutes' aber, dessen Wille von Hause aus ‚dumm', ist ein Popanz der Spekulation. Ein *solches* Absolutes ist nicht wert, erlöst zu werden. Und, was das Merkwürdigste, die ‚vernünftige' Idee soll dem ‚dummen' Willen bei Ausführung seines törichten Streiches, der Erschaffung der Welt, *geholfen* haben! Darum sei die Welt, eine Torheit im ganzen, im einzelnen so zweckmäßig und weise eingerichtet. Aber wie soll man begreifen, daß die Vernunft, die späterhin den törichten Willen zur Einsicht seiner Torheit und zur Verneinung seiner selbst und der von ihm geschaffenen Existenz bringt, so unvernünftig gewesen sein soll, dem törichten Willen bei Ausführung eben dieses Torenstreichs, bei Erschaffung eben dieser phänomenalen

Welt, die nun durch ihren Einfluß auf den Willen verneint, vernichtet werden soll, ihre Dienste zur Verfügung zu stellen!"

Hamerling vertritt also gegenüber der idealistisch-pessimistischen Weltanschauung Schopenhauers und Hartmanns eine Anschauung, in welcher „die endliche Existenz und der auf sie gehende Lebenswille anerkannt wird als das im Seinsbegriffe überhaupt Liegende, nicht durch einen wieder aufzuhebenden Akt der Freiheit ‚Verschuldete', sondern von Anbeginn einzig Denkbare, Berechtigte und Notwendige."

Sein und Leben ist ihm in seinem Urgrunde identisch. Daß selbst das scheinbar Unbelebte beseelt ist, erhellt ihm aus dem mit dem Gesetze des Widerstreits, der Polarität zusammenhängenden Gesetze des Ausgleichs, der Kompensation in der gesamten Natur; denn wenn es nach rein mechanischer Naturauffassung höchstens begreiflich ist, daß zufällig zusammentreffende Pole sich ausgleichen, so bleibt es unerklärt, warum die Gegensätze sich suchen, sich anziehen, energisch sich zu vereinigen streben. „Die Elektrizität will Magnetismus werden, indem sie in allem, was sie um sich findet, ihren Gegenpol an sich zieht und dadurch jene polarisierte Einheit herzustellen trachtet, welche dem Magnetismus ursprünglich und natürlich ist. Ein Urphänomen dieser Art von Streben in Natur und Welt!"

Hamerling zitiert wörtlich Berichte von Fachmännern, welche der Ansicht das Wort reden, daß überall Leben ist, wenn es sich auch nicht überall in gleichem Grade und gleicher Weise äußert, und er wirft dem Darwinismus vor, er habe außer acht gelassen, daß niemals etwas aus Nichts werden und in alle Ewigkeit nur Gleichartiges aus Gleichartigem in unendlicher Abstufung sich entwickeln könne, daß also durch ihn zur Erklärung des Lebendigen aus dem scheinbar Leblosen durchaus nichts zu gewinnen ist, wenn man nicht annimmt, daß ein Keim des Lebens auch schon im scheinbar Leblosen vorhanden ist. So kommt er zu dem Ergebnisse, nichts sei unbedachter als das vornehme Achselzucken, mit

dem man den Hylozoismus der ältesten griechischen Denker als abgetane Schulmeinung behandelt. Er bekennt sich zu dem Hylozoismus, allerdings nicht in jenem ursprünglichen, groben Sinne, „als sollte es ihm zufolge einen real vorhandenen Stoff, ‚Materie‘ genannt, geben und als sollte nun in diesen Stoff ein ihm heterogenes Wesen, ‚Seele‘ genannt, hineingepflanzt werden“, sondern in jenem höheren Sinne, in welchem Stoffatome niemals Träger eines Gedankens werden könnten, wenn nicht in ihnen selbst schon etwas läge, was wesensgleich mit dem Gedanken ist. Kants blitzartiger, aber leider nicht in ihm zündender Gedanke, daß es am Ende nicht ganz unmöglich sei, daß die zwei Stämme der Erkenntnis, Sinnlichkeit und Verstand, aus einer gemeinsamen Wurzel entspringen, nimmt also bei Hamerling eine feste Form an.

Doch kann im Grunde genommen eigentlich bei Hamerling von einem Hylozoismus keine Rede sein, sondern nur von einem Monismus, da die Materie sich ihm, wie wir gesehen, als etwas Immaterielles, als eine Vorstellungswelt herausstellt, die in uns durch bloße Beziehungen, Wirkungen und Gegenwirkungen immaterieller, monadistischer Kräfte erregt wird.

Die Atome besitzen einen minimalen Grad von Leben, Empfindung, Bewußtsein, und das Gesamtbewußtsein eines Individuums summiert sich aus den „Bewußtseinen“ der Elemente desselben. Es ist ein aus Punktuellem zusammengesetztes Kollektivbewußtsein. Die Bewußtseinsfunken der Elemente sind natürlich nicht gleichartig, da sich sonst etwas qualitativ so ganz Verschiedenes, wie das menschliche Individualbewußtsein, aus ihnen so wenig entwickeln könnte, wie eine Million von Mücken einen Elefanten zu bilden vermag. Die Atome des menschlichen Körpers befinden sich in sehr mannigfaltigen mitgeteilten Zuständen, welchen die Art ihres minimalen Bewußtseinsinhaltes entspricht. Wie reich und verschiedenartig beeinflußt sind beispielsweise die Atome des Gehirns! Im Gesamtbewußtsein des Menschen ergänzen sich die Bewußt-

seinsinhalte der Atome zum vollen Gehalte des menschlichen Vorstellens und Denkens. Manches Atom trägt sehr viel, manches vielleicht fast nichts zu diesem Ganzen bei, je nach dem Orte, den es einnimmt. Bei dieser Auffassung ist es unnötig, nach einem „Sitz der Seele“ zu fragen. Wohl aber kann man das Gehirn als Vereinigungspunkt der Bewußtseinsinhalte der Atome betrachten, da diese ihre Bewußtseinsinhalte durch Zustandsmitteilung innerhalb der Nervenfäden bis dahin fortpflanzen.

Meisterhaft ist die Kritik, welche Hamerling an dem Darwinismus übt. Er läßt ihm sein großes Verdienst ungeschmälert, er erkennt als die fruchtbarste Idee der gesamten modernen Naturwissenschaft die der Entwicklung an, er tut jedoch in unwiderleglicher Weise dar, daß die Naturwissenschaft mit den Prinzipien des Kampfes ums Dasein, der natürlichen Zuchtwahl, der Vererbung und Anpassung ihr Auslangen nicht findet, daß sie den Begriff der Zweckmäßigkeit nicht umgehen kann. Die Darwinisten stemmen sich allerdings mit aller Gewalt gegen denselben, weil sie durch die Anerkennung einer Zwecktendenz in der Natur der Idee eines persönlichen Weltschöpfers Vorschub zu leisten wähnen. So, von einer grundlosen, schattenhaften Furcht gepeinigt, behaupten sie, das lebende Wesen habe nicht Hand und Fuß von der Natur erhalten, um damit zu greifen und zu laufen, sondern weil es zufällig Hand und Fuß besitze, so greife und laufe es. Diese Behauptung, auf die sich die moderne Naturwissenschaft lange Zeit viel eingebildet hat, stellt sich nachgerade sogar im Sinne derselben modernen Naturwissenschaft als veraltet und nicht stichhaltig heraus. Es gilt heute als sicher, daß primitive tierische Verrichtungen auch bei den niedrigsten Lebewesen, welche noch fast ganz aus homogener, ungegliederter Masse bestehen, vorkommen und daß es diese primitiven Funktionen sind, welche stufenweise und allmählich die passenden Organe produzieren. Also nicht, weil es zufällig Füße hat, läuft das Tier, sondern es hat Füße aus seiner Leiblichkeit herausgebildet, weil es das Bedürfnis hatte, sich zu bewegen, zu gehen, zu laufen.

Der Prozeß der Entwicklung ist ein natürlicher, aber keineswegs ein rein mechanischer Vorgang. In der Reihe der Prinzipien und Hebel aller Entwicklung nimmt den ersten Platz der Lebenstrieb an sich ein, den zweiten der Drang aller Wesen, ihren Zustand im Sinne der möglichst geringen Unlust und der möglichst großen Lust zu verändern, zu verbessern und zu vervollkommnen. In den Naturwesen lebt, bewußt oder unbewußt, ein Daseinswille, der sich zunächst gegen andere Wesen im Kampfe ums Dasein zu behaupten sucht, wobei zugleich die Beschränktheit und Mangelhaftigkeit der natürlichen Zustände eine Unlust wachruft, die die Wesen anspornt, die ihnen gesetzten Schranken zu durchbrechen, die Sphäre ihrer Existenz zu erweitern und die Organe ihrer Tätigkeit zu vervollkommnen. Dieser aus der Unlust entstehende Drang und Trieb braucht sich auf den untersten Stufen des Lebens keineswegs als solcher bewußt zu werden. Jeder Trieb findet blindlings die Wege seiner Verwirklichung im Leben der Natur. Indem das Naturwesen beispielsweise die Unvollkommenheit seiner Sehkraft mit Unlust empfand, strengte es sich an, schärfte die Kraft durch Übung, vollzog mit Eifer die nach und nach erprobten Bewegungen, Nerven- und Muskelspannungen, welche ein besseres Sehen beförderten, und wirkte damit wieder auf die Ausgestaltung und Ausbildung des Organes selbst zurück. Demselben Drange verdanken auch die Bewegungs- und Hantierungsorgane ihre Vervollkommnung. Der menschliche Fuß, die menschliche Hand sind für die Zwecke des Menschen zu dem entwickelt worden, was sie sind. Nach Hamerlings Meinung wird man dieses Prinzip der auf Anstrengung und Übung und hiedurch auf Gestaltung und Ausbildung der Organe selbst wirkenden Lust und Unlust vielleicht sogar auf das vegetative Gebiet verfolgen können. „Wachsen und bewegen sich doch z. B. Wurzeln, Blätter usw. immer in den Richtungen, welche dem Gedeihen der Pflanze am förderlichsten sind, eine Tatsache, die aus rein mechanischen Ursachen niemals zu erklären wäre.“

Die Forderung, bei der Naturerklärung Zwecke und

Zweckmäßigkeit gänzlich auszuschalten und sie auf eine besondere Anschauungsweise des menschlichen Verstandes zurückzuführen, ist nach alledem durchaus unberechtigt. Der Lebenstrieb, der, bestimmt durch das Gefühl der Lust und Unlust, sich bequeme Formen der Existenz und Organe seiner notwendigen Funktionen schafft, mit einem Worte: den Körper baut, ist das wahre teleologische Prinzip.

Der individuelle Lebenstrieb erschöpft jedoch nicht das teleologische Prinzip. So scheinen die Tendenz zur Fortpflanzung, das Hinausgreifen des natürlichen Bildungstriebes über das Individuelle, die Ausstattung des Organismus mit Organen, die für seine individuelle Entstehung und seinen individuellen Bestand nicht den mindesten Wert haben, also auch nicht durch das unmittelbare physiologische oder morphologische Bedürfnis bedingt und entwickelt sein können, und die zahlreichen Tatsachen, welche sich die Hand reichen müssen, um eine Fortpflanzung zu ermöglichen, unbegreiflich ohne die Annahme eines nisus formativus, eines Formprinzips in der Natur, das selbst die Materialisten anerkennen. Oder sollten etwa jene Bedingungen, welche miteinander durchaus nicht zusammenhängen und dennoch gleichzeitig oder in einer ganz bestimmten zweckmäßigen Ordnung und Reihenfolge hervortreten müssen, lediglich auf glücklichen Zufällen beruhen und sich, nachdem sie sich einmal blindlings zusammengefunden, zusammen vererben, um die Fortpflanzung möglich zu machen? Das Prinzip des Darwinismus ist sicherlich nicht zu umgehen, man hat nur darin gefehlt, daß man in ihm den Stein der Weisen und den Schlüssel zur Lösung sämtlicher Geheimnisse der Natur gefunden zu haben glaubte.

Allerdings ist ein immanentes Formprinzip etwas anscheinend Übernatürliches, weil nicht Materielles oder Mechanisches. Aber sind denn die einfachsten Naturtatsachen und Naturphänomene, die wir eben als Tatsachen hinnehmen müssen, wie z. B. Schwere, Anziehung, Abstoßung, Magnetismus und Elektrizität und vor allem das Leben selbst, be-

greiflicher als der nisus formativus? Bewegt man sich, wenn man von Vererbung der Anlagen oder gar des Gedächtnisses spricht, nicht schon auf immateriellem Gebiete? Materiell ist, wenn man will, der Stoff, aber schon die Kraft ist immateriell und alles Dynamische ein ebenso unerklärliches Wunder, wie das sogenannte Geistige oder Übernatürliche.

Mit vollstem Rechte sagt Hamerling: „Wenn man heutzutage selbst materialistisch gesinnte Schriftsteller vom nisus formativus reden hört, wenn E. Häckel einen ‚inneren Bildungstrieb' gelten läßt, dem Gedanken einer ‚unbewußt schöpferischen Naturkraft' Ausdruck gibt, und wenn sogar Büchner ‚Formanlagen der Materie' zugesteht, unter deren Anleitung die Natur einem bewußtlosen und in ihr selbst gelegenen Bildungstriebe folgt — so hat man eigentlich keinen Grund mehr, in diesem Punkte blöde und verschämt zu tun."

Der nisus formativus verrät sich in ganz besonders eklatanter Weise in den Fällen, in denen die Natur zugunsten eines bestimmten Zweckes eine Ausnahme von ihren eigenen Gesetzen zu machen oder einer Unregelmäßigkeit Raum zu geben scheint. Ein bekanntes Naturgesetz ist es beispielsweise, daß Wärme die Körper ausdehnt und Kälte sie zusammenzieht. Das Gegenteil hievon geschieht beim Wasser, und nur diesem rätselhaften Umstande ist es zu verdanken, daß die größeren Seen niemals bis auf den Grund gefrieren und das Fortbestehen der Wassertiere ermöglicht wird. „Würde das Wasser wie andere Flüssigkeiten beim Erkalten und Erstarren schwerer," sagt der von unserem Philosophen zitierte Physiker Lommel, „so müßte das Gefrieren eines Sees von unten herauf erfolgen und die ganze Wassermasse rasch zu einem ungeheuren Eisklumpen erstarren. Die Sonnenwärme des nächsten Sommers würde, statt Früchte zu reifen, kaum zum Schmelzen dieser gewaltigen Eismassen hinreichen und unsere Gegenden würden zur unbewohnten Eiswüste."

Es ist allbekannt, daß eine höhere Temperatur das Wachstum im pflanzlichen und tierischen Leben fördert und

daß die kältesten Regionen die ungünstigsten für dasselbe sind. Aber die Natur macht eine Ausnahme, indem sie Haar, Wolle und Federn in der Kälte besser als in der Wärme gedeihen läßt, — eine Ausnahme, die den Tieren sehr zustatten kommt.

Die Erde ist bekanntlich an den Polen abgeplattet. Das ist eine Unregelmäßigkeit, eine Abweichung von der einfachen Kugelform, die man auf natürliche Weise zu erklären versucht. Gewiß ist aber, daß, wie Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ bemerkt, diese Unregelmäßigkeit allein es verhindert, „daß nicht die Hervorragungen des festen Landes oder auch kleinerer, vielleicht durch Erdbeben aufgeworfener Berge die Achse der Erde kontinuierlich und in nicht eben langer Zeit ansehnlich verrücken.“ Die Aufschwellung der Erde nämlich unter der Linie „ist ein so gewaltiger Berg, daß ihn der Schwung jedes anderen Berges niemals merklich aus seiner Lage in Ansehung der Achse bringen kann“.

Einer der seltsamsten Einwände, welche gegen die Zielstrebigkeit in der Natur erhoben wurden, ist der, daß es auch Unzweckmäßiges gibt, daß Einrichtungen in unserem Organismus bestehen, welche Krankheiten möglich machen, ja den Tod herbeiführen können. Der Gedanke einer Zweckmäßigkeit, welche die Möglichkeit von Krankheit, Verfall und Untergang der Individuen ausschließt, ist jedoch sinnlos. Die Folge einer solchen Zweckmäßigkeit wäre eine absolute Vollkommenheit und Unvergänglichkeit aller Lebewesen; diese wäre ein Unding in der Welt und würde erheischen, daß alles Endliche zugleich ein schrankenloses Unendliches sei. Reale Unendlichkeiten in individueller Gestalt kann es nicht geben. Ein absolutes Maß von Zweckmäßigkeit wäre unzweckmäßig.

Nur *eine* Tatsache vermag Hamerling mit der Zwecktendenz nicht zu vereinigen. In einer der im 2. Bande der „Prosa“ befindlichen „Glossen“ läßt er sich vernehmen: „In den meisten Dingen erscheint mir die Natur so ziemlich respektabel. Aber daß sie die Maus durch die Katze nicht bloß auffressen, sondern auch *quälen* läßt, daß sie die In-

stinkte einer höchst überflüssigen Grausamkeit in Katzen, Tiger, Weiber und viele andere Naturwesen pflanzt, das hat mir noch keine Theodicee optimistisch begreiflich zu machen gewußt."

3. Der Lebenswille.

Hamerling ist, wie wir bereits zu sehen Gelegenheit hatten, im Gegensatze zu den „modernen Philosophen" vom Lebenswillen durchglüht. Dieser lebt in ihm als Schönheitstrieb, als Sittlichkeit und als Lebensfreude.

a) Der Lebenswille als Schönheitstrieb.

Hamerling weist nach, daß im All neben der Tendenz zum Nützlichen und Zweckmäßigen auch eine Tendenz zur Schönheit waltet, daß sich durch alle Wesensreihen hindurch die Spuren eines Doppelzwecks der Natur, eines praktischen und eines ästhetischen, leicht verfolgen lassen. So schreibt er, um nur ein Beispiel anzuführen: „Wie die Natur das Problem der Verbindung des Schönen mit dem Zweckmäßigen zu lösen gewußt, das hat sie in der Menschengestalt am besten dort gezeigt, wo es am schwersten war. Wäre der Fuß ein bloßes Geh- und Stehwerkzeug und hätte sich die Natur dabei mit der bloßen Zweckmäßigkeit begnügt, welch ein häßliches, die ganze Menschengestalt verunzierendes Gebilde hätte er werden müssen! Und was hat sie aus ihm zu machen gewußt? Beim Frauenfuß erscheint die überwundene Schwierigkeit noch immer bemerkbar in dem Reizend-Drolligen, welches derselbe offenbar an sich hat."

Und eine Menge schlagender Beispiele drängt ihm die Behauptung auf, daß die Natur da, wo sie durch die Rücksicht auf das Nützliche und Zweckmäßige weniger gebunden war, der Tendenz zum Schönen die Zügel schießen ließ, eine geradezu verschwenderische Fülle von Schönheit ausschüttete.

So prägt sich in ihrem Schaffen und Bilden allenthalben ein heiterer, schönheitsseliger, lebensfreudiger Zug aus, eine Botschaft von Lenz und Liebe spricht aus ihm, die die ewig verneinenden Stimmen der Tiefe durch ihren Jubel übertönt.

Häßlich ist in der Natur nur das Mißgeborene, das Kranke und Verkommende, das Hinwelkende und Verwesende.

Hamerling ist in der Lage, für den Schönheitsbegriff, den er vertritt, drei hochbedeutsame Zeugnisse anzuführen, die aus der in der Sprache sich verkörpernden Naturanschauung der Völker geschöpft sind: „Der Grieche nannte das Weltganze ein Schönes (Kosmos). Der Lateiner hat für „schön" den Ausdruck formosus von forma: ein Beweis, daß ihm der Begriff der Form selbst schon zusammenfiel mit dem des Schönen, jede reine Naturform also als ein Schönes galt. Unser deutsches Wort „schön" steht in etymologischem Zusammenhang mit „scheinen", Erscheinung, läßt also ebenso das Schöne als Formprinzip alles natürlichen Erscheinens gelten." Die Naturforscher behaupten freilich, alles Schöne in der Welt sei, wie alles Zweckmäßige, nur das Spiel eines glücklichen Zufalls. Ironisch erwidert ihnen unser Philosoph: „Nun, so preisen und segnen wir ihn, den merkwürdigen, glücklichen Zufall, daß, um auf Emersons Wort zurückzukommen, ‚Gott nicht bloß einzelne schöne Dinge gemacht', sondern das Meiste in der Welt — ja, sagen wir nur geradezu alles in der Welt so schön geworden."

Wenn zunächst die Welt selbst das Schöne ist, so ist das Prinzip des ästhetischen Wohlgefallens zunächst das Schauen selbst — das Sehen und Hören überhaupt. Die Kunst ist daher ursprünglich Naturnachahmung. Dem Menschen gefällt — und dies ist nicht nur für die Ästhetik, sondern für die gesamte praktische Philosophie von der größten Tragweite — das, was ihn umgibt, so gut, daß er es doppelt haben will, es zu seinem Vergnügen nachbildet. Dies rührt ohne Zweifel daher, daß „die Vernunft, welche ästhetisch in uns urteilt, eins ist mit der Vernunft, welche unbewußt wirksam in den Gestaltungen der Natur sich betätigt".

Freilich bleibt das künstlerische Schaffen nicht bei der Naturnachahmung stehen, denn es will den nachgebildeten Gegenstand in seiner Vollkommenheit schauen. Die bloße Naturtreue genügt dem Dichter und dem Künstler nicht. Er

findet nur dann Befriedigung, wenn er die Natur nicht sklavisch nachahmt, wie ein vor ihm und außer ihm stehendes Modell, sondern wenn sie ihm im Innern, im Gemüte selbst lebendig, mit seinem Geiste durchdrungen wird. Er ändert an dem Nachzubildenden, läßt das den schönen Gesamteindruck Störende weg und fügt das ihn Ergänzende großzügig hinzu. „Schön", so definiert Hamerling, „ist alles rein Entwickelte."

Dies ändert aber nichts daran, daß alle Kunst von Haus aus Naturnachahmung ist. So hängt denn der ästhetische Trieb in seiner tiefsten Wurzel zusammen mit dem Lebenswillen und der Lebensfreude — der Freude an dem, was ist.

Höchst bedauerlich ist es, daß ein so auserwählter Sänger der Schönheit, eine so blendende Dichtererscheinung wie Hamerling die Schönheit nur sehr dürftig behandelt hat.

b) Der Lebenswille als Sittlichkeit.

Wie der ästhetische Trieb, so wurzelt unserem Philosophen auch die Sittlichkeit in dem Lebenswillen, — dem Lebenswillen, der sich in den sozialen, universellen und den individuellen, den Allsinn und den Ichsinn polarisiert. Es ist kein metaphysischer oder gar mystischer Gedanke, sondern eine einfache naturwissenschaftliche Tatsache, daß jedes Individuum neben seinem Ichsinn auch den Sinn des großen Ganzen, dem es angehört, den Allsinn in sich trägt, und daß auf diesen sich gründet, was wir Sittlichkeit, Gewissen und Liebe nennen. Der Allsinn, der die Quelle aller edlen Regungen ist, kann in der Menschenbrust niemals ausgerottet werden. Er kann allenfalls ermatten, zeitweilig fast erloschen scheinen, aber er kann niemals völlig schwinden und immer neu wird er im Gemüte des Menschen bis zum Affekte sich steigern. Moralisches Gefühl und aufopfernde Liebe sind nicht durch Religion und Philosophie erst dem menschlichen Gemüte eingepflanzt worden; im Gegenteile, diese selbst sind Blüten, welche das moralische Gefühl und die Liebe, der Allsinn mit

einem Worte, im Wandel der Zeiten immer neu hervorgetrieben hat und, wir können hinzufügen, immer neu hervortreiben wird. Hamerling läßt nämlich durchschimmern, daß das Christentum nur die historische Bedeutung einer zeitlichen Form des religiösen Lebens und Kultus hat, indem er die Opposition Ahasvers gegen Christus dadurch motiviert, daß Ahasver als Vertreter der unsterblichen, durch immer neue Gestaltungen sich titanisch hindurchringenden Menschheit vor einem Heiland sich nicht beugen will, dessen Lehre „doch wieder nichts Ewiges, sondern eben eine jener Gestaltungen, jener Phasen des Menschheitslebens zu sein bestimmt ist". Er stimmt in dem „Epilog an die Kritiker" einem Beurteiler des „Ahasver" zu, der da sagt: „Während dem Egoismus und der Genußsucht der neronischen Welt die Liebes- und Entsagungsreligion des Christentums gegenübergestellt wird, erscheint auch diese wieder dem Ahasver gegenüber, der das Bleibende, Unsterbliche in allem Wechsel repräsentiert, als das, was sie in ihrer historischen, konkreten Erscheinungsform ist, als eine Phase, die weitere Aussichten in eine unendliche Entwicklung offen läßt. So gewinnt die Dichtung durch die Gestalt des Ahasver das, was ihr gefehlt haben würde, wenn sie mit der Hinweisung auf das Christentum abgeschlossen hätte: die welthistorische Perspektive."

Der Allsinn kann allerdings auch von außen immer mehr zur herzerwärmenden Flamme angefacht werden, aber auch ohne dies ist es seine Natur von Anbeginn, von selbst und von innen heraus immer wieder in hellen Flammen auszuschlagen. „Der Egoismus", schreibt unser Dichterphilosoph, „hat sich selbst zum besten, und wie sehr einer bloß dem Ichsinn zu frönen glauben mag, er wird den Allsinn doch nicht los. Es wäre ein Mißverständnis, zu glauben, das individuelle Ich entflamme sich erst durch den Gedanken an das Allgemeine, Unendliche zur Allliebe; das Allgemeine Unendliche steht uns nicht äußerlich gegenüber; in uns selber liebte sich längst, bevor wir uns dessen bewußt wurden, das

allgemeine Sein und Leben, bejaht sich der allgemeine Lebenswille.“ Der Mensch ist, wie jedes Naturwesen, nicht bloß Individuum, sondern auch Teil des Ganzen, des Alls, und wie sein Wesen und Leben, so ist auch sein Lebenswille kein ausschließlich persönlicher. Er nimmt teil am Willen eines jeden der höheren und immer höheren Ganzen, von denen er wie von konzentrischen Kreisen umschlossen ist, und er gleicht dem Planeten, der sich um die Sonne zugleich und um sich selber dreht. Es gibt kein menschliches Wesen, in dem ausschließlich der Ichsinn ohne jede Spur des Allsinns waltete. Die wahre Größe eines Menschen hängt aber davon ab, ob und in welchem Grade der Allsinn in ihm den Vorrang vor dem Ichsinn hat. Entwicklung und selbst angeborenes Maß der einen und der anderen Willensrichtung sind bei den einzelnen Menschen verschieden. Es gibt überwiegend allsinnige und überwiegend ichsinnige Naturen. Bei den letzteren tut es not, die in ihrem innersten Innern leise klingende Saite zu vollem Schwingen und Tönen zu bringen, den besseren Teil des Wollens, den Allwillen, so zu erziehen, zu kräftigen und zu stützen, daß das individuelle Ich sich mehr und mehr zum allgemeinen erweitert, sich mit dem Ganzen identisch fühlt und schließlich die ganze Welt gewissermaßen als den Leib seines wahren Ich empfindet; die Lösung des moralischen sowie des Glückseligkeitsproblems liegt für den Menschen darin, die strengste Abgeschlossenheit von der Außenwelt mit der unbedingtesten Selbstlosigkeit und Hingebung an das Ganze und dessen Zwecke zu vereinigen. Hat sich der Ichsinn aber darum dem Allsinn zum Opfer zu bringen? Muß er sich darob vernichten? Keineswegs. Wie der Ichsinn, losgetrennt vom Allsinn, zum Verderben führt, so würde der Allsinn für sich allein zur Verneinung des Lebens führen. Nur beide zusammen wirken das erhabene Wunder des wirklichen, lebendigen Daseins in unzertrennlicher Einheit. Immer bereit, dort, wo es gefordert wird, sich dem Allwillen unterzuordnen, soll sich das Ich dennoch auch wieder in seiner ganzen, vollen Eigenart, in seiner persönlichen Einzigkeit mit aller Kraft bejahen,

behaupten und betätigen; hat doch nur im Besonderen das Allgemeine sein Leben, nur im Endlichen das Unendliche seine Wirklichkeit. Hamerling gedenkt eines frommen, gottseligen Mannes, der in sein Tagebuch die tiefsinnigen Worte schrieb: „Die, welche zu Gott zu gelangen hofften, indem sie ihr Ich zu vernichten suchten, fingen die Sache sehr verkehrt an... Gott hat sich mir gegeben in diesem Ich! Es ist der Name, mit welchem er selbst sich nennt, der Herr der Welten und Geister. Halt ihn fest, diesen Namen, dieses Wort, von Gott gesprochen, dieses Siegel seiner Wesenheit in dir!" Aus der Sprache des Mystikers übertragen, will dies sagen, daß der gesunde Egoismus, die Selbstliebe, der Lebenswille selbst und der Ausgangspunkt für alles Höhere im Menschen ist; je kräftiger das endliche, persönliche Selbst sich ausprägt, desto unermüdlicher wird der Mensch im Wirken und Schaffen sein, desto Größeres und Höheres wird er vollbringen. „Und nicht genügen wird", wie Hamerling sehr schön sagt, „seinem mannhaften Ringen das bloße Wollen, die bloße Gesinnung, mit welcher beschauliche oder schönheitsselige Gemüter oft nur ihr Inneres wie einen Tempel auszuschmücken pflegen, unbekümmert um den äußeren Erfolg — nein, mit allem Ernst und Eifer nach außen zu wirken wird er immer bestrebt sein im Dienste aller Bruderwesen, aller Lebendigen. Letzter Zweck, Selbstzweck, wird ihm auch nicht, wie manchen beschaulichen Gemütern, das bloße Wollen scheinen, sondern die Tat und der Erfolg."

Die Darwinisten sagen freilich, der moralische Instinkt sei da, aber er sei nicht angeboren, nichts Ursprüngliches, nichts absolut und untrennbar mit unserem ureigensten Wollen Verbundenes, sondern etwas Anerzogenes, allmählich unter besonderen Umständen Erworbenes und dann etwa durch Gewöhnung und Vererbung von unseren Urvorfahren Überkommenes. Dann fällt aber jedes wahrhaft zwingende Motiv für uns hinweg, dem sittlichen Gefühl unter allen Umständen Folge zu leisten. Hamerling argumentiert sehr richtig: „Es müßte hinter diesem ererbten Sittengesetz noch ein anderes

für mich bindendes absolutes Sittengesetz stehen, welches mich verpflichtete, ererbte Anschauungen als bindende Gesetze zu betrachten.“ Es ist allerdings nicht zu verwundern, daß die Naturforscher von einem Angeborensein des sittlichen und Rechtsgefühls nichts wissen wollen. Hat man doch dies Angeborensein immer so verstanden, als habe nur der liebe Gott dem Menschen dieses Gesetz ins Herz pflanzen können. Und selbst Kant hat sich, wie Hamerling treffend bemerkt, die Sache seines kategorischen Imperativs, der durch seine Absolutheit und Souveränität aufs gewaltigste imponiert, schon dadurch gründlich verdorben, daß er sich von der praktischen Vernunft nicht bloß diesen, sondern obendrein noch Gott und die Unsterblichkeit der Seele, die er theoretisch leugnete, als Krücken und Stützen zugeben ließ: „Das war nicht der rechte Weg, einer in der Natur selbst liegenden Tendenz des individuellen Willens, sich dem allgemeinen Willen zu unterwerfen, zur Anerkennung zu verhelfen.“ Hamerling ist mit den Materialisten darin ganz einverstanden, daß diese Tendenz nicht auf etwas Übernatürlichem beruhe. Sie ist, wenn man sie als Tatsache nachweisen kann, nicht wunderbarer, nicht unerklärlicher als z. B. die Gravitation oder irgend ein anderes Naturgesetz. Sie gehört zum Formprinzip des Lebens, zum nisus formativus. Sie hat sich allerdings entwickelt, aber nicht aus nichts, sondern aus der ursprünglichen Polarität von allgemeinem und besonderem Leben, allgemeinem und besonderem Willen, die die innerste Natur alles Kreatürlichen ausmacht. Hamerling verweist darauf, daß Byron, der freieste und skeptischeste aller Geister, im „Manfred“ die von allem Glauben, aller Gesinnungsweise, aller Charakterart unabhängige, unaustilgbare Qual der Gewissensbisse erschütternd, dämonisch geschildert hat. Und ganz speziell hat er gezeigt, daß die furchtbare Naturmacht des Gewissens nichts Anerzogenes, sondern der tiefinnerste Kern unseres Wesens und Wollens ist.

Auf den Einwurf, die Begriffe von Recht und Unrecht seien nicht bei allen Völkern gleich, es gebe also kein allgemeines, natürliches Sittengesetz, antwortet unser Philosoph,

es handle sich in erster Linie gar nicht um besondere Gesetze der Sitte und des Rechts, sondern um den natürlichen Willen des Menschen, überhaupt recht zu handeln, d. h. zu tun, was er für recht und gut hält, ohne Rücksicht auf ein äußeres, konventionelles Gesetz, ohne Rücksicht auf Lohn und Strafe, einzig und allein um des Guten und Rechten selbst willen. Der Inhalt des kategorischen Imperativs sei nicht: „Tue etwas Bestimmtes!", sondern nur ganz allgemein: „Tue recht!" In der Anerkennung dieses Grundsatzes aber stimmen alle Völker und alle Menschen überein.

Zum Schlusse des der Sittlichkeit gewidmeten Kapitels erörtert Hamerling einen mit dem Sittengesetze zusammenhängenden Gegenstand, das vielbesprochene Problem von der Freiheit des menschlichen Willens. Sie besteht nach der einfachsten Auffassung darin, daß der Wille ganz aus eigener Kraft entscheidet, mit einem Worte nicht durch Ursachen bestimmt wird. Dagegen unterscheidet Hamerling zwischen der Freiheit und dem liberum arbitrium indifferentiae, der Willkür. Ein Wille, der ohne Motive handelte und folglich sich selbst zur Ursache hätte, ist eine so unmögliche Vorstellung, wie ein Mensch, der sich selbst gezeugt hätte. Ein grundloses, irrationales Wollen ist eine contradictio in adiecto, denn was heißt Wollen anders, als einen Grund haben, dies lieber zu tun oder anzustreben, als jenes? Ohne Grund etwas wollen, hieße etwas wollen, ohne es zu wollen. Mit dem Begriffe des Wollens ist der des Motivs unzertrennlich verknüpft. Ohne einen bestimmenden Beweggrund ist der Wille ein leeres Vermögen; erst durch denselben wird er tätig und reell. Eine Willensfreiheit, welche darin besteht, daß wir nach Belieben begehren und nicht begehren können, würde darauf hinauslaufen, daß wir nicht bloß wollen, sondern auch dieses Wollen wieder wollen oder nicht wollen können, daß hinter dem Willen noch ein Wille steht, der ihn will, und hinter diesem wiederum ein anderer und so fort ins Unendliche. Die Erfahrung lehrt uns denn auch, daß wir so wenig ins Blaue hinein wollen, daß wir vielmehr nur der Entscheidung

folgen, zu der wir durch das stärkste der auf uns einwirkenden Motive bestimmt werden. Selbst die dem jähesten Affekte entsprungene Tat trägt deutlich den Stempel ihrer geistigen Geburt aus dem Vorstellungskreise des betreffenden Individuums an der Stirne. Insofern ist also der Wille nicht „frei". Er unterliegt dem Kausalitätsgesetze. Es wäre aber absurd, zu sagen, daß er deshalb unfrei sei, denn eine größere Freiheit läßt sich für ihn weder wünschen noch denken, als die, sich nach Maßgabe seiner eigenen Stärke und Entschiedenheit zu verwirklichen. Die Kausalität ist eben nicht mit dem Zwange zu verwechseln und zu identifizieren. Das Kausalgesetz sagt nur, daß jedes Ding notwendig eine Ursache, nicht aber, daß es eine notwendige Ursache haben müsse. Weit entfernt davon, den Willen in ihr Joch zu spannen und zu beherrschen, werden die Vernunftgründe erst durch ihn zu Motiven des Wollens und Handelns gemacht, sie dienen ihm nur als Leiter und Wegweiser. Nur so ist es zu erklären, daß Einsichten, die wir in klarer Weise gewonnen haben, nicht selten auf unser Leben ganz ohne Einfluß bleiben, daß Einsicht und Handeln, Wissen und Leben völlig entgegengesetzte Richtungen einzuschlagen pflegen. „Ich kann tun, was ich will" ist nicht, wie Schopenhauer meint, Ausdruck blinder Willkür, sondern heißt: „Ich will das, was ich tue," d. h. es ist meine eigene, aus meinem vollen Ich hervorquellende Tat, wobei das Ich sowohl Ausgangspunkt als Ziel der Selbstbestimmung ist. Je reicher unser Ich ist, desto freier wird jede Entscheidung. Je mannigfaltiger die Beziehungen sind, in die wir die Vorstellung einer auszuführenden Handlung zu bringen vermögen, je mehr Kräfte bei der Entscheidung mitwirken, um so mehr macht sie den Eindruck einer sorgsam erwogenen Wahlhandlung. Ist der wahrhaft freie, der vernünftige Wille aber auch von äußerem mechanischem Zwange wie von innerer Nötigung frei, so ist er doch nicht grundlos, teils weil er sich stets im Lichte der Vernunft frei betätigt, teils weil er die Frucht unserer ganzen bisherigen Entwicklung ist. Überhaupt liegt die Einzelentscheidung im Charakter, d. h.

in der durch Vernunft- und Willensbildung gewonnenen Grundrichtung des Geistes, in der Gesinnung, in der habituellen Haltung des Willens, in dem semper idem velle ac nolle, so daß in jedem gegebenen Falle das Verhalten mit Zuversicht vorausgesehen oder vorausberechnet werden kann.

Die Sittlichkeit eines Menschen hängt davon ab, daß seine Willensneigung, recht zu handeln, stark genug entwickelt ist, um über Willensneigungen anderer Art das Übergewicht zu erlangen. Doch kann immerhin im Unsittlichen ein Entschluß, sich zu bessern, auftauchen, wenn er nicht durchaus schlecht ist, sondern Motive und Bedingungen zu solchem Entschlusse in seinem Wesen vorhanden sind. An derartigen Motiven und Bedingungen wird es nur wenigen Naturen gänzlich fehlen. Die Möglichkeit, daß die Motive des Guten in einem bisher unmoralischen Menschen an Stärke zunehmen und schließlich auch die Oberhand über entgegenstehende Motive erhalten, ist zweifellos gegeben, und wenn behauptet wird, jeder Mensch bleibe für immer wie er ist, eine Änderung, Besserung liege außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, so lehren immerhin einzelne Erfahrungen das Gegenteil.

Nicht bloß von Fall zu Fall läßt sich auf die Entscheidung ein versittlichender Einfluß üben, sondern es kann auch durch zweckmäßige Einwirkungen der Charakter eines Menschen im ganzen veredelt, der Mensch kann mehr oder weniger erzogen werden. Die meisten haben, wie zu Beginn dieses Kapitels hervorgehoben wurde, einen moralischen Fond in sich, der nur verstärkt und entwickelt zu werden braucht, um sittliche Individuen aus ihnen zu machen.

Der Allsinn schlägt eine Brücke vom Ethischen zum Ästhetischen. In seiner Natur ist es nämlich begründet, daß wir ein mehr oder weniger reges Bewußtsein von den Ideen, Typen, Lebensformen haben, welche das Detail des Weltganzen ausmachen. Das Schaffen des Künstlers und das ästhetische Urteil beruhen aber auf Anschauungsweisen, mit welchen das in der Natur Vorhandene verglichen, an welchen es wie an einem Maßstabe gemessen wird.

c) Der Lebenswille als Lebensfreude.

Wenn irgendwo, so wäre der Kultus des Pessimismus bei dem fast ständig von körperlichen Schmerzen heimgesuchten und auf seinem einsamen Landsitze hinsiechenden Dichterphilosophen zu begreifen. Um so höher muß es veranschlagt werden, daß er in dem wohltuenden, prächtigen Kapitel „Optimismus und Pessimismus“ als begeisterter Anwalt der Lebenslust auftritt. Das massenhaft vorhandene individuelle Leid des Lebens ist wohl in keiner Weise in Abrede zu stellen und zu beschönigen, und Schopenhauer und Hartmann haben es ziemlich leicht gehabt, weitläufig nachzuweisen, daß der unerfreulichen Dinge in der Welt und im Leben weit mehr sei als der erfreulichen. Indem sich aber diese Philosophen nur auf den in schreienden Farben gemalten Gang der Natur und der Geschichte, also auf äußere Daten beriefen, sich nur gegen jenen Optimismus wendeten, der sich an den Erscheinungen dieser Welt emporrankt, an Erdbeben und Seuchen, an dem ganzen Weltelend bis herab zu Stockschnupfen und Zahnschmerzen Grund zum heitersten Jubel zu finden vorgibt, indem sie immer nur die äußerlich veranlaßte Lust und das äußerlich veranlaßte Leid des Lebens gegeneinander abwogen, übersahen sie das Wichtigste und Entscheidendste, den Umstand, daß Sein und Leben an und für sich, ganz abgesehen von der äußeren Gestaltung desselben, als ein unschätzbares Gut empfunden wird. Hamerling zerfasert ihren Pessimismus und hält ihm im Einklange mit den schon zitierten Schlußstrophen der „Venus im Exil“ das aller Vernunft unzugängliche, unsterbliche Mysterium der Natur, den grundlosen Optimismus entgegen, der, wie aus der Erfahrung und der Weltliteratur aufs unzweideutigste hervorgeht, in den Tiefen der Menschenseele lebt und fortlebt und sich als unvertilgbar erweist. Er hält es mit einem andern, wenn ich so sagen darf, prädestinierten Pessimisten, mit Hieronymus Lorm, dem Dichterphilosophen des grundlosen Optimismus, der ihn also charakterisiert:

Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück ist wahr und unergründlich.

Die Hauptsache ist nach Hamerling nicht, ob die Menschen recht haben, daß sie alle mit verschwindend kleinen Ausnahmen leben wollen, leben um jeden Preis, gleichviel, ob es ihnen gut ergeht oder schlecht. Die Hauptsache ist, daß sie es wollen, und dies ist schlechterdings nicht zu leugnen.

Armut, Krankheit, Unglück und Sorgen aller Art verringern nicht ihren unersättlichen Lebensdurst. Das Leben hat eine solche Verführungskraft, daß es noch mitten im Elend seine Zauber ausüben kann. Die Menschen klammern sich ohne Rücksicht auf die ihnen von dem Leben geschlagenen Wunden mit allen Fibern und Fasern ihres Seins an dasselbe und schaudern mit verschwindend geringen Ausnahmen vor dem Tode zurück. Sie erdulden lieber alle Bitterkeit des Lebens, ehe sie auf dasselbe freiwillig verzichten, zum Selbstmorde greifen. Sie sind wie jene genügsamen Pflanzen, die auch auf dürren Felsen ganz lustig gedeihen. Der zum Tode verurteilte Verbrecher erbittet sich die Gnade, daß seine Strafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt werde; er will also lieber ein ganzes Leben in Qualen und Entbehrungen verbringen, als den kurzen Augenblick des Sterbens über sich ergehen lassen. Und doch rechnen die doktrinären Pessimisten nicht mit der entscheidenden Tatsache, daß im tiefsten Gemüte des Menschen der Daseinswille waltet. „Sie wägen immer nur in gelehrten Erörterungen Lust und Unlust, wie es das Leben im besonderen bringt, verständig gegeneinander ab; aber da Lust und Unlust Gefühlssache sind, so ist es das Gefühl, und nicht der Verstand, welcher die Bilanz zwischen Lust und Unlust endgültig und entscheidend zieht. Und diese Bilanz fällt tatsächlich bei der gesamten Menschheit, ja man kann sagen bei allem, was Leben hat, zu Gunsten der Lust des Daseins aus. Daß alles, was da lebt, leben will, leben unter allen Umständen, das ist die große Tatsache, und dieser Tatsache gegenüber ist alles doktrinäre Gerede machtlos. Man gehe rund um den Erdball von Mensch zu Mensch — man frage jeden, ob es ihm gleichgültig ist, fortzuleben oder im selben Augenblicke vernichtet zu werden. Unter Tausenden, ja

unter Millionen wird kaum Einer sich finden, der mit absoluter Gleichgültigkeit vom Sein zum Nichtsein übergehen würde. — Sonach ist es kein Beweis für den Pessimismus, sondern gegen ihn, wenn die Bilanz, welche der doktrinäre Verstand zwischen Lust und Unlust zieht, zu Gunsten der Unlust ausfällt. Denn wenn das Leben im besonderen wirklich mehr Unlust mit sich bringt als Lust, so kann der Umstand, daß die ungeheure Mehrzahl trotzdem leben will, leben um jeden Preis, nur durch die Annahme erklärt werden, daß das Leben an und für sich, abgesehen von seinem Inhalt, von den lebenden Wesen als Lust empfunden und entschieden gewollt wird."

Leben ist des Lebens höchstes Ziel! Und wer ist füglich so arm, so elend, daß nicht noch die Schönheit der Natur ihn entzücken, Kunst und Poesie einen tröstlichen Zauber in seine Seele werfen könnten? Ein Mensch, dem ein reges, andächtiges Gefühl für das Schöne verliehen ist, kann nicht unbedingt Pessimist sein, denn die Welt ist und bleibt nun einmal des Schönen voll und die Quellen dieses Genusses strömen für alle ohne Unterschied des Standes und des Berufes. Vollends gewährt uns das Leben Vergnügen, wenn es auf ein bestimmtes, den individuellen Anlagen des Menschen entsprechendes Ziel gerichtet ist. „Einer der höchsten Lebensreize", sagt Hamerling, „liegt im Wirken und Schaffen", und er führt als Zeugen hiefür Kant an, der sich dahin vernehmen läßt, daß man des Lebens mehr froh werde durch das, was man tut, als durch das, was man genießt. Dieser beste Quell des Lebensreizes kann aber nie versiegen, denn es gibt in allen Verästelungen und Verzweigungen des Lebens vollauf zu tun, es gilt namentlich, sich zu einem Vollempfinden und einem Vollverstehen für jenes Wünschen, das den Menschen frommt, emporzuringen, zum Wohl des Ganzen sein Scherflein beizutragen, die Pflichten, die uns als Gliedern eines Gemeinwesens obliegen, zu erfüllen, an der Veredlung der Gesellschaft mitzuarbeiten. Berechtigter als dort, wo er mit der Goldwage die äußerlichen Motive von Lust und Leid des

Lebens gegeneinander abwägt, während er das, was den Ausschlag gibt, die Lust des Daseins an und für sich, selbst vergißt, erscheint der Pessimismus, wenn er, wie dies in hervorragender Weise bei einem Shakespeare und Zola der Fall ist, statt der äußeren Welt den Menschen, statt der physischen Welt die moralische ins Auge faßt, den Finger an die eigentlichen Wundmale der Menschheit legt.

Hamerling führt — nebenbei bemerkt — das herrschende Urteil über Zola auf das richtige Maß zurück, wenn er also in seine Werkstätte hineinleuchtet: „Er zeigt das arme, schwache Menschenkind unter dem Einflusse seiner Leidenschaften; er zeigt uns die alten Erbübel der Menschheit, die im Blute liegenden, sich fortvererbenden Schäden und Gebrechen der moralischen Natur in ihrer allmählichen, unheilvollen Entwicklung. Und nicht Ungeheuer sind es, die er vorführt, nicht Ausnahmen ihres Geschlechtes, nicht Übertreibungen und Ausgeburten einer wüsten Phantasie, sondern wirkliche, natürliche Menschen, herausgegriffen aus der Masse des Volkes. Er zeichnet uns einen Toupeau, eine Gervaise, selbst eine Nana so menschlich und so sympathisch, als es mit dem moralischen Gebrechen, das er in ihnen zur Anschauung bringen will, nur immer verträglich ist. Desto erschütternder wirkt die Schicksalstragik, die mit diesen Gebrechen verknüpft ist, und die oft nicht erst in ihren letzten Folgen liegt, sondern sie schon von Haus aus umgibt. Wie ergreifend wirken in diesem Sinne die Schlußworte des „Assommoir“ — die Sehnsucht der unglücklichen Gervaise nach dem Troste, den ihr schauerlicher Wandnachbar, der Totengräber, spendet — nach dem „faire dodo“, dem ewigen Schlummer! Wie tiefbedeutsam sind in gleichem Sinne im „Pot-bouille“ die Worte des Abbé Maudit auf dem Calvaire in der Kirche St. Roch vor dem Bilde des Gekreuzigten, wo er das Leid der Welt betrachtet, das aus der Abhängigkeit des Menschen von seinen Schwächen, seinen Leidenschaften erwächst! Diese merkwürdigen, aus tiefstem Dichterherzen hervorgequollenen Kundgebungen des wahren Geistes, in welchem Zolas Werke gedacht und ge-

schrieben sind, übersehen und überhören freilich diejenigen, welche in diesen Werken nur pikanten Unflat finden und suchen, weil ihnen nur dieser als solcher verständlich ist. — Wie wenig nach der Schablone, wie fern von eigentlicher Parteitendenz, wie fern auch von aller widerwärtigen, unnatürlichen Übertreibung schildert Zola im „Germinal“ Schuld und Unheil der Armen wie der Reichen, von denen diese in ihrem scheinbaren Wohlleben, um das jene sie beneiden, entweder verdummen oder heimlich unter der Geißel ihrer seelischen und moralischen Übel stöhnen. Mit gleichem Mitleid, gleicher Milde und gleicher Unparteilichkeit für alle schildert er auch die wohlgemeinten, aber täppischen und unzulänglichen Versuche der sozialistischen Weltverbesserer, die blinden Wagnisse, die einen Ausweg aus Not und Wirrsal eben nur versprechen, aber nicht bieten können. Er sagt es nicht mit Worten, aber er zeigt und beweist es durch das, was er schildert und erzählt, daß den Menschen gründlich nicht zu helfen ist, so lange sie bleiben, wie sie sind!“

Hamerling erkennt das große, in wahrer und reiner Menschenliebe glühende Herz des großen französischen Naturalisten, würdigt die Tiefe seiner Lebensauffassung und behauptet, daß am meisten diejenigen an seinem sittlichen Ernst zweifeln, welche selbst keines wahrhaften, sittlichen Eifers fähig sind, daher auch kein Verständnis dafür haben. Die erste Hälfte des „Assommoir“ mutet ihn, mit Ausnahme einiger Szenen, fast wie ein Idyll aus dem Arbeiterstande an, Goujet ist ihm eine Gestalt von fast überschwenglicher Idealität, der Wettkampf der beiden Schmiede von Gervaise von homerischer Schönheit, das Festmahl der Gervaise ein Kabinettstück humoristischer Kleinmalerei. Und die Verderbtheit schildert Zola niemals unwahr, übertrieben, unnatürlich und verführerisch; nur physisch ekelhaft wird er manchmal im Detail, besonders in den letzten Werken. „Das ist“, wie unser Dichterphilosoph 19 Tage vor seinem Hinscheiden an Frau Ottilie Ehlen schreibt, „ein Irrweg; aber wer sich von einer Idee so beherrschen läßt wie Zola, dem wird sie am Ende zur fixen

und bringt ihn auf Irrwege." Davon abgesehen, mahnt er die deutschen Realisten, welche vielfach Gekünsteltes, Verschrobenes, Unnatürliches und Krankhaftes unter dieser Flagge führen, in den „Stationen": „Man gehe in der Darstellung des Natürlichen und Wahren so weit wie Zola, wenn man will; aber es sei auch wirklich ein Natürliches und Lebenswahres, wie es in der Tat bei Zola immer ist." Und er macht Rosegger im März 1887 den schweren Vorwurf: „Ich habe schon mancherlei gelesen, ich habe Boccaccio, Dumas, Zola gelesen, aber etwas so Starkes ist mir noch nicht vorgekommen, als die Szene beim Kirscheneſſen ist, welche Sie in Jakob dem Letzten beschrieben. Da haben Sie sich in dem Bestreben, realistisch wahr zu sein, vielleicht doch zu weit hinreißen lassen. Realistisch wahr ist es freilich, ja, es ist wahr, seit die Welt steht und soweit es junge Leute gibt, und wird auch wahr bleiben, aber beschreiblich ist es nicht in dieser Weise, wie Sie es getan haben."

Indem wir mit erhabener Duldermiene nur immer über die Erbärmlichkeit der Welt jammern, sind wir, wie Hamerling ganz richtig betont, nur allzusehr geneigt, zu übersehen, daß ein gar großer Teil dieses Leids nicht in der Ungunst der physischen Verhältnisse und Existenzbedingungen, sondern in unserer eigenen Erbärmlichkeit, in der Schwäche der armen, von ihren Leidenschaften, ihrem ungezügelten Lebensdrange müde gehetzten Menschenkinder, in ihrer Gedankenlosigkeit und Selbstsucht begründet ist, und daß diese unselige Schwäche der Menschennatur beileibe nicht die Folge eines nicht zu bannenden Fatums, sondern nur allzuoft die Wirkung unserer freilich erst nach langer Zeit heilbaren moralischen Gebrechen ist.

Dieser Gedanke beschäftigt ihn auch im „Lord Luzifer". Er leitet den Pessimismus vom Naturgebiete, wo er ganz unfruchtbar ist, auf das sittliche hin, wo er sich gar wohl fruchtbar erweisen könnte. Angesichts der steten Klage des modernen Menschen, daß die Welt ein Jammertal ist, steigt in ihm der Gedanke auf: wenn der Mensch, statt über das Elend der Welt zu jammern, den Blick ein bißchen in sich

selber kehren wollte, so würde er finden, daß vor allem er selbst ein ziemlich schwaches, armseliges Geschöpf ist, und dies sogar auch dann, wenn er sich durch Idealismus über die übrige Menschheit erhaben glaubt.

Es wirkt verstimmend auf Hamerling, daß trotz aller großartigen Hilfsmittel, welche die Zivilisation und der Fortschritt des Wissens eröffnet, trotz der immer mehr sich ausbreitenden Herrschaft des Geistes über die Natur, es doch mit uns in moralischer Beziehung abwärts geht und das gemütliche Behagen des Lebens immer seltener wird. Er befürchtet indes nicht, daß die Tendenz des Bösen auf Erden jemals ganz die Oberhand gewinnen könnte; denn „ganz so wie, wenn man einen Stahlstab an einem Ende magnetisiert, der entgegengesetzte Pol sich am andern Ende von selbst entwickelt, entwickelt sich bei allem Bösen, Schlimmen, Übeln in der Welt unausbleiblich immer auch ein Gegenpol des Guten und Ersprießlichen". Er ist davon durchdrungen, daß das Gesetz der Polarität auch auf moralischem Gebiete waltet, und daß die Tendenz der Welt doch eigentlich nur auf die Verwirklichung des Vernünftigen und Rechten geht, obwohl die Menschheit im ganzen und großen sich mehr im Kreise dreht, als wirklich fortschreitet. Es entgeht ihm nicht, wie viel unleidliche, unvernünftige und unrechte Zustände in der Welt bereits überwunden wurden. In einem Briefe an Rosegger schreibt er: „Allerdings rufen und trachten wir noch immer nach größerer staatlicher Freiheit, aber wie unendlich viel ist doch in dieser Beziehung schon errungen worden! Der Despotenwirtschaft früherer Jahrhunderte ist ein Ende gemacht, fast überall sind die Völker mündig geworden. Die Barbarei des Mittelalters ist überwunden. Das Los der arbeitenden Klassen läßt wohl noch manches zu wünschen übrig; aber wieviel hat sich doch zu Gunsten derselben geändert! Wie selbstbewußt dürfen sie heute aufzutreten wagen! Das sind denn doch hübsche Erfolge, die wir nicht ignorieren dürfen, wenn wir uns auch sagen müssen, daß der Fortschritt nie zu einem Zustande des Glückes und der Zufriedenheit auf

Erden führen wird. Ohne die Tendenz zum Rechten, Guten und Vernünftigen, die durch die Welt und das Herz der Menschheit geht, könnten Welt und Menschheit überhaupt nicht drei Wochen bestehen. Selbst der Materialist behauptet, daß die Wunder der Naturexistenz darauf beruhen, daß nur das zufällig Zweckmäßige lebensfähig geblieben, alle monströsen Gebilde aber, d. h. das Unvernünftige, zu Grunde gegangen ist. Sollte es in der moralischen Welt anders sein?"

Seiner Meinung über das Verhältnis, in dem ein Dichter naturgemäß zu dem politischen und nationalen Parteileben seiner Zeit stehen soll, gibt Hamerling in den „Stationen" folgenden Ausdruck: „Nichts hindert den Dichter, einer Parteirichtung sich anzuschließen und für dieselbe zu kämpfen. Aber seine Sendung ist damit nicht abgetan; ihm bleibt noch eine andere, höhere zu erfüllen. Es muß auch jemanden geben, der in den Kämpfen des Zeitlichen das Ewige vertritt, etwa wie man Feldprediger bestellt, welche im Kriege für das Seelenheil der Kämpfenden sorgen. Es muß jemanden geben, der von Zeit zu Zeit sich zwischen die Parteien stellt und ihnen zuruft: ‚Es ist unwahr, daß im Parteileben mit allen Mitteln gekämpft werden darf und muß — es ist unwahr, daß im Parteileben Moral und Gerechtigkeit in die Schanze geschlagen werden dürfen und müssen — es ist unwahr, daß im Parteileben der Wahrheit nicht die Ehre gegeben werden darf, daß gelogen und verleumdet werden muß.' Und wenn die vermeintlich Klugen achselzuckend sagen, in so schweren und kritischen Zeiten könne man es mit der Wahrheit so genau nicht nehmen, so muß ebenderselbe des alten Shakespeares schlagenden Ausspruch in Erinnerung bringen: ‚Keine Zeit ist so schlimm, daß ein Mann in ihr nicht wahr sein sollte!' ‚Dergleichen zeugt von idealer Gesinnung', sagen die Parteimänner, ‚ist aber durchaus unpraktisch!' Darauf entgegne ich immer und immer wieder: ‚Nein! Die Unpraktischen sind nicht wir, sondern diejenigen, welche glauben, daß man das ‚stabile' Gleichgewicht der ewigen Ideen völlig aufgeben und mit wirklichem, dauerndem Erfolg sich dem ‚labilen' Gleichgewicht

der Tagestendenz ausschließlich anvertrauen kann!' Diesen Kurzsichtigen gegenüber wird der Weitblick des Dichters und Denkers immer recht behalten. In dem Tun und Lassen der Parteien bewährt sich das alte Wort: Quem perdere vult deus, dementat."

Man könnte allenfalls noch gegen den Optimismus den Einwand erheben, daß für jeden von uns hinter diesem Leben, an das wir uns so fest und daseinsfreudig anklammern, der Tod harrt. Wie kommt es dann aber, daß wir seiner so wenig gedenken? Wie kommt es, daß wir uns so selten vor ihm ängstigen, ja daß sogar diejenigen, die ihn unmittelbar und unausweichlich vor sich haben, ruhig und heiter ihrer Auflösung entgegensehen? Hamerling, der selbst mit solcher Gemütsruhe Jahre hindurch seiner Auflösung entgegensah, schreibt hierüber: „Auch die ruhige, heitere Resignation des Weisen in der Todesstunde ist kein Beweis gegen den Lebenswillen. Es ist nur der individuelle Lebenswille, der hier in den höheren Allwillen, der Ichsinn, der in den Allsinn hinübermündet. Warum sollte die Ergebung in den Allwillen, der ja nicht außer uns, sondern in uns selber lebendig ist, sich nicht auf die Todesstunde erstrecken? Das Sterben gehört doch zum Leben! Erst mit dem Totsein beginnt das Nichtsein. Es kann also einer ruhig und freudig sterben, wie er den ganzen übrigen Teil seines Lebens, alles Leid mit eingeschlossen, ruhig und freudig gelebt hat. Es bleibt bei dem goldenen Worte, das der neulateinische Epigrammatist Ovenus sprach: Culpa est velle mori, culpaque nolle mori."

Scharf und treffend geißelt Hamerling die Moral des Pessimismus: „Man spreche nicht von einer ‚Moral' des Pessimismus, von einer Moral, die verträglich sein soll mit dem Geist der Verneinung. Diese Moral hat keinen Boden, in dem sie fußen könnte. Das Mitleid, auf welches sie sich so viel zugute tut, kann innerhalb des Pessimismus nur zum Zerrbild seiner selbst werden. Der mitleidige Pessimismus wird sich, wenn er mehr sein will als ein gedankenloses oder scheinheiliges Gerede, nicht mit kleinlichen Mittelchen

zur Hebung der unheilbaren Daseinsnot befassen, sondern folgerichtig sich nur dadurch betätigen können, daß man seinen Nebenmenschen von der unheilbaren Daseinsqual befreit, indem man ihn totschlägt — daß man nicht Existenzen zu erhalten und zu fristen sucht, die besser nicht sind — daß man von diesem nicht sein sollenden Leben so viel ausrottet als möglich. ‚Aber‘ — wendet man ein — ‚durch Totschlag wird, wie durch den Selbstmord des einzelnen, der allgemeinen Qual des Seins nicht abgeholfen!‘ Immerhin! Ist nicht dem Ganzen damit geholfen, so doch dem einzelnen, und das ist schon etwas. Die Verdammung des Selbstmords, des Kindermords, des Totschlags von Seiten des doktrinären Pessimismus ist und bleibt ein heuchlerisches, sophistisches Zugeständnis, welches derselbe feigerweise zur Schonung des allgemeinen, natürlichen, menschlichen Gefühles macht."

Hamerlings Wurzel aller Moral ist der Lebenswille, die Daseinslust. Das Sittliche geht auf Erhaltung des Lebens aus; die Verneinung des Lebenswillens könnte nur zerstörend, vernichtend wirken, fiele also mit dem Prinzip des Bösen zusammen.

Die beste und gründlichste Widerlegung der Bücher, welche Schopenhauer und Hartmann über den Pessimismus geschrieben, findet Hamerling in dem Umstande, daß sie diese Bücher geschrieben haben. Indem sie sich gar so viel von der Sache zu reden machten, eine Ethik und Ästhetik daran knüpften, legten sie dem Menschendasein unwissentlich einen höheren Wert bei, als ihre Theorie ihm wissentlich zuerkannte.

Man wird Hamerling danach seine in den „Letzten Grüßen aus Stiftinghaus" vorgetragene „Persönliche Bitte" nicht abschlagen können, alles über ihn zu sagen und zu glauben,

„Nur nicht, daß ich Pessimist!
Dieses Wort haſſ' ich — mir duftet's
Wie nach seiner letzten Silbe."

Stephan Milow.

Der Lyriker und seine Zeit.

Eine Studie von Ferdinand Kürnberger.[1])

Mitgeteilt von Otto Erich Deutsch.

Stephan Milow, ein deutscher Dichter von serbischer Abstammung (Stephan von Millenkowich), legte vor kurzem das vierte Dezennium seines Lebensalters zurück: sein nächstes Attribut ist also das der Gegenwart. Sogar das der Jugend käme ihm noch zu, wenn die Franzosen recht haben, welche

[1]) Dieser Aufsatz, dessen Manuskript sich in Kürnbergers Nachlaß fand, ist bisher unbekannt geblieben. Ende 1876 erst hatte Kürnberger durch die Gedichtsammlung „In der Sonnenwende" den Dichter Milow kennen gelernt. Von dem freundschaftlichen Verkehr, der aus dieser Berührung entstand, geben die Briefe Kürnbergers an Milow Zeugnis, von denen Max Morold im XVI. Jahrbuche der Grillparzer-Gesellschaft einige veröffentlicht hat. Im Februar 1877 schrieb Kürnberger seine erste Werbeschrift für den Lyriker: „Stephan Milow. Eine lyrische Didaskalie", die zunächst nicht verwendbar war, aber nach einer Umarbeitung am 15. Mai 1877 in Anton Edlingers Wiener „Literaturblatt" (I. 1) erschien. Die erste Fassung dieses Feuilletons, die von der Wiener „Heimat" des Umfanges wegen abgelehnt worden war, ist auch in Kürnbergers Nachlaß erhalten und wird demnächst veröffentlicht werden. Noch im März 1877 schrieb Kürnberger einen zweiten Artikel: „Stephan Milow, ein zeitgenössischer Lyriker", der am 24. März 1877 in der Berliner „Gegenwart" erschien. Beide Aufsätze sind in ihrer endgültigen Fassung wieder abgedruckt in der „Nachlese" zu den neu herausgegebenen „Literarischen Herzenssachen" von Kürnberger (Gesammelte Werke, herausgegeben von Otto Erich Deutsch, Verlag Georg Müller, München und Leipzig, 1911, Band II, S. 531 ff. und 538 ff.) Der „dritte und größte Milow-Artikel" endlich, der von den beiden anderen ganz verschieden ist, entstand laut der handschriftlichen „Feuilleton-Konskription" Ferdinand Kürnbergers im Juni 1877. Er wird hier im 75. Geburtsjahre Stephan Milows zum ersten Male veröffentlicht.

„un jeune homme“ bis zum vierzigsten Jahre sagen. Jugend und Gegenwart aber sind empfehlenswerte Attribute! Noch keine Rechtstitel an sich, dagegen die ersten unter wirklichen Rechtstiteln und der günstigste Augenblick, solche geltend zu machen. Der Lebende hört doch am liebsten von Mitlebenden!

Die literarische Existenz dieses Dichters umspannt soeben ein Dutzend Jahre. 1865 erschienen seine (ersten) „Gedichte“; 1870 „Neue Gedichte“; 1873 die Elegien „Auf der Scholle“;[2]) 1877 „In der Sonnenwende“. (Ich werde diese vier Publikationen der Kürze wegen im Nachfolgenden nur mit I, II, III, IV bezeichnen.) Die Tageskritik hat von Band zu Band jeden derselben wohlwollend zu empfangen gewußt, mit jenem Wohlwollen, welches eine schätzbare Vorbedingung ist, um kritische Tagesfristen zu verlängern und von den Gedichten — zum Dichter überzugehen. Dieser Augenblick scheint mir jetzt da. Zwölf Jahre und vier Gedichtsammlungen sind ein genügendes Material, um eine Summe zu ziehen. Sie laden von selbst zu einer gewissen Übersicht ein, und sind ein Ruhepunkt, wie alle Höhenpunkte. Fühlt sich der Dichter mit seinen vierzig Jahren selbst „in der Sonnenwende“, so folgt ihm der Kritiker und betrachtet, w a s sich wendet. Die astronomische Wendung will sich ja doch geistig verstanden wissen und bezeichnet so deutlich als möglich den kritischen Meßinstrumenten ihre Aufgabe. Diese Aufgabe fällt aber besser dem Liebhaber als dem Tageskritiker zu, welch letzteren der Tag zwar anregt, aber auch zerstreut, da es sich doch in Augenblicken, wie der bezeichnete, just um Sammlung und Einkehr handelt. Das will nicht bloß im Amte, sondern auch in der Liebe zum Amte getan sein. Es ist ein Stoff für die freiwillige und sich selbst bestimmende Kritik.

---

[2]) Von den „Gedichten“ war 1867 eine zweite, vermehrte Ausgabe veranstaltet worden. Die erste Auflage des Zyklus „Auf der Scholle“ war schon 1867 erschienen; die zweite von 1873 war nur eine Titelauflage; die dritte, stark vermehrte kam unter dem Titel „Deutsche Elegien“ 1885 heraus. Eine Gesamtausgabe der „Gedichte“ hat Milow 1882, eine Auswahl 1908 herausgegeben.

Eine Kritik, die recht hoch hinaus will, fängt vor allem damit an, ihrem Kandidaten „seinen Platz in der Geschichte anzuweisen“. Man scheint sich vorzustellen, daß Geschichte so lange fließt, als die Zeit fließt, und Geschichte alles Geschehene und Erschienene heißt. Das wäre stofflich wahr, aber geistig nicht. Geschichte ist das Wachstum eines Organismus bis zu dem Punkte, wo die Möglichkeiten seines Gehalts und seiner Formenentwicklung so viele Seiten dargestellt haben, daß ein endliches Menschenauge sich sagen muß: diese Seiten erschöpfen vorläufig den Umriß einer Gestalt. Hat die Gestalt zwei Arme, so kann sie nicht auch drei, dreißig und hundert Arme haben, wie ein indischer Götze. So unendlich fließt die Geschichte nicht. Sie fließt nur bis zu einer gewissen Gestaltenvollendung.

Wie ist Gervinus mißliebig geworden, daß er die deutsche Literaturgeschichte zu diesen hundertarmigen Götzen nicht ausmalte! Jeder Epigone hoffte, seinen Arm noch angefügt zu sehen, und war untröstlich, daß mit den zwei Armen Schiller und Goethe die Figur komplett sein sollte. Dieses „Abschließen“, mit Schiller und Goethe abschließen, empfand manch braver Mann als ein Ausschließen. Wie mißverständlich! Als ob Gervinus gesagt hätte: nach Schiller und Goethe ist alles Dichten unhistorisch! Davon fehlt viel. Er hat bloß gesagt: mit Schiller und Goethe ist eine literarische Geschichtsepoche bei einem Abschlusse angekommen und das nächste Energieren des Kunstdranges fällt nicht mehr in das Bedürfnis dieses Gebildes, sondern wahrscheinlich eines künftigen, das aber heute noch embryonisch-gestaltlos, also für die Beschreibung nicht ist. Mag ein künftiger Historiker die ausgetragene künftige Frucht beschreiben! Vielleicht hat sich Gervinus nicht ganz so human ausgedrückt, denn schroffen Schulmeistern bleibt die Grazie der Liebenswürdigkeit oft aus, aber sein Sinn ist es doch; wenigstens ich verstehe ihn so. Mit einem Worte Gervinus hat nicht gesagt: dieser vierundzwanzigjährige junge Mensch hat nichts mehr zu tun in der Welt und interessiert mich

nicht mehr; sondern er sagte bloß: er wächst nicht mehr und nur sein Wachstum wollte ich beschrieben haben. Klassische Geschichtschreiber unserer Zeit — Mommsen und Curtius — haben die römische und griechische Geschichte aus der Geschichtschreibung entlassen — an einem Punkte, wo sie noch ein Halbjahrtausend lang weiterlief! Was hat Gervinus anderes getan?

Ist also, wie es denkende Geschichtschreiber ansehen, Geschichte nicht das Sein, sondern das Werden, — Wachstum, Bau, Aufbau, — so ist auch die Bauperiode der Lyrik, — um von der allgemeinen Literaturgeschichte einen Ausschnitt zu nennen, — nichts weniger als eine unendliche, sogar vielmehr eine ziemlich begrenzte. Sie umfaßt in der Neuzeit der Hauptsache nach nicht mehr als etwa achtzig Jahre, nämlich die Zeitperiode, die von den Namen Klopstock und Heine eingerahmt ist. Jene Talente, welche durch den Geburtszufall innerhalb dieses Zirkels zu stehen kommen, bauen am Werden der neudeutschen Lyrik konstruktiv; die Späteren, würde man sagen dürfen, nur noch — dekorativ.

Klopstock fand die Lyrik in den primitiven Verhältnissen einer Hausindustrie vor, — um mich so auszudrücken, — nämlich als Gelegenheits-Karmen und als Kirchenlied. Er führte das Kirchenlied, dessen Einfalt er zur Göttersprache der Ode vertiefte und füllte, den Bedürfnissen aller zu und wurde so der Entdecker einer Nationalpoesie und der Gründer ihrer Geschichte. Er veredelte die Hauskunst zur Kunst.

Diese Kunst war von der religiösen Stimmung ausgegangen, damals dem einzigen poetischen Motiv der Deutschen. Mit dieser Grundstimmung, wie mit einer goldenen Krücke ging Klopstocks Lyrik auch in die weltlichen Motive hinein und eroberte fast das ganze Gebiet derselben, was geschichtlich ein epochemachender Fortschritt war, während das Gold der Krücke noch immer den jeder geschichtlichen Bewegung anhaftenden Stillstand bedeutete. Da machte Goethe den entscheidenden Schritt, diese Krücke wegzuwerfen, und nun stand die von Klopstock bereicherte Lyrik auch auf ihren eigenen

Füßen. Sie war Gott-frei, aber Natur-voll. Indem Goethe der Lyrik diesen unermeßlichen Dienst leistete, vollendete er sie und wurde er der ideale Lyriker, der Lyriker an sich. Die Lyrik heißt Goethe. Die Lyrik als Weltkunst ist jetzt schon ausgebaut und nur die Lyrik als deutsche Kunst fand noch einen ganzen Flügel hinzuzubauen. Aber wäre Schiller nie geboren worden, so würde kein Mensch groß genug gewesen sein, zu ahnen, was für eine Baumöglichkeit noch offen geblieben.

Schon der sächsische Mönch Luther machte mit einem seiner genialsten Seherblicke die überraschend-wahre Bemerkung, daß Deutsche und Griechen einander ähnlich. So nahmen es auch die Deutschen am ernstesten mit der Renaissance. Als die übrigen Völker lateinisch und griechisch zu dichten aufgehört hatten, fielen sie in ihre eigenen alten Töne wieder unbereichert zurück, wobei sie höchstens mythologische Reminiszenzen noch als Zopf eine Zeitlang nachschleppten. Anders die Deutschen. Als es mit dem Humanisten-Zeitalter philologisch zu Ende war, fingen sie von innen heraus ihr Werk nun erst an. Unter allen europäischen Literaturen ist schon Voß eine Erscheinung ohnegleichen und bestrahlt wie ein Nordlicht die Tatsache, wie weit der Deutsche mit den Alten gehen kann, gehen will. Diesem Vorläufer folgt der Messias, diesem Nordlicht die Sonne. In Schiller ist die germanisch-hellenische Identität fertig. Was Luther geahnt, woran drei Jahrhunderte gearbeitet, steht in fertiger Wirklichkeit da. Hellenische Schönheit ist „wiedergeboren“. Sie ist's der deutschen Sprache, dem deutschen Geiste. Als ob dem Geschichtsgenius noch etwas übrig geblieben wäre, daß in Goethe hellenische Schönheit spielend und fast bewußtlos sich darstellte, als ob er sein leichtes Werk gewichtiger und gleichsam sichtbarer gewürdigt wissen wollte, erweckte er sich einen Werkmeister, der vor unseren Augen das Werk tat. Es war Schiller. Die Pracht und Eleganz, das Feuer und die Gedankenfülle der Schillerschen Lyrik sind ein Schmelz aus germanisch-hellenischem Metall, dessen Produkt der höchste

von Menschensprachen erreichbare Wohllaut ist und der wie Glockenklang die arische Völkerfamilie zu einem poetischen Verbrüderungsfeste einladet! Seit die arischen Stämme sich wandernd getrennt haben, gab ihnen die Weltgeschichte kein so bewunderungswürdiges Stelldichein, wie in Schillers Gedichten, und schlechthin einzig ist eine Gestalt wie die seinige: ein Dichter für zwei Völker und zwei Weltalter. Was alle Renaissance-Italiener in den sinnlichen Künsten des Malens, Meißelns und Bauens zusammen leisteten, das tat in der geistig redenden Kunst Schiller allein. Wenn es das Utilitätsprinzip je dahinbrächte, daß in keiner unserer Schulen das Studium der Alten mehr Platz fände, so brauchten nur Schillers Gedichte aufgelegt zu werden und es leuchtete ein letztes unauslöschliches Licht hellenischer Schönheit in der verarmten und von sich selbst abgefallenen Menschheit.

Wenn eine Nation solche Früchte auf ihrem Baume reifen sieht, so denkt sie pietätvoller als je auch an die Wurzeln des Baumes. Ihre Selbstachtung wächst, sie ehrt sich in ihren Erinnerungen, geht auf ihre Anfänge zurück, fragt ihrer Geschichte nach; sie studiert ihr Altertum. Auch ohne Napoleon und jene Drangsale von Kriegszeiten, in welchen sich Völker gerne an ihrer Vorzeit erquicken; auch ohne diesen äußeren Anlaß wäre es jetzt eine innere Folge der Geschichtslogik gewesen, daß die Deutschen, durch Goethe und Schiller an die Spitze der modernen Kunst gestellt, sich rückschauend fragten: welches sind die Ahnen dieser Dichter? wo liegen die Quellen solcher Fähigkeiten? Und da man mit einem Zeitalter Hohenstaufen und seinen Minnesängern antworten konnte, so war nichts historischer als die romantische Schule, deren Herrschaft jetzt anbrach. Keinem Volke hat altertümelnde Liebhaberei andere Gewinne gebracht als die glitzernden Spielmarken eines kindischen und fast lächerlichen Spielbetriebs; nur der deutsche Genius macht eine rühmliche Ausnahme und gewinnt auch diesen Schattenumarmungen ein lebensfähiges Unterpfand ab. In den romantischen Verirrungen findet Uhland das Schönheitsmaß und wird für ewige Zeiten mustergültig, wie der alte Ton

zu erneuern und Vergangenheit und Gegenwart mit zartfühliger Schonung beider auf einen wohlklingenden Mittellaut umzustimmen.

Von Entwicklung zu Entwicklung war jene Kunstreife jetzt erreicht, wo allen organischen Gesetzen zufolge die verbundenen Teile wieder zur Auflösung neigen. Jede Kunst vereinigt in den Tagen ihrer Gesundheit und Keuschheit Natur und Würde. Die deutsche Lyrik fühlt sich jetzt an dem Punkte angekommen, wo diese Mischung sich bricht und die zwei größten Potenzen jedes Kunstlebens ihre Größe auch für sich allein zu finden meinen. Die Würde genügt sich als Selbstzweck, wie bei Platen, und legt sich mit Übergewicht in die Wagschale des rein akademischen Formalismus. Da vibriert denn sofort die entgegengesetzte Wagschale und die Natur pocht, wie bei Heine, auch würdelos, auf ihre Herrschaft über alle Lebendigen. Oligarchen und Demokraten, ihr Gleichgewicht, ihr einseitig sich abwechselndes Übergewicht, ist eben die ganze Weltgeschichte, — auch die Kunstgeschichte. In der Kunst heißt dieser Gegensatz: Poesie und Prosa; aber der schöpferisch revolutionäre Demokraten-Poet spricht das große Wort: Poesie der Prosa!

Das tat Heine. Während Ceres und Kassandra, Herr Kurt und Frau Holle die Poesie füllten, bemerkte dieser kecke Neuerer, daß das wirkliche Leben erfüllt war — von Grisetten, Studenten, Leutnants und Schneiderrechnungen. Sie sind der Tag, die Stunde, das unmittelbar Bedrängende und Interessierende, kurz sie sind Wahrheit, und zwar die weitaus größte Masse der vorhandenen Wahrheit. Aber soll diese Wahrheit ewig stumm bleiben? Soll sie sich als „gemeine nüchterne Prosa“ ewig den Mund stopfen lassen? Nein! nur so lange, als der Schmelzkünstler fehlt, der auch dieser Prosa noch Poesie abgewinnt, ungefähr wie die Laurionhügel den Alten schon ein wertloser Schlackenhaufen gewesen, aber der neueren Chemie wieder ein wertvoller Edelmetall-Besitz.

Auch Heine hatte mit der Romantik noch angefangen, aber schon in spätester Stunde. Und wie wenn eine nächtliche

Gesellschaft über der Erzählung von Spukgeschichten es plötzlich Tag werden sieht, die Stimmung dann umschlägt, alles Gruseln hinweggelacht und aller Spuk natürlich erklärt wird, so brach sich in ihm der Wendepunkt des Romantischen und des Modernen zur Ironie. In der Tat kann nur mit Hilfe der Ironie ein Salto mortale gelingen, wie vom Talar zum Frack, von der Königsmaid zur Putzmamsell, vom Minnesängerton zur Leutnantsparole! Die Ironie lag in der Natur der Aufgabe selbst, es brauchte just nicht Heines Abstammung dazu. Immerhin aber bleibt es einer der besten Geschichtswitze, daß die revolutionär-demokratische Erweiterung des poetischen Stimmrechts, daß die Einführung der Straßenpolitik in die Lyrik, daß die gaminhafte Wahrheit, welche jetzt auszusprechen war, daß die Beseitigung, ja die Verspottung so vieler arischer Altertümer, daß die ganze Exekution, um die es sich handelte, nicht in arische Hände gelegt wurde, sondern daß die Natur an diesem Punkte unserer Kunstgeschichte von unserer eigenen Rasse absprang, und ihr tauglichstes Werkzeug jetzt aus jener fremden, asiatisch-nomadischen holte, welche von den Ariern nie Gutes erfahren und zu allen Werken der Frivolität ein Monopol zu besitzen scheint. —

Von Klopstock bis Heine steht jeder talentvolle Lyriker innerhalb der lyrischen Kunstgeschichte und besetzt schon von selbst einen Platz darin. Z. B. die Leichtigkeit, welche Goethe in seiner eigenen Natur und Schiller bei Goethe und den Griechen fand, suchten die Vorläufer bei den Franzosen, („Sie sind der deutsche Gresset, ganz gewiß, Sie sind unser deutscher Gresset!"); und so verdienen sich selbst Namen wie Weiße, oder Gleim und Gerstenberg, welche noch heute bekannt sind, einen literarhistorischen Rang, der längst kein ästhetischer mehr ist. Mit einem Worte, so lange die Lyrik ihren Gehalt und ihre Formen noch suchte, hatte der Lyriker seine literarische Situation durch die Macht der Geschichte: heute kann er sie nur noch haben durch die Macht der Persönlichkeit.

Dasselbe ahnt man ja in der landläufig vernommenen

Klage: daß unsere Poesie kein Ideal mehr hat. Was heißt denn Ideal anderes und höheres als das Bewußtsein einer Aufgabe im Zusammenhang mit Vorläufern und Mitlebenden? So lange eine Kunstgeschichte läuft, ist dieses Bewußtsein der beste und gediegenste Stoff der Kunstübung; nach ihrem Ablauf aber setzt sich nur noch das Selbstbewußtsein als Stoff. Daher jene Kunstübungen, wenn auch steif und kindisch, noch als sicher und dauerhaft imponieren, denn mit ihnen ist der Geist der Geschichte! wogegen diese in der höchsten Brillanz von Bravour und Virtuosität unter einem leisen Anhauch des Gefühls leiden, daß sie unsicherer und dauerloser. Sie emanieren eben nicht mehr aus der Geschichtsmacht, sondern einzig und vereinzelt aus der Macht der Persönlichkeit.

Daß so kategorisch aber doch nur der Gedanke und nicht die Natur spricht, welche gegen jedes Schema sich wehrt, versteht sich von selbst, denn es ist die Voraussetzung aller Begriffsentwicklung, daß die festen Denkgrenzen in der Natur wieder als fließend aufzulösen sind. Ich nenne beispielsweise nur folgenden Fall. Wie sich die deutsche Lyrik des hellenischen Geistes bemächtigen mußte, so fehlt viel, daß sie ein ebenso starkes und hoheitsvolles Motiv hätte, auch dem islamitisch-semitischen sich zu assimilieren. Aber eine bedeutungs- und charaktervolle Welterscheinung ist er doch und man kann sich den kosmopolitischen deutschen Gesichtskreis ohne dieses wichtige Segment nicht als lückenlos denken. Immer strebten deutsche Dichter ihm zu. Philologisch begann der Polyhistor Hammer-Purgstall, greisenhaft spielend nahm Goethe das Thema auf, Rückerts Barocksinn fand es überaus dankbar, Daumer trat mit mystischer Trunkenheit, Schack mit weltmännischer Eleganz an dasselbe heran; in vielen Modulationen probiert, zog dann Mirza-Schaffy die Summe und erhaschte den Silberblick aus dieser lyrischen Schmelzarbeit. Jetzt haben wir den Orient und haben ihn bleibend in deutscher Lyrik; daß er ihre innere Geschichtsnotwendigkeit war, möchte ich just nicht behaupten; gewiß aber ist er eine

schöne Episode ihrer Geschichte und jedenfalls mehr als bloßes Persönlichkeitsmoment. Also einer der Punkte, wo Geschichte und Individuum wenigstens fließende Grenzen bilden. Das letztere hat ein sang- und spielbares Melodienbuch geschaffen, stimmgerecht vom Knabendiskant bis zum Greisenbaß für alle Stimmlagen des Publikums; aber das erklärt noch nicht alles. Die zahllosen Auflagen dieses liebenswürdigen Büchleins atmen offenbar einen literarhistorischen Geist und die Phrase: „eine Lücke in der Geschichte ausfüllen“ scheint mir hier mehr als Phrase. Ja, selbst der Umstand, daß die Existenz eines Mirza-Schaffy überhaupt bezweifelt und für einen neckenden Maskenscherz ausgegeben wurde, hätte nur den tieferen Sinn, daß der Rohstoff, wie in jeder Edelarbeit, bis zur Unkenntlichkeit überwunden, daß in der Schönheitsschöpfung die Gleichung rein und ohne Rest aufgegangen. Haben wir den Orient nicht im Original, so haben wir, was allein das Haben der Poesie ist, die Illusion; wir haben die Identität eines Dichterbildes in und außer dem Spiegel und wenn das erstere Mirza-Schaffy und das letztere Bodenstedt heißt, so braucht der morgenländische Name schließlich nicht mehr zu sein, als ein Symbol der abendländischen Aneignungsfähigkeit, Expansionskraft und Erobererberechtigung. — —

Trifft dieser Umriß die Geschichte der Lyrik und ihrer Ideale mit einem Zug von Naturwahrheit, so wird es nun schon besser ins Gewissen gehen, wie viel Mut dazu gehört — „einen Platz in der Geschichte anzuweisen“. Wer das könnte! Bestenfalls erst der Künftige; der Zeitgenosse aber bescheidet sich schon, daß er die Plätze, die er nicht anweisen, wenigstens auch nicht absprechen kann. Er bescheidet sich, zu definieren, was überhaupt „Platz in der Geschichte“ ist. So hat Bürger z. B. seinen Platz in der Geschichte, er, der ein Mittelglied zwischen der rohen Erotik Günthers und der gebildeten Goethes ist, der in der Sinnlichkeit die Schönheit schon sucht, welche in Goethe als gefunden sich darstellt. Man kann sich ohne ihn die deutsche Lyrik nicht denken. Dagegen füllt selbst ein Name wie Herwegh eigentlich kein Geschichtsblatt

unserer Lyrik aus. Das Feuer seiner Begeisterung hat reiner und voller schon bei Schiller gestrahlt, und auch sein Motiv — Besprechung der nationalen Angelegenheiten — ist in Gleims „Grenadier“ und Körners „Leyer und Schwert“ da. Die Geschichte der Lyrik existiert ohne ihn, so sehr er auch eine volle elektrische Batterie von Zeitgeschichte entlud. Und dieser Verwechslung machen sich wohl die kritischen Heißsporne schuldig, welche so freigebig — ihre Plätze in der Geschichte verteilen. Sie verwechseln Kunstgeschichte mit Zeitgeschichte. Der Künstler, also auch der Dichter, geht nur die erstere an; aber kunstgeschichtliche Prozesse, ich wiederhole es, laufen in der Regel kurz. Kunstgeschichte ist nichts als die Entwicklung der Möglichkeiten von Form und Inhalt im Dienste der Schönheit. Diese Möglichkeiten sind nichts weniger als unerschöpflich; ja man pflegt sogar zu sagen, die Schönheit habe nur einen Moment. Daher geschieht es ja, daß fast jeder Epigone an ein Vorbild erinnert, er mag noch so sehr Original sein. Ada Christen z. B. mußte sich nachsagen lassen, sie heinesiere, und kein Mensch schien zu fühlen, daß dieser Frau ein Wort auf die Zunge gelegt war, das sie so und nicht anders ausgesprochen hätte, auch wenn Heine an einer Kinderkrankheit gestorben wäre. Aber die Kunst, in welcher sie Künstlerin ist, hat eben eine abgeschlossene Geschichte. Wenn man von der Lektüre Günthers zu der Goethes übergeht, so schwindelt einem, daß nur fünfzig Jahre dazwischen liegen: in diesen fünfzig Jahren ist alles geschehen; sie sind fast die ganze Kunstgeschichte. Die fünfzig Jahre von Goethe bis zu uns stagnieren dagegen und noch heute läßt sich dem lyrisch-schönen Dichter eigentlich nichts Besseres sagen, als er sei goethisch. Der Mißbrauch dieses Wortes müßte seinen Gebrauch schon längst zerstört haben: aber daß dem nicht so ist, beweist, wie unentbehrlich es ist und wie wenig man darüber hinaus kann. Nein! Die Biographie des Kunstschönen wird nicht von der Neuerungssucht geschrieben; das ewig Neue und hoch Interessante besorgen viel besser die allerdings unerschöpflichen Möglichkeiten — der Exzesse!

In der Geschichte des Kunstschönen eine Stelle zu haben, ist ebenso präzis als geheimnisvoll bedingt und kein anderer Faktor kann mitbedingen. Ja, es ist eine Person denkbar, um die sich eine ganze Kunstgeschichte fast allein dreht, während sie ihre Zeitgeschichte verschläft und mit grenzenloser Gleichgültigkeit ignoriert. Andererseits können die lärmendsten Posaunen der Zeitgeschichte für die Kunstgeschichte spurlos verhallen und zu ihrem größten Erstaunen, wo sie ein siebenfaches Echo erwarteten, noch kein einfaches aufwecken. Zwischen diesen grell verdeutlichen Gegensätzen ist dann allerdings ein dritter und Mittelsatz möglich, nämlich, daß immerhin auch das Zeitbewußtsein dem Kunstbewußtsein Stoff zuzuführen hat. Das wird aber am wenigsten der Tendenzstürmer, Alarmtrommler, Schreier und Maulheld erreichen, dessen vernichtender Durchfall vielmehr von vornherein gewiß ist. Nein; kann eine in sich fertige und schon spröde sich schließende Kunstgeschichte zeitlichem Inhalt sich noch einmal öffnen, so muß er leise wie Nachttau kommen, unschuldig wie ein Schlafender, traumverloren und selbstlos.

Und in diesem Sinne darf ich Stephan Milow auch einen „Zeitdichter" nennen. Dem Freunde der Poesie genügte er jedenfalls als Dichter schlechthin; ist aber dem Zeitgenossen der Zeitdichter das Näherstehende, so kann ihn die Kritik als ein wahres Modell zeigen, wie man Zeitdichter ist, ohne Tendenz- und Programmdichter zu sein, und wie die Ästhetik diesen Begriff faßt oder zuläßt.

Betrachten wir uns z. B. die zwei folgenden Gedichte.

(IV.)

Unverloren.

Nur flüchtig ist der Liebe Glück;
Es rechne keiner in die Ferne
Und keiner schaue bang zurück,
Versanken seines Himmels Sterne.

Einst fassest Du es selber nicht,
Daß Du so heiß nach mir gerungen;
Daß wir voll Liebe, Glück und Licht
So weltvergessen uns umschlungen.

Ich aber klage Dich nicht an
Und trage stumm des Schicksals Walten,
Wenn unerbittlich mir zerrann,
Was nimmer, nimmer festzuhalten.

Ob all die Tage, goldumsäumt,
Mir nichts von treuer Dauer brachten:
Da ich geliebt, gehofft, geträumt,
Was sollt' ich als verloren achten?

Nach der Trennung.

Wer verlangt im Wirbel dieses Daseins
Allzuviel vom armen Menschenherzen! —
Mädchen, bang begleitet Dich mein Auge
Und es will im Wehgefühl sich feuchten.
Einem andern lächeln Deine Lippen,
Einen andern küssest Du verlangend,
Süßes Liebesfeuer in den Blicken.
Aber einst, — o denkst Du's noch, — einst suchten
Mich, nur mich die Blicke Deiner Augen;
Deine Arme hielten mich umschlungen
Und Du schlossest allen Deinen Reichtum
Selig auf an meinem seligen Herzen.
Denkst Du's noch? O wende nicht Dein Antlitz,
Flüchte Dich auch nicht zum garst'gen Worte:
Jene Stunde sei nicht wahr gewesen.
Will ich Dich denn schelten? will ich zürnen?
Stumm zerdrück' ich meines Auges Träne
Und ich rufe Dir: Ade! sei glücklich! —
Wer verlangt im Wirbel dieses Daseins
Allzuviel vom armen Menschenherzen!

Setzen wir uns einen Augenblick in die Illusion, diese Verse seien nicht Gedichte, sondern Bilder, — Bilder von einem unbekannten Meister und aus einer unbekannten Zeit. Ein Galerie-Direktor habe kunsthistorisch ihre Zeit zu bestimmen. Er studiert sie genau, fast unter der Lupe, und sagt: „Da ich

gelebt, gehofft, geträumt, was sollt' ich als verloren achten? Wer verlangt im Wirbel dieses Daseins allzuviel vom armen Menschenherzen! Das klingt elegisch wie Hölty, elegisch wie Lenau, und doch ist es nicht Schule Hölty oder Lenau. Es ist ein Ton von Resignation darin, den Hölty nur in Gott gehabt hätte und Lenau gar nicht. Diese Dichter hätten noch auf dem naiv-optimistischen Standpunkte geklagt, daß es dem Ich wohl sein müsse, und wenn es ihm weh wird, würde man ihrer Klage fast eine Anklage erlittenen Unrechts abhorchen können. Unser unbekannter Meister findet die schlechte und preisgegebene Stellung unseres armen Ichs vollkommen in der Ordnung; seine Weltordnung scheint also diejenige zu sein, welche man nach dem Auftreten Schopenhauers die pessimistische genannt hat. Ich setze ihn in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts." So der Galeriedirektor als Kunstkenner. Und zu demselben Resultate käme er wahrscheinlich auch bei einem andern als dem elegischen Kolorit. Z. B. in dem Gedichte

Freigesprochen. (IV.)

Rasch geliebt und rasch vergessen,
Froh geherzt und kurz besessen!
Ist der Wahlspruch, der Dich lenkt.
Sicher lieblichen Gewinnes
Lebst Du ewig heitern Sinnes,
Da auf mich der Gram sich senkt.

Groll' ich Dir? Im weiten Ringe
Schaun wir ja die Flucht der Dinge;
Schelt' ich Deine Liebe schlecht?
Rasch geliebt und rasch vergessen,
Froh geherzt und kurz besessen —
Kannst Du's nur, so hast Du Recht!

Hier atmet die Resignation sogar eine Art Heiterkeit und Reim und Rhythmus haben eine Gangart, welche mit der Kokette fast mitgeht. Und doch! Man sehe wohl, wie ihr

verziehen wird. Kannst Du's nur, so hast Du recht! Gewiß, ein Sarkasmus, welchem die Milde nichts von seiner Schneidigkeit nimmt, aber doch fällt ihm die Milde erbarmend, fast versöhnend in die Zügel. Das Übel ist ein Geschöpfe, weil es in der Schöpfung ist; was gibt es da viel zu richten? Kannst Du's nur, so hast Du recht! Und so hört man in dieser leichten scheinlosen Pointe einen tiefgesättigten Ton der ganzen Schopenhauerschen Ethik, deren Quintessenz bekanntlich das Mitleid ist. Man erinnere sich, wie Heine seine Kokette bestraft: „Du schöne, falsche Kanaille"; — d. h. der Optimist sagt: Die Welt ist für mich da und ich zerfleische, wer meine Glückszwecke täuscht. In Milow sagt der Pessimist: Die Welt ist nicht für mich da; sie hat ihr eigenes Lebensrecht, das meine Glückszwecke nicht kennt. Ein ganzes Menschenalter und eine vollkommene Achsenumdrehung der Philosophie liegt zwischen diesen zwei so winzigen Verslein. Aber jedes drückt seine Zeit aus. Und das ist's, was die Ästhetik ihren „Zeitdichter" nennt.

Und das ist Stephan Milow in allen seinen vier Bänden und auf jedem seiner mehr als vierzig Bogen. Er nimmt nicht Tagesparolen auf, um als Tendenzdichter sich selbst in Szene zu setzen; er gleicht noch weniger jenen, wie sie sich einbilden, rein menschlichen Lyrikern, welche ihre Tendenzlosigkeit mit Gehaltlosigkeit bezahlen und vor Zeisigen bloß den Mißbrauch der menschlichen Sprache voraushaben. Er ist mit einem Worte Zeitdichter in der Bildung seiner Zeit und in dieser Bildung entsprechenden Stimmung. Aber wieder darf sich diese Zeitstimmung nicht zum poetischen Selbstzweck aufwerfen und besingt sich nicht als ihr eigenes Objekt (was sie z. B. so oft in Lamartines oder Viktor Hugos romanischer Deklamations-Schwelgerei tut), sondern nur geisterhaft und in leisem Piano begleitet sie die Gelegenheiten der wirklich dichterischen Stimmung — also Liebesstimmung, Naturstimmung und Verwandtes.

Die Proben aus dem Gebiete der Erotik aber stellte ich absichtlich voran, weil Liebesstimmung der philosophischen

Zeitstimmung scheinbar am wenigsten Ausdruck einräumt, und wenn sie hier gefunden werden kann, der kritische Zweck, zu zeigen, wie sie überhaupt gesucht werden muß, gewiß am vollkommensten erreicht wird. Breiter und offener und ihren Entfaltungen günstiger ist selbstverständlich das Feld, das ich das Gebiet der Naturstimmung nenne.

Darwin lehrt den Kampf ums Dasein, den Krieg aller gegen alle. Die kosmische Physik lehrt die Vergänglichkeit der Gestirne. Die Metaphysik Schopenhauers beseitigt die alte optimistische Weltanschauung, nach welcher das Ich Gotteszweck und demgemäß auch Naturzweck. Sie korrigiert das Verhältnis von Mensch und Natur, auch wenn der erste dabei zerstiebt, und gönnt uns nicht einmal den Stolz, soviel Wahrheitsmut in unsrer eigenen europäischen Geisterenergie gefunden zu haben, bringt vielmehr unablässig in Erinnerung, daß schon die ältesten und von ihrem Klima verweichlichtsten Indier diese Wahrheitshelden gewesen. Kurz, das theokratische System ist in Europa abgelaufen, die Theologie nicht mehr Führer, kaum Nebenmann und bald Hintermann; Führer dagegen Naturwissenschaft und Philosophie. Aber wenn irgendwo auch die Zeitgeschichte zu einem Platz in der poetischen Kunstgeschichte führen kann, so wäre es durch das Medium der Philosophie. Schon der pantheistische Goethe ist von Spinoza vielleicht mitbedingt; ohne alles Vielleicht Schiller von Kant, und mit voller lebendiger Durchdrungenheit repräsentierte nun Stephan Milows Lyrik den Darwin-Schopenhauerschen Bildungsstoff unserer Zeit.

Zeugnis davon geben fast die meisten seiner Natur- und Landschaftsbilder und einige derselben will ich wenigstens probeweise mitteilen, z. B.:

Kosmisches Genrebild. (IV.)

Was treffen da mein Ohr für schrille Klänge?
Was ist entbrannt hoch oben in der Luft?
Die Vogelwelt in Aufruhr, — welch Gedränge!
Das schießt hinauf, hinab, das schreit und ruft.

Unzählge Schwalben streun sich aus im Blauen
Um dann zum dichten Knäuel sich zu ballen;
Ich forsche hin, da segelt, klar zu schauen,
Ein Falke mit der Beute in den Krallen,
Verfolgt, gezaust vom aufgeregten Schwarm,
Draus er so manches Opfer schon erlegt,
So schwebt er weiter, ohne Arg und Harm,
Den Blick im Kreise wendend unbewegt.
Welch einen Blick! so klar und unschuldsrein,
Ob stets empörter ihn die Schaar umkreischt.
— Ich schaudere bis ins tiefste Herz hinein,
Wie ruhig die Natur sich selbst zerfleischt.

Vielleicht wäre es gut, wenn das letzte Wort das Herz des Lesers und nicht der Mund des Dichters sagte. Es ist ja der Vorzug des Dichters, also des bildenden Künstlers, daß er uns im Bilde empfinden läßt, was er will, ohne es selbst zu sagen. Zumal wenn man solch starke Bildkraft hat! Wie groß ist sie schon in diesem kleinen Rahmen! Alles lebt in dieser raschen flüchtigen Luftszene. „Unzählige Schwalben streun sich aus im Blauen" ist ein Vers wie aus dem zweiten Teile des Faust herausgesprungen. Einer jener glücklichen Griffe der sinnlichen Anschauungskunst, worin die Sprache den Weg in ihre Urheimat wieder zurückfindet, denn „γράφειν" heißt s c h r e i b e n und Bilder zeichnen zugleich.

In eine noch nähere Geistesverwandtschaft zu Goethes liebebeseelter und sprachplastischer Naturbetrachtung treten die folgenden Gedichte, in welchen Stephan Milow wohl sein vollkommenstes Selbstporträt als Dichter und Philosoph erreicht.

Im Walde. (IV.)

Du Wald, mit deinem Dämmern, deinem Rauschen,
Oft meines müden Schritts erquickend Ziel,
Nicht will ich heute deinen Stimmen lauschen,
Nicht folgen deiner Lichter buntem Spiel;

Noch durchs Gezweige, das mich überlaubt,
Die Ewigkeit erspähn, die ferne webt:
Ich senke, mich verschließend, still das Haupt
Und sinne, was verborgen in dir lebt.
Auf weichem Grunde ausgestreckt zur Rast,
Vertief' ich mich ins Nächste um mich her:
Da liegt vor mir ein abgefallner Ast, —
O ist, was er mir weist, nicht räthselschwer?
Ich heb ihn auf: die Rinde dürr und faltig
Umwuchert Moos und saugt den letzten Saft,
Indeß ein Schwarm von Tierchen, vielgestaltig,
Darunter wohnt und froh sich regt und schafft.
Und jetzt — wie ich das Völkchen aufgescheucht
Mit einem Risse in die Pflanzenhülle,
Da schwillt es gar zum Knäul; das jagt und fleucht!
Wer nennt ein jedes dieser Überfülle?
Allein, was find' ich vollends noch zuletzt,
Als prüfend ich das Holz entzwei gebrochen?
Von ausgehöhlten Gängen ist's durchsetzt
Und mitten drinnen, in das Mark verkrochen,
Haust wohl versteckt der Meister, — nur ein Käfer!
Hinausgedrängt urplötzlich an den Tag,
Der ihn so unwillkommen stört, den Schläfer,
Verschlüpft er eilig sich, so gut er mag.
Solch eine Welt auf solchem engen Raum!
Und weiter — hier wo dürres Laub geschichtet —
Darf ich mich regen noch? Ich wag' es kaum;
Wer weiß, was meines Leibes Druck vernichtet!
Wie viel umschließt nicht schon das Fleckchen Erde,
Das meine ausgespannte Hand bedeckt!
Was keimt da heimlich nicht, damit es werde,
Was pulst und lebt nicht schon zum Sein erweckt! —
O Fülle, ausgestreut all überall!
Mit jedem leisen Druck zerstör' ich Leben
Ein jeder Fußtritt tötet einen Schwall
Begier'ger Keime, die ins Dasein streben.

Kein Punkt, der ruht, rings drängende Bewegung
In nimmer müder Kräfte buntem Spiel;
Es faßt mich eine wundersame Regung
Und rufen möcht ich bang: Zu viel! zu viel!
Mir fängt zu wimmeln an das weite Rund,
Durchhaucht, belebt ist jegliches Atom;
Das sprudelt, taucht empor und sinkt zu Grund
Im reißend schnellen, mächt'gen Werdestrom.
Zu reich und wahllos schleuderst du, Natur,
Was du erzeugest in den Strahl des Lichts;
Denn dieser Reichthum, er besagt ja nur,
Daß jedes Einzelwesen, ach, ein Nichts!

Auch dieses Gedicht spricht zuletzt mit einer subjektiven Nutzanwendung aus, was es „besagt", aber diesmal ist es der Schluß des Bildes selbst, womit die anschauende Vernunft schließt. Nicht jede Reflexion tut zu viel, denn in Fällen wie dieser kommt sie so sehr aus der Sache, daß es der Sache die Spitze abbrechen hieße, sie nicht zu machen. Die feinsten Musterfälle der Kunstregeln sind's, welche an die immerwährende Bedingtheit der Regeln erinnern.

Wir sahen den Dichter zu dem Resultate kommen, wie alles Leben „sich selbst zerfleischt", wie jedes Einzelwesen „ein Nichts" ist, also zu dem Resultate Kants: „daß die Natur nach großen Prinzipien zwecklos schafft". Seit Kants noch theologischem Zeitalter ist diese mündige Naturanschauung endlich das wissenschaftliche Gemeingut aller Gebildeten geworden und nur die unmündig Zurückgebliebenen, an der optimistischen Krücke Nachhinkenden gefallen sich nach wie vor in dem trivialen Gemeinplatz einer „trostlosen Philosophie" — als ob Spinoza sein goldenes Wort in den Wind gesprochen hätte: „Jede Erkenntnis ist schon an sich beglückend".

Da spricht denn noch einmal der Dichter, der sein letztes Wort so leicht nicht spricht, und den man immer von neuem hören muß. Der Pantheismus, diese wahre Religion jedes Dichters, diese Grazie der Metaphysik, wie ich sagen

möchte, verschönert die Welt mit einem feinen, durchdringenden Äther von Heiterkeit, und wer die materialistische Weltanschauung für trostlos hält, dem leiht die pantheistische ihren Schönheitsgürtel und tröstet ihn mit geheimnisvollem Zauberreiz: Du mißverstehst meine Schwester! Du bist Magnet vom großen Magnete, — die Erscheinungswelt sei, wie sie sei!

Dieses Wort kann schwerlich glücklicher ausgesprochen werden, als in folgendem, wunderschönen Dichtermanifeste, worin Philosophie spielend und wie von selbst Poesie wird.

Erdenwallen. (IV.)

Schlafwandelnd geh ich durch die Welt;
Wie ist mir wunderbar zu Sinn!
Ich fühle mich dem Staub gesellt,
Und meine, daß ich ewig bin.

Ein Nichts, in Nichtigkeit gebannt,
Erbeb' ich, hilflos und verwaist,
Und fühl es dennoch, tief entbrannt,
Es zuckt in mir der Weltengeist.

Wohin ich sehen mag im Raum,
Kämpft bange Qual nur weit und breit;
Mir aber geht durchs Herz ein Traum
Von Glück und hoher Freudigkeit.

Als höbe leis der Schleier sich,
In den gehüllt der Dinge Kern,
So wogt's vor mir, so faßt es mich,
Und die Erlösung winkt von fern.

Ich seufze bang, ich trage schwer
Doch möcht' ich rufen: Es ist nichts!
Und in der Nacht, die um mich her,
Ahn' ich das Dämmern goldnen Lichts.

Wahrlich, das ist ein Zeitgedicht! Der Dichter ist fast der zeitgenössische Symbolmensch. Die alte Krücke ist weggeworfen, — aber noch nicht allzulange; wer ehrlich ist und kein Fortschritts-Bramarbas, schielt vielleicht noch ein wenig nach ihr; aber schon erfreut ihn die Entdeckung des neuen Kraftgefühls: Es geht auch ohne sie! ich stehe auf meinen Füßen!

Schreibe sich jeder, der hundert Jahre nach Kant noch seine Providenz braucht, diese fünf Strophen auf seinen Türpfosten und bete sie morgens und abends! Vielleicht hört dann nach weiteren hundert Jahren die Furcht vor der „trostlosen Philosophie" auf. —

Aber das alles macht die Menge, wie sie nun einmal ist und nach ihrem Zeitdichter hungert, nicht satt. Die Ästhetik mag es noch so ausdrücklich ausführen: der Zeitdichter braucht es nicht anders als in der philosophischen Stimmung seiner Zeit zu sein; — die Menge ist auf die politische abgerichtet, und gibt sich nicht eher zufrieden, als bis sie im Dichter den politischen Parteimann hört und sieht und mit Händen greift. Wie denkt er also über Pfaffen und Soldaten? Ei, er fängt bei den Völkern an.

Den Völkern. (I.)

War schon ein Weiser je auf eurem Throne,
Deß Herrscherzeichen still die Friedensfahne?
Nein, euch beherrschen die Domitiane,
Im besten Falle die Napoleone.

Und griff ein Menschenfreund auch nach der Krone,
Daß einem milden Geist den Pfad er bahne,
Wie bald ach! unterlag er eurem Wahne
Und gab es auf, verfolgt von eurem Hohne.

Nur Züge, tief gefurcht mit schneid'gem Eisen,
Und nur die Sprache grimmer Feuerschlünde
Verstehet ihr, nicht sanfter Herrschaft Weisen.
Ihr braucht, ins Mark gehauen, derbe Gründe,
Und setzt noch eurem Würger, ihn zu preisen,
Ein Denkmal, das sein Wüthen stolz verkünde.

Das heißt freilich den Stier bei den Hörnern packen, und nicht mit beliebter Freiheitsapostel-Praxis ihn zahm beim Schweife zerren, aber ins gehörnte Gesicht ihm schmeicheln: Volk, du wärst ein Gott, wenn nur die bösen Pfaffen und vielen Soldaten nicht wären!

Apropos, Soldaten! Wie denkt er über den ewigen Frieden, diese ewige Sehnsucht der Philister-Humanität, das lange Kriegsbudget lieber in langen Kurszetteln anzulegen und das Geld statt im Soldatenspielen im Börsenspielen und Theaterspielen zu verjubeln, da das Ideal: jedem Bauer sein Huhn im Topf, der modernen Fortschritts-Bourgeoisie schon längst lautet: Jedem Spießbürger seine Opernloge! Wie denkt Stephan Milow über den ewigen Frieden?

Natürlich wie einer, welchen Philosophie und Geschichte lehrt, daß die Übel, die wir zur Tür hinausgejagt — zum Fenster und Schornstein wieder hereinkommen. D. h. ungefähr so:

Notwendigkeit. (I.)

O hofft es nicht, ihr träumerischen Dichter,
Daß einst sich mindere dieses Lebens Not,
Daß einst den Menschen rosiger und lichter
Anbreche stillen Friedens Morgenrot.

Wie mühsam auch die Menschheit an sich feile,
Sie bringt es nimmer doch zur Harmonie,
In stetem Hader leben ihre Teile
Und stets das alte Leid zerwühlet sie.

Was sie auch tue, fern den Fluch zu halten,
Abschüttelt sie doch kein Atom der Last,
Sie drängt sie nur in anderen Gestalten
Und nimmer winkt ihr labungsvolle Rast.

Ja, schwände Mord und Krieg von dieser Erde,
Verfeinert würd' auch unsere Natur,
Wir bebten so vor einer Mahngebärde,
Wie jetzt vor derben Keulenschlägen nur.

Ihr blickt bewegt zurück in finstre Zeiten,
Ihr seht das Volk von Pfaffenwut gehetzt,
Seht drüber hin Despoten blutig schreiten,
Und dennoch litt es schwerer nicht als jetzt.

Und leicht, daß Zeiten kommen, wo mit Schauern
Ein Geist vom Ringen unsrer Tage schreibt,
Bis dahin mag nicht Krieg, nicht Knechtschaft dauern,
Das alte Weltenelend aber bleibt.

Die unkriegerische Verfeinerung könnte es leicht dahinbringen, daß künftig eine aufgehobene Hand schon so schreckt, wie jetzt eine keulenschwingende. Welch ein Gedanke! Wen hat er nicht wie ein Blitzschlag getroffen? Aber darum, dünkt mich, ist man ein Dichter, das heißt ein Redner zu Tausenden; nicht um ihnen zu sagen, was ihren Schwächen gefällig ist, sondern um neue Wahrheiten und in neuer Stärke zu sagen.

Welcher Dichter wird den Frieden nicht wünschen! Aber das unterscheidet den Dichter von der Masse: der Dichter wünscht, die Masse begehrt mit Begierden! Ewig sinnlich und roh, verdunkelt ihr das Wünschen das Erkennen: das Gewünschte muß möglich sein! Mit welcher Herzinnigkeit unser Dichter den Frieden lieben kann, möge er selbst sagen.

Treuga Dei. (II.)

Einstens, wenn sich ergrimmt Völker vernichteten,
Scholl am heiligen Tag, Jeden entwaffnend, laut
„Gottesfrieden!“ als Mahnruf
In das blut'ge Gewühl des Kampfs.

Und es ruhte der Streit, Jeder erschien geweiht;
Unverletzlich am Pflug wallte der Pflüger hin,
Unverletzlich im Kirchlein
Kniete betend der fromme Mönch. —

Seht, von Kämpfen erfüllt dünkt mich das ganze Rund,
All die Erde bedeckt wirbelnder Kräfte Streit,
Selber dreht sie sich ruhlos
Fort und fort und entbehrt des Ziels.

Eines tilgt in Begier mordend das Andre weg,
Alles strebt und begehrt, glühenden Durstes voll,
Ewig stachelt die Sehnsucht,
Ewig fehlt die Befriedigung.

Tränend schau' ich das Bild, Schauer erfaßt mein Herz,
Und zum Himmel empor möcht' ich geängstigt schrein:
„Auf Minuten nur einen
Gottesfrieden dem Erdenstreit!“

Meint man doch, diese Ode sei 1872 an den Börsen von Wien und Berlin geschrieben worden, wo es noch ganz anders herging als bei Gravelotte und Sedan, und dort, wo „die Fürsten ihre Völker auf die Schlachtbank“ führen! Aber das ist der Krieg, den der Dichter meint, und das der Friede! Nun, der Friede, „die Minute Gottesfriede“ ist geworden und heißt — der große Krach! Und siehe da, die Schlachtopfer sind ganz unglücklich, daß dem Schlachten ein Ende! Die armen Schlachtopfer! Nur die Fürsten sollen's nicht tun; — sie besorgen das schon selber!!

Und das ist's, was mir die Feder in die Hand drückt, und vielleicht jedem meiner Leser die Gedichtbände Stephan Milows. Der große Zug in seiner Behandlung der menschlichen Angelegenheiten, nicht jenes kleinliche und perfide Intrigengewimmel der Tagesparolen, wo einer die Schuld auf den andern schiebt, und jedem auf Kosten des Nächsten so hübsch „populär“ der Hof zu machen ist!

So ist denn Stephan Milow kein politischer Dichter im Geschmacke desjenigen, der das Publikum betriebsam daran gewöhnt, jedes Zeitereignis im Spiegel seines werten Namens zu erblicken; daß er es aber im idealen Sinne ist, d. h. die Geschichtsmacht als eine Gemütsmacht empfindet und mit ihren urtypischen Erscheinungen bejahend oder verneinend sich ins Gleichgewicht zu setzen das Bedürfnis fühlt, das zu beweisen brauchte ich nur wenige Verse aufzugreifen. Er bejaht den Frieden, verneint aber die leichtfertige Selbsttäuschung über seine Möglichkeit. Er verneint die Domitiane und

Napoleone, aber die Völker mit, welche es kaum besser wollen und vertragen. Recht und Freiheit ist ihm heilig, aber eben darum unheilig das viele Ornamentenspiel mit diesen ethischen Grundsäulen, welche tragen, aber nicht zieren, nicht jeden Studenten-Kommers und jede Fuchskneipe verzieren und aufputzen sollen. Die Strafode, worin er das letztere ausspricht, ist zu sehr ein Wort zu seiner Zeit, als daß sie hier nicht noch ihren Platz finden sollte.

Entartete Jugend. (II.)

Nichts betrübt mich mehr als der Jugend Anblick,
Wenn sie, frühreif, ohne der Jugend Züge
Klug und stark sein will und erbaun und schaffen
Werke des Mannes.

Wenn sie, bartlos noch und dem Ernst des Daseins
Fremd im tiefsten Herzen, sich dennoch immer
Ins Gezänke mischt der Partei und Lärm schlägt
Flüchtigen Feuers.

Sorglos Nichtstun schmückte sie wahrlich besser,
Traumverlor'nes Schweifen durch Wald und Fluren,
Bis sie groß gewachsen und schön gekräftigt
Tief im Gemüte.

Frommt es denn, dies Schreien von Recht und Freiheit
Und von Schmerzen, die zu begreifen nur ein
Ernstes, volles Leben vermag, doch nimmer
Kindische Torheit?

Ziemt es ihr, zu sprechen von Idealen,
Die die Welt zerschlug, und sich aufzubäumen
Wider jeden Zügel in angelernten
Polternden Flüchen?

Doch es kommt der Ernst und die Zeit zu handeln,
Und den Jugendlosen gebricht die Mannheit;
Vor dem Stürmer schleichen sie jetzt verkümmert,
— Platte Gesellen.

Unser Lyriker läßt uns in dieser Enunziation vor allem seinen politischen Mut bewundern, der es ja längst nach unten mehr als nach oben ist. Auf ein nur halbwegs hübsches Dichtertalent, das sich mit dieser Jugend zu stellen weiß, regnet es einen unaufhörlichen, stromreichen Schwall von kurmachenden Zeitungsnotizen, regnet es Auflagen, Illustrationen, Gratulations- und Jubiläumstelegramme, es kommt ins Kommersbuch, seine Scherzchen und Liederchen werden Welttaten, sein Kleinstes ein Größtes, kurz, es erfährt in einem endlosen Gekose, um wieviel dankbarer es ist, mit dem Strom zu schwimmen als gegen den Strom. Und Stephan Milow erwählt das letztere! Aber wahrlich, weder er noch ich werden die Macht haben, den Strom zu brechen; das kann nur die Macht der Zeit. Bis dahin möchte manch braver Mann das Stichwort: „die Jugend für die öffentlichen Interessen zu schulen" immerhin mit einer gewissen Voreingenommenheit hören, und zufrieden, unsern Standpunkt gewahrt zu haben, können wir zur billigen Schonung anderer die weitere Exekution dieses Themas auf sich beruhen lassen.

Ästhetisch wirksam aber ist es sogar, wenn die obige Probe nicht eben allen gefällt, denn wie anders wünscht man politische Poesie, als daß sie Volksschmeichlerin? Wie nun, wenn sie es nicht ist? Ei, ruft der Leser, dann führe uns doch lieber zurück und weide uns wieder auf jenen Dichtergefilden, wo der Dichter nicht Meinungen, sondern Schönheiten offenbart! Ganz recht; dort eben wünsche ich ja den Leser.

Diese Dichtergefilde sind nirgends schöner bei Stephan Milow als in den Partien seiner Natur- und Landschaftsschilderungen. Sein sinnliches Auge sieht künstlerisch richtig und trifft mit den straffsten Ausdrucksmitteln den Charakter des Bildes, ohne nur je zwischen Haupt- und Nebenzügen tastend zu schwanken; während seine philosophische Stimmung eine so reine Luft über die Landschaften haucht, daß ich sie geistigerweise gleichsam klimatische Kurorte nennen möchte. Aus diesen Partien notierte ich mir manches Gedicht, das ich des Raumes wegen nun doch zurücklegen muß; nur von

einem, das ich für das schönste halte, das aber auch das längste ist, will ich wenigstens den Anfang mitteilen. Es ist das Gedicht auf Seite 82 in IV.[3]) und heißt:

Der Vesuv.

Du ragst, ums Haupt ein Wölkchen trüber Dämpfe,
Tief schlummernd in den hellen Lichtazur,
Als ernster Zeuge für der Urzeit Kämpfe,
Inmitten der entzückungsvollsten Flur,
Ein abgelebter, altersschwacher Riese,
Dem schon der Feueratem ausgegangen,
So stehst du da in einem Paradiese,
Vom schönsten Leben quellend rings umfangen.
Was du auch manchmal zuckend wirfst zu Tage,
Verspätet scheint es, ohne Wucht und Kraft,
Es trifft nicht mit dem alten Wetterschlage
Und stört das Leben nicht, das um dich schafft.
Die Lava überspinnen holde Blüten,
Zur Nahrung wird dein flücht'ger Aschenregen,
Und meinst du, ein Zerstörer, wild zu wüten,
Du bringst am Ende wider Willen Segen.
Gib acht, stets höher klettert dir die Rose
Bis an des halberloschnen Kraters Rand
Und lugt hinein, entschmeichelnd mit Gekose
Den letzten Blitzstrahl deiner müden Hand. —
Ja, deine Zeit ist um! Vorbei, vorbei
Der brausende Tumult, der Kampf der Massen!
Und wie die Erde grünt, der Stürme frei,
Magst du dem Menschen nun die Herrschaft lassen.
Rang sich das Sein doch schwer genug empor
Aus träger Schwere, düstrer, öder Nacht;
Jetzt aber drängt es schon mit Flügeln vor
Dem Lichte nach, das ihm verheißend lacht.

---

[3]) In der Auswahl der Volksbücherei Max Hesses (Nr. 491/2) Seite 155 ff.

Jetzt will das warme Leben sich entfalten
Und Zartes spinnen, Schönes emsig baun;
Jetzt will der Geist, der seelenhafte, walten,
Ein Herz will lieben und ein Auge schaun.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir vom Künstler verlangen, daß er sein Bild nicht deutet, sondern daß es sich selbst deutet, daß es durch die bloße Berührung seiner Hand zu einem geistigen Symbol wird, so ist das hier meisterhaft geschehen. Leise, aber so natürlich, als müßte es so sein, fließt in den letzteren Versen der Vesuv ins Symbol über und bedeutet die Kulturgeschichte, den Wendepunkt von der Elementarherrschaft zur Menschenherrschaft. Und wie entzückend schön war jenes Bild, worin die Rose den Kraterrand erklettert, hinablugt und der müden Hand schmeichelnd den letzten Blitzstrahl entwindet! Die naive Grazie dieses Details atmet eine fast geisterhafte Zartheit und Süßigkeit.

Gehen wir also schließlich in die Betrachtung hinein. Aus welchen Quellen schöpft nun eine Lyrik, die schön ist aber so viele Ahnen hat, daß sie nicht neu sein kann? Ach, am gewaltsamen Neusein-wollen gehen ja alle Künste zugrunde! Wie sucht man nämlich die Wege des Neuen? Allzu gewohnheitsmäßig im Äußerlichen! Der Eine schlägt die Tendenzwege ein und ist der pfiffige Jäger, welcher wie jener, der seinen Auerhahn „verhört", mit scharfem Ohr die neuesten Stich- und Schlagwörter, genannt den „Pulsschlag des Jahrhunderts" belauscht, vor Tagesgrauen und früher als andere Konkurrenten sich anschleicht und denn auch glücklich seinen Tendenzvogel abschießt. Ein Zweiter ist kein Tendenzdichter, er bleibt noch bei seiner „rein menschlichen" Poesie und wird bloß dadurch neu — daß er sie rein unmenschlich macht. Seine Erotik muß sich in lauter Frechheit, seine Philosophie in lauter Widerspruch und jedes Motiv sich in ein Paradoxon verkehren. Die schöne Mittelstimme der Poesie transponiert er auf dämonische Bässe und schreiende Dis-

kante, zerrt alles Maßvolle in seine Extreme auseinander, macht alles Reife wieder unreif oder überreif, und die Galerie strampelt und klatscht dazu. Ein Dritter — und das ist noch der Reinste, mindestens „ein Hoherpriester der Kunst“, begeht solche Sensations- und Neuigkeitsfrevel am guten alten Inhalt der Poesie allerdings nicht, sondern er merkt luchsäugig auf, ob noch der Form etwas abzugewinnen. Er wird „vollendeter Formmeister“. Wehe dem Stäubchen, das von Voß bis Minckwitz noch irgendwo übrig geblieben! So glaubte schon Platen neu zu sein, weil er die Verskunst künstlerischer triebe als Schiller und Goethe, welche sie angeblich roh getrieben! Platen aber ist wieder von den Plateniden überflügelt und Formkünstler sind entstanden, welche wirklich — mit der Feinheit einer englischen Nähnadelmaschine arbeiten!

Und doch sagt kein Geringerer als Goethe selbst: Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres. Nicht einmal die gepflegteste, sagt Er; nein, er nennt gleich die gefühlteste, d. h. die mit unsern besten Empfindungen gesättigte! Und das sagt er, ein Formkünstler, dessen Formen heute noch gelten und lange gelten werden, dessen Formen ein Werther und Faust mit Gefühl schwellen! Wer kann da noch leben? Möchte sich ein anspruchsvoller Mittelmäßiger nicht gleich aufhängen, wenn so das Handwerk verdorben wird? Der renommierte Mann hat sich diesen ästhetischen Sachverhalt nie im Traume einfallen lassen, vielmehr recht fleißig seinen „Gott im Busen“ gelobt, der alles so schön und gut mache.

Seit Goethe hat kein Dichter mehr ein Wort von solch heroischer Selbstkenntnis und opfervoller Aufrichtigkeit gesprochen. Überrascht und erfreut war ich daher, als ich in Stephan Milows Gedichten (IV. Seite 76) den Vers fand:

Die Hälfte unsers Tuns ist nicht Natur.

Das reicht an Goethes Ethik hinan, an jenen höchsten Punkt, wo der Künstler über seine Kunst hinausgeht und sie durchdringt — mit seinem Gewissen! Diese zwei Aussprüche sind der Kritik eine ganze Ästhetik wert! Sie werfen

ein volles Licht auf den Weg, auf welchem Künstler einer alten Kultur den angeblich „ausgefahrenen Geleisen“ allein wieder Neuheit und Erneuerung abgewinnen können. Mit einem solchen Bewußtsein werden Künstler neu — nicht weil sie neuer sein wollen als ihre Vorgänger, sondern weil sie *wahrer* sein wollen. Wer sich sagt, daß jede Form etwas Unwahres hat, daß die Hälfte unseres Tuns Unnatur, der legt für jeden, welcher geist- und gewissensverwandt mitfühlt und mitversteht, das große Motiv seiner Kunstübung kristallrein und spiegelklar an den Tag. Sein Motiv ist nicht bloß der *Schönheitsdrang*, der selbstverständliche Ausgangspunkt, von dem sich die bildenden Künste auf den Weg machen; sondern womit er den Weg fortsetzt und vollendet, das ist der *Wahrheitsdrang*. Der Empfindungsstoff des menschlichen Herzens ist nur scheinbar der Stoff seiner Poesie; in Wirklichkeit aber ist es der leidenschaftliche Drang, den Empfindungsausdruck der ewig versagten und in keiner Form erreichbaren Wahrheit näher und näher zu bringen. Welch ein Abgrund zwischen diesem Dichter und jenem, der mit seinem „Schönheitssinne“ auf dem rechten Weg und ein Gerechter vor Gott zu sein glaubt! Er hat poetische Empfindungen, also den Stoff; er hat gebildete Ausdrucksmittel, also die Form; was will man mehr? Und so kann er gar nicht begreifen, warum man das alles nicht anerkennt“; sein ganzes Leben vergeht, ohne daß er das große Geheimnis seiner Mittelmäßigkeit errät. Das ahnt er ja nicht, daß seine Formen kaum scheinbar die seinigen sind, und nichts sein als die geistige Kopiertinte und das auf das historische Souffleurbuch feingespitzte Ohr. Noch weniger aber ahnt er, daß die großen Original-Formmeister, die er kopiert und die ihm soufflieren, die Schönheit der Form, die ich schon bei ihm und aus seiner zweiten Hand anerkennen soll, bereits in ihrer ersten mit Mißtrauen betrachtet, ihre Tücke durchschaut, sich vor ihr mehr in acht genommen, als ihren wohlfeilen Verführungen sich hingegeben; kurz, daß sie nicht gedichtet, um schön zu sein und möglichst rasch den Beifall der Schön-

heit einzuheimsen, sondern um wahr zu sein und mit sich selbst fertig zu werden. —

Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres! Die Hälfte unseres Tuns ist nicht Natur!

Wie lange müßte ein Kritiker um die Anatomie seines Ausdruckes ringen, der sich z. B. die Aufgabe gestellt hätte, das lyrische Talent eines Goethe zu charakterisieren! Und hätte er sein Naturgefühl, seine Phantasie, sein Anschauungsvermögen, hätte er alle Strahlungen seines Talentes zur Sprache gebracht und mit schmerzlicher Unzulänglichkeit sich doch nicht ausgesprochen, hätte er noch immer die Kraft nicht genannt, welche alle diese Kräfte in Bewegung setzt und ihre Bewegungen leitet, so stellte sich ihm das letzte Wort augenblicklich ein, wenn er es eben nicht im Talente, sondern in der sittlichen Verfassung suchte. Jetzt aber hieße es: Selbststrenge und Wahrheitssinn.

Und so heißt auch das letzte Wort, womit ich Stephan Milows Charakteristik schließen kann. Liest man einen um den andern seiner vier Gedichtbände durch, so umtönen uns in Erotik, Romantik, Weltschmerz, Landschafterei gangbare lyrische Motive, die schon durch viele Hände gegangen und viele Prägungen erfahren. Und doch könnten wir bei keiner Gelegenheit sagen: das erinnert an Uhland, das an Heine, das an Lenau usw. Ebensowenig aber dürften wir sagen: er reißt sich mit einer so frappanten und schroff klaffenden Originalität von allen Verwandtschaften los, daß die Möglichkeit einer Berührung von selbst ausgeschlossen ist. Da bleibt denn ein Zwischenraum übrig, der durch den ganzen Milow unaufhörlich zu fühlen und just seine Eigentümlichkeit ist, den aber auszusprechen die Kritik verlegen wäre, weil er so fein, so zart geistig ist. Die ästhetische Definition kommt ins Gedränge und nur die sittliche hilft. Unser Lyriker ist genau so neu und so wenig neu, — wie ein ehrlicher Mann! Es gibt glücklicherweise genug ehrliche Leute; keiner ist also „ein Original“: aber keiner erinnert auch an den andern und ist ehrlich, weil er einen andern Ehrlichen nachahmt: jeder ist es

aus seinem Selbst heraus. Er stellt sich dar in einer sittlichen Anlage und er handelt in einem sittlichen Bedürfnisse.

Und in diesem Sinne ist Stephan Milow Dichter. Er hat mit sich und der Welt ins reine zu kommen. Er dichtet keine seiner Zeilen, ohne die Wahrheit zu suchen, und schreibt keine nieder ohne gefundene Wahrheit. Grenzen setzt ihm nur die Form, aber mit der Form um die Wahrheit zu ringen, das eben ist sein Dichtermotiv. Nicht die Schönheit für den äußern Effekt und Ruhm, auch nicht zur innern selbstgefälligen Schwelgerei im Schönheitskultus, sondern weil es ihm Bedürfnis ist, das Wort des Daseins richtig auszusprechen und eine Kraft, die er dazu fühlt, richtig anzuwenden, das braucht kein Aufsehen zu machen; ja auch künstlerische Figur macht es nicht immer. Er hat manche Reflexion von einer Einfalt und Einfachheit, die sehr hübsch — in der griechischen Anthologie wäre, deren Tag aber längst um ist. Nur das fühlt man durch: es war doch ein neuer Tag, der sie ihm brachte, ein Erlebnis, ein konkreter Fall; er mußte sprechen. Und just in diesem drangvollen Muß konnte er vergessen, wo das Ich aufhört und das Nicht-Ich anfängt, vergaß er, wie ich es nennen möchte, zwischen sich und dem Leser die Luftperspektive abzumessen. Dasselbe ist zuweilen in der Erotik der Fall, da wird manches fixiert, was der Zufall brachte, aber vom Zufall auch noch nicht erlöst ist. In seinem lebhaften Sinne für Wahrheit verwechselt er öfters die momentane Wahrheit mit der ewigen Wahrheit, d. h. versäumt er, den Moment mit der symbolischen Formel zu siegeln. Aber gar holdselig ist es nun, wenn der Dichter in ihm die Formel tatsächlich schon gefunden, während es der Künstler noch gar nicht zu merken scheint. Er erlebt zum Beispiel eine „Enttäuschung" (I.), von der er sich sehr mit Recht sagt:

Und hast du falsch in ihr gelesen,
Und hast du falsch auf sie gebaut,
Du liebtest nicht, was sie gewesen,
Du liebtest nur, was du geschaut.

Das ist die Formel. Das können wir alle brauchen und in allen künftigen Fällen es nachsagen. Dabei verweilen wir, der Dichter aber geht ruhig darüber hinweg; die eigene innere Stoßkraft seines Motives nötigt ihm selbst noch zwei weitere Strophen ab, und so steht die obige unter fünfen als dritte, während sie doch jeder Künstler zur Pointe aufgespart hätte.

Aber nun wähle man! Ist uns ein Dichter lieber, der ganz Künstler, der ganz Publikum ist! oder einer, der, wie ein liebenswürdig Zerstreuter, sein Publikum und den Artisten in sich auch vergessen, der, nicht allzu wach für seine äußeren Pflichten, auch ein bißchen traumreden kann?

Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres! Da ist es denn nicht der schlechteste Fall, wenn sich die Gefühlswahrheit überhaupt auch ohne Form einmal ausspricht. Ein Ohne ist freilich nur eine Verneinung, aber diese oft die beste Bejahung. Selbst das geniale, liebetrunkene Klärchen findet das höchste Lob ihres Ritters nur negativ. „Ach, es ist keine falsche Ader in ihm!"

Und in unserem Lyriker auch nicht.

Jean Pauls Werke und der Nachdruck in Österreich.

Mitteilung von

Karl Glossy.

Einer der dunkelsten Punkte in der Geschichte des Geisteslebens im vormärzlichen Österreich war der geringe Schutz des literarischen Eigentums. Das Bestreben, das Buchdruckergewerbe zu fördern, führte zu einer schweren Schädigung der Schriftsteller, die sich, ohne irgend einen Vorteil zu erzielen, den Nachdruck ihrer Werke in Österreich gefallen lassen mußten, falls ihnen nicht etwa durch ein Privilegium die Unverletzlichkeit ihres geistigen Eigentumes zugesichert wurde. Nur wenigen solcher Auserlesenen ward das Glück zuteil, ein Privilegium zu erlangen. Unter den deutschen Klassikern war es nur Goethe, dem durch die Vermittlung des Fürsten Metternich der Schutz gegen den Nachdruck in Österreich zuteil wurde. Schillers Witwe dagegen hatte sich vergebens um ein Privilegium gegen den Nachdruck der Werke ihres Gatten beworben.

Die nachstehenden Aktenstücke betreffen die Bemühungen, auch für Jean Paul ein Privilegium und eine minder strenge Zensur seiner Werke zu erwirken. Jenes blieb der Witwe versagt, diese wurde wenigstens einigermaßen gemildert.

I. Gesuch der Witwe Jean Pauls an Kaiser Franz.

Baireuth, 20. November 1825.

Allergroßmächtigster Kaiser!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Eure Kaiserliche Majestät geruhen Allerhöchst Sich die Bitte einer verwaisten Familie vortragen zu lassen, die vor

Kurzem ihren Vater und Beschützer durch den Tod verlor. Der in ganz Deutschland bekannte und geliebte Dichter und Schriftsteller Jean Paul Friedrich Richter, der der fühlenden Menschheit durch seine unsterblichen Schriften eine höhere Welt aufschloß, ist zu früh für die Welt und seine Angehörigen im 63ten Jahre seines Lebens am 14ten November uns durch die Hand der Allmacht entrissen worden. Eben damit beschäftigt, die erste Ausgabe Seiner sämmtlichen Werke zu veranstalten, wozu er von seiner Nazion und auch vom Auslande dringend aufgefordert wurde und wodurch er im Stande war, einen Lohn seiner vierzigjährigen litterarischen Bemühungen für Sich und die Seinen zu erndten; der Ihm umso nothwendiger war, als eine Erblindung beider Augen ihn des einzigen Glückes, wofür Er lebte, für Wahrheit und Tugend zu schreiben — beraubte. Seine hohe Seele kannte nichts Anderes. Seine auch von Ihro Majestät der allergnädigsten Frau Kaiserin geliebte Schriften sind nun das einzige Erbtheil Seiner Familie. Um es unverkümmert überliefert zu bekommen, müssen wir die Gunst Eurer Kaiserlichen Majestät anflehen, die kürzlich erst dem großen Dichter Goethe für die Herausgabe seiner Schriften gewährt wurde. Wir bitten ebenfalls um ein Privilegium gegen den Nachdruck in Eurer Kaiserlichen Majestät weiten Erbstaaten. Wir zweifeln umso weniger an der Allerhuldreichsten Gewährung unserer demütigsten Bitte, als beide Dichter und Schriftsteller in gleichem Grade um die Bildung und Veredlung der deutschen Nazion Verdienste haben. Eine Überzeugung, wovon ihm während Seines musterhaften Lebens von den Hohen der Erde so oft die Zusicherung gegeben wurde.

In vertrauensvoller Hoffnung, daß Eure Kaiserliche Majestät uns Verwaisten in dieser Hinsicht Vater sein werde, ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlicher Majestät

allerunterthänigste treugehorsamste

Caroline Richter geborene Mayer.

II. König Ludwig von Bayern an Kaiser Franz.

8. Dezember 1825.

Durchlauchtigst=Großmächtigster Fürst,
besonders lieber Vetter, Bruder und Schwager!

Durch das Bittgesuch, welches Ich die Ehre habe, Eurer Kaiserlichen Majestät in der Anlage zu übersenden, waget es die achtungswerthe Wittwe des als Schriftsteller unter dem Namen Jean Paul nicht unrühmlich bekannten Legationsrathes Richter zu Baireuth, dessen geistige Hinterlassenschaft unter Hochdero mächtigen und erhabenen Schutz zu stellen. Da die Werke dieses talentvollen Mannes sich eben so sehr durch ihre rein sittliche und ächt religiöse Tendenz, als durch den genialen Schwung eines ganz eigenthümlichen Geistes empfehlen und vor so vielen andern vortheilhaft auszeichnen, — so habe Ich nicht nur das, für deren nun beabsichtigte Gesamtausgabe bei Mir nachgesuchte Privilegium gerne bewilligt, sondern auch die an Eure Kaiserliche Majestät gerichtete submissieste Bitte seiner Wittwe und Waisen um gleich wohlthätige Begünstigung ihrer Eigenthumsrechte durch gegenwärtige Zeilen unterstützen zu dürfen geglaubt. Wenn Eure Kaiserliche Majestät gebetener Maßen dieses litterarische Unternehmen in dem weiten Umfange Ihrer Monarchie gegen rechtswidrige Beeinträchtigung sicher zu geruhen, so werden die Bittenden, denen der Verstorbene kein anderes Erbe als seinen Ruhm und seine Schriften hinterlassen, solche Gnade mit tiefgerührtem Danke erkennen. Auch Ich werde durch so gütige Berücksichtigung Meines für dieselben eingelegten Vorworts, Eurer Kaiserlichen Majestät Mich aufs neue verpflichtet fühlen und verbinde damit die Versicherungen jener wahren Freundschaft und vollkommenen Hochachtung, womit Ich unausgesetzt verbleibe

Eurer Kaiserlichen Majestät
freundwilliger Vetter
Bruder und Schwager
Ludwig.

III. Promemoria der Bayrischen Gesandtschaft an die geheime Hof- und Staatskanzlei in Wien.

Wien, 15. Dezember 1825.

Die Wittwe des rühmlichst bekannten Dichters Jean Paul Richter hat in einem Bittgesuche Seine des Königs von Bayern Majestät gebeten, bei Seiner des Kaisers von Österreich Majestät das allergnädigste Vorwort einzulegen, daß ihr zur Herausgabe der geistigen Hinterlassenschaft ihres Mannes ein Privilegium ertheilt werden möchte. Seine königliche Majestät haben in dem Schreiben vom 8. Dezember der Bitte zu willfahren geruht und den unterzeichneten Ihren außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister beauftragt dieses Schreiben allerhöchsten Orts zu übergeben. Der Unterzeichnete übergibt daher dasselbe anliegend in Ur- und Abschrift und ergreift mit Vergnügen diese Gelegenheit, um den Ausdruck seiner vollkommensten Hochachtung beizufügen.

Freiherr von Stainlein.

IV. Vortrag des Fürsten Metternich an Kaiser Franz.

Wien, 25. Dezember 1825.

Allergnädigster Herr!

Mittels des ehrfurchtsvoll anverwahrten Promemoria hat der königlich-bayrische Gesandte Freiherr von Stainlein ein gesiegeltes, unmittelbar an Eure Majestät gerichtetes und auch in Abschrift beigeschlossenes Schreiben seiner Majestät des Königs zur weiteren Beförderung an Allerhöchstdieselben vorgelegt, in welchem das Gesuch der Wittwe des in der gelehrten Welt unter dem Namen Jean Paul bekannten und erst vor Kurzem zu Baireuth verstorbenen Legationsrathes Richter um Verleihung eines die Werke ihres Gatten vor dem Nachdrucke in Eurer Majestät Staaten schützenden Privilegiums, empfohlen wird. Da Eure Majestät ohne Zweifel über diesen Gegenstand vorläufig die Wohlmeinung des Präsidenten der Polizei- und Zensurhofstelle Grafen

Sedlnitzky abzuverlangen gesinnt sein dürften, so erbitte ich mir bloß die gnädigste Mittheilung der über diesen Gegenstand geschöpften Allerhöchsten Schlußfassung in deren Gemäßheit ich alsdann so frei sein werde, den Entwurf des an des Königs von Bayern Majestät zu erlassenden Antwortschreibens zur huldvollen Genehmigung zu unterbreiten.

Metternich.

V. Kaiser Franz an den Grafen Sedlnitzky.

Wien, 9. Jänner 1821.

Über beifolgenden Vortrag des Fürsten von Metternich in Betreff des Gesuches der Wittwe des Legationsrathes Richter (Jean Paul) um ein Privilegium gegen den Nachdruck der Schriften ihres verstorbenen Gatten in Meinen Staaten erwarte Ich ohne Verzug Ihre gutachtliche Äußerung mit beigefügter Anzeige, welche politische, sittliche und religiöse Tendenz die Schriften des bezeichneten Schriftstellers haben, wie auch wie dieselben in der hiesigen Zensur bezeichnet wurden.

VI. Bücher-Revisionsamt an die Zensurhofstelle.

20. Jänner 1826.

Das gehorsamst unterfertigte Amt beeilt sich, dem hohen Auftrage vom 18. Jänner dieses Jahres gemäß nachträglich anzuzeigen, daß von Jean Pauls Werken nichts anderes in der österreichischen Monarchie nachgedruckt worden sei, als dessen Vorschule der Aesthetik und daß die sämmtlichen Werke Jean Pauls in keiner Buchhandlung vorräthig sind.

Sartori.

VII. Gutachten des Zensors Franz Ficker über Jean Pauls Werke.

25. März 1826.

Unterzeichneter erstattet hiemit ehrfurchtsvoll seine von der hohen k. k. Polizei- und Zensur-Hofstelle abgeforderte Beurteilung Jean Pauls und der politischen, sittlichen und

religiösen Tendenz seiner Schriften; ferner die Äußerung, ob das von der Witwe Jean Pauls nachgesuchte Privilegium gegen den Nachdruck ertheilt werden könne. — Jean Paul Friedrich Richter ist den ersten Schriftstellern, den ersten Dichtern Deutschlands beizuzählen und in seiner Art einzig in der gesammten alten und neuern Literatur; ja er gehört zu den unergründlichen, räthselhaften Genien, die getadelt und bewundert, ja beinahe vergöttert, verstanden und nicht verstanden, vielleicht erst von der Nachwelt ganz erkannt und gewürdigt werden können. Seine zahlreichen Schriften sind theils politischen, theils philosophischen Inhalts und die ersteren gehören fast sämmtlich der erzählenden Gattung an. Er gebrauchte nie die Versform und doch ist er, was Reichthum der Erfindung und Kraft der Darstellung betrifft, Dichter im ächten Sinne des Wortes. Er verbindet mit dem tiefsten Gefühl eine seltne Fülle der Phantasie, einen unerschöpflichen Witz, mit der tiefsten und reichhaltigsten poetischen Philosophie eine außerordentliche Belesenheit und eine ausgebreitete Bekanntschaft in allen Reichen des menschlichen Wissens; die Geisterwelt und die Natur haben gleichsam alle ihre Schätze in ihm niedergelegt; daher auch seine Schriften einem großen Theile des Publikums, besonders Frauenzimmern, selbst gebildeten nicht ganz verständlich sind. Aber was alle seine Schriften, so verschiedenartig auch ihre Form und ihr Inhalt sein mag, vor allen andern Schriftstellern auszeichnet, ist sein unübertrefflicher Humor; Jean Paul ist der größte und originellste aller Humoristen, selbst vielleicht Sterne nicht ausgenommen; Jean Paul hat wahren Sterlingswitz. Von der andern Seite läßt sich aber auch nicht läugnen, daß sein überaus reicher Humor mitunter unangenehm störend auf den Leser wirkt, daß seine allzureiche Bildersprache und seine Überfülle von Gelehrsamkeit, die sogar eine eigne Clarem Jean Paulianam nötig gemacht hat, ihn öfters zu mißfälligen Arabesken veranlaßten, daß seine dissonanzvolle, gemischte, buntscheckige Schreibart, die er mit der größten Willkühr und Gesetzlosigkeit handhabt,

besonders auf seine Nachahmer nachteilig einwirkte, daß oft durch den falschen Schimmer, durch den Prunk der Rede, durch die gehäuften und nicht selten aus allen, auch den abstrakteren Wissenschaften entlehnten Gleichnisse und Anspielungen jene einfache Gediegenheit, jene ruhige Klarheit und Sicherheit eingebüßt wird, welche ihres Zweckes nicht verfehlen kann, das gesammte Gemüth des Lesers in Anspruch zu nehmen und ebenso kräftig zu erheben, als wohlthätig zu beruhigen. Noch könnte man rügen, daß die im Romane erforderliche Einheit der leitenden Idee in den meisten Werken Jean Pauls dem Leser gewöhnlich entgehe, daß dieser den Faden der Erzählung in den labyrinthischen Irrgängen, auf der exzentrischen Bahn des Verfassers leicht verliere. Doch werden wir dagegen durch höhere Ansichten des Lebens, durch die unnachahmliche Wahrheit des Charakteristischen und durch seine einzige Originalität schadlos gehalten; und wenn die Zeichnung seiner Charaktere, jeden einzelnen betrachtet, schon unübertrefflich fest und richtig ist, so übertrifft er sich selbst noch in ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Einwirkung; und sein Talent für komische Charaktere ist ebenso bewunderungswürdig wie das, was er im Pathetischen und Tragischen zeigt, es steht auf der gleichen Höhe, hat gleichen Umfang, gleiche Tiefe wie dieses. — Nach dieser vorausgesandten Charakteristik Jean Pauls als Schriftsteller gehen wir nun leichter auf die Tendenz seiner Schriften über. Was die sittliche Tendenz derselben betrifft, so kann Jean Paul nicht genug gepriesen, nicht hoch genug gestellt werden. Er war im eigentlichsten Sinne ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen, allem Edeln und Großen, mit reinem Gemüthe huldigte, der Sittenreinheit und Seelenadel im hellsten Lichte darstellte, der der Auflösung sittlicher Grundsätze rastlos entgegenstrebte, der nie die Sinnlichkeit in reizendem verführerischen Gewande zeigte, der nie ans Gemeine streifte. Jean Pauls Tendenz geht immer auf Ideale, das heißt die letzten von der Vernunft gebothenen und von der Phantasie versinnlichten Zielpunkte

aller menschlichen Thätigkeit. Darum führt er seinen Leser so gerne in die große und reiche Natur, und läßt die erhabenen Schauspiele derselben vor seinem Blicke vorübergehn oder befruchtet des Lesers Phantasie mit den Bildern von den Heroen der Menschheit, in welchem Zeitalter, unter welchem Volke, in welchem Gebiete diese auch immer sich unsterbliche Verdienste erwarben. Immer gibt Jean Paul der Phantasie die Richtung aufs Sittliche und nur durch diese Richtung wird das ganze Wesen des Menschen völlig veredelt. — Was die religiöse Tendenz seiner Schriften betrifft, so läßt sich wohl in Wahrheit behaupten, daß über den hohen Werth der Religiosität und über die Erregung derselben von keinem andern Schriftsteller der neuern Zeit so treffende, so tiefergreifende Worte ausgesprochen wurden, als vom Verfasser der Levana. Und that er dies vielleicht bloß in diesem Werke über Erziehung? Wem wäre es unbekannt, daß Jean Paul in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich der seichten Laxität der Gesinnung, und dem frevelhaften Unglauben so mancher seiner schriftstellerischen Zeitgenossen mit edler Kraft widersetzte? Das Heilige ehrte er mit tiefer Ehrfurcht; ihm schwebte es stets klar vor, daß das Heilige als solches nie ein Gegenstand des Komischen werden könne, weil es als solches nicht erscheinen könnte ohne eine vorhergegangene Selbstvernichtung des Dichters und Lesers. Nur wo es verunstaltet worden ist durch Schulbegriffe und durch Volksaberglauben, nur Mißbräuche verschmähte er mitunter nicht, zum Stoffe seiner humoristischen Darstellungen zu machen; aber auch da zerstörte sich sein Komisches nicht etwa selbst wieder durch frivole Einmischung der Sinnlichkeit; auch da richtete Jean Paul, um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, die im Hohlspiegel ruhig und lang auseinander gehende Sinnenwelt gegen die Idee auf und hielt sie ihr entgegen. — Was endlich die politische Tendenz seiner Schriften betrifft, so kann wohl auch der wärmste Verehrer Jean Pauls nicht läugnen, daß dieser ein freisinniger Mann war; und darum sind die

meisten seiner Schriften von der klösterlichen Zensur mit einem „Transeat“, eine mit „Erga schedam“ und zwei mit „Damnatur“ bezeichnet. Jedoch wagt es Unterzeichneter, zur Steuer der Wahrheit auf einige Punkte aufmerksam zu machen, welche unsern Richter, wenn auch nicht ganz rechtfertigen, doch einigermaßen entschuldigen dürften:

1. Muß das Verhältnis des Schriftstellers zu seinem Zeitalter beachtet werden; er schrieb nämlich seine meisten Schriften im letzten Dezennium des vorigen und im ersten des laufenden Jahrhunderts. Dieses Zeitalter darf man leider! mit Grund das revolutionäre nennen, ein wildgährendes, chaotisches Zeitalter. Auch an Jean Paul ging dieses Zeitalter nicht spurlos vorüber. Aber er hielt die Mitte zwischen den Schriftstellern jener Zeit; er wollte und konnte den Schwächen jenes Zeitalters nicht schmeicheln, wie es viele andere gethan; aber ebenso wenig wagte er, wie Fichte u. a. das kühne Unternehmen, es nach eigener Willkühr neu gestalten, es gleichsam auf den Kopf stellen zu wollen.

2. Eiferte Jean Paul stets gegen alle Revolutionen, gegen alle gewaltsamen Neuerungen; nirgends feindete er das monarchische Prinzip an; immer war er dem selbstsüchtigen, leidenschaftlichen, von kleinlichen Nebenabsichten in Bewegung gesetzten Streben des großen Haufens entgegen. Ungeachtet er alles Große und Gute der Menschheit aus dem Heiligthume der Ideale herleitet, spricht er doch seine Überzeugung deutlich aus, daß in der wirklichen Welt alles Gute und Vortreffliche nur allmählich reift, daß jede zu stark exaltierte Kraft durch ihre Wirkungen sich selbst zerstört; Jean Paul wird daher nie Schwärmer bilden für einen Zustand der Welt, der, wie sie ist, nicht eintreten kann, noch Menschenfeinde, die sich einer wohlthätigen Wirksamkeit entziehen.

3. Darf der Humorist nie nach einzelnen Äußerungen, die leicht irrig gedeutet werden können, sondern nach dem Totaleindrucke eines ganzen Werkes beurtheilt werden. Der Humor ist ja jene eigenthümliche Stimmung des Gemüths, worin dieses, das Leben mit dem Ideale vergleichend und

von den Widersprüchen des ersteren bald mehr oder minder tief verwundet, bald zu spöttischer und selbst zu sarkastischer Lache gereizt, seine richtenden Gefühle darüber in einer originellen Mischung des Komischen mit dem Sentimentalen ergießt. Der geniale Humorist geht mit einer höheren (Vernunft-)Ansicht der Dinge an die Betrachtung der Welt und des Lebens; daher spiegeln sich beide im Auge des Humoristen ganz anders als sie dem gewöhnlichen Menschen erscheinen, so daß jener oft mitten in dem Lächerlichen für andere — traurigen Ernst erblickt, in dem Ernste für sie dagegen oft nur Lächerliches und Komisches findet.

4. Sollten sich dessenungeachtet noch einige anstößige Stellen finden, so werden diese unschädlich, weil Jean Pauls Schriften nur den höher Gebildeten ansprechen, dieser aber mit ruhiger Besonnenheit das Gelesene prüft und sichtet.

Was zuletzt die Ertheilung des Privilegiums gegen den Nachdruck betrifft, so glaubt Unterzeichneter in aller Bescheidenheit dafür einrathen zu dürfen, da von der einen Seite die oberste Staatsverwaltung durch Nichtertheilung des Privilegiums wenig gewinnt, indem bisher von den vielen Schriften Jean Pauls nur das Campaner-Thal und die Vorschule zur Ästhetik im österreichischen Kaiserstaate nachgedruckt wurden, von der andern Seite aber durch Ertheilung desselben im In- und Auslande den Ruf der Liberalität gegen ausgezeichnete Geistesprodukte erwirbt. Franz Ficker.

VIII. Die Witwe Jean Pauls an den Grafen Sedlnitzky.

Bayreuth, 15. Juni 1826.

Gnädiger Herr Graf!
Hochzuverehrender Herr Polizeiminister!

Entschuldigen Euer Exzellenz die Freiheit, welche ich in diesem Augenblick zu nehmen mich erkühne, mit dem Drang der Verlegenheit, in der die Verlassenen eines verdienstvollen Mannes sich befinden. Die Familie Jean Paul Friedrich

Richters, dessen Schriften jetzt in einer Gesammtausgabe zu erscheinen schon angefangen haben, bekam durch die eigenhändige Vermittlung Sr. Majestät des Königs von Bayern von Sr. Kaiserlichen Majestät dem allergnädigsten Kaiser von Österreich, die hohe Versicherung eines Privilegiums gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks der Jean Paul'schen Werke für alle Erbstaaten dieses mächtigen Kaiserreiches. Herr Minister von Stainlein, welcher sich gütig für diese Sache verwendet hat, gab mir herablassend die Nachricht, daß Ew. Exzellenz mit dem Gutachten über die Zensurgerechtigkeit dieser Werke höchst gnädig beschäftigt würden und daß die mühevolle Aufgabe der Kenntnis der Werke das einzige Hindernis der Ausfertigung des Allergnädigsten Kaiserlichen Privilegiums sei. Die gewisse Überzeugung, daß einer der edelsten und nur für die Tugend und Wahrheit lebenden Menschen, der hohe Mann, dessen Gattin zu sein ich das unaussprechliche Glück hatte, nie etwas anderes als zum Wohle, zur Aufrechthaltung der Ordnung, der Gesetze, der Ehrfurcht für edle Fürsten, geschrieben habe, konnte mich über den Erfolg unseres unterthänigsten Anliegens beruhigen, und das persönliche Wohlwollen Ihrer Majestät der Frau Kaiserin von Österreich ließ mich hoffen, daß man bald die verwaisten Abkömmlinge dieses für die Menschheit viel zu früh heimgegangenen Genius durch eine öffentliche Verfügung einer zu ihrem Wohle so höchst nöthigen Sicherstellung ihrer Eigenthumsrechte (an Jean Pauls geistiger Hinterlassenschaft das einzige, materielle Erbe dieses uneigennützigen Mannes) beschützen würde. Gewiß hege ich keinen Zweifel in dieser allerhuldreichsten Gesinnung, da ja das schöne Beispiel an „Goethe“ die Liberalität der Kaiserlich-Österreichischen Regierung ausspricht, allein vielleicht hindern zufällige Stockungen die Bestätigung der uns verheißenen Gnade, und die hohen Lenker unserer Angelegenheit wissen nicht, wieviel trotz allen uns bis jetzt von den deutschen Mächten: Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen, Hessen, Baden verliehenen und ausgefertigten Privilegien, auf das Alle überstrahlende Österreich

ankommt und wie es zu bedauern ist, wenn nicht gleich beim Erscheinen dieser Ausgabe die Privilegien den Werken vorgedruckt werden. Die unglückliche und gekränkte Familie des hohen Dichters hat ohnehin zahllose Kämpfe gegen literarische Raubvögel zu bestehn, indem man sich voluminöse Auszüge zu 6 Bänden erlauben wollte. Auf meinen unterthänigsten Antrag haben Preußen, Hessen und Sachsen in ihren Privilegien namentlich das Verbot von Auswahl und Auszügen mit aufgeführt, um welches auch bei der Abfassung des huldvollen Kaiserlichen, ich Ew. Exzellenz Menschenfreundlichkeit zu bitten mich erkühne. Eine Familie wird Sie dankbar segnen, wenn Sie die Kühnheit dieser Bitte verzeihen der trauernden Wittwe und den verwaisten Kindern Jean Pauls.

Caroline Richter geb. Mayer.

IX. Dr. Ernst Förster, Schwiegersohn Jean Pauls, an Kaiser Ferdinand.

München, 15. Mai 1845.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser!
Allergnädigster Kaiser und Herr!

Der allerunterthänigst Endesunterzeichnete naht sich in tiefster Ehrfurcht dem Throne Ew. k. k. Majestät, um eine allerunterthänigste Bitte vertrauensvoll Ew. k. k. Majestät vorzutragen. Nach einer früheren, noch zu Kraft bestehenden Verordnung der k. k. österreichischen Regierung sind die Schriften meines im Jahre 1825 zu Baireuth verstorbenen Schwiegervaters, des Legationsrathes Jean Paul Friedrich Richter in den k. k. österreichischen Staaten in die Reihe der verbotenen Bücher gestellt. Unbekannt mit den Motiven dieser Verordnung aus vergangener Zeit gebe ich mich der Hoffnung hin, daß sie großentheils durch die fortschreitende allgemeine Bildung des Volkes, vornehmlich aber durch die hochgerühmte, auf alle geistige edle Thätigkeit sich erstreckende Milde Ew. Majestät von ihrem früheren Gewicht verloren haben dürften. Wenn das Urtheil der Geschichte dem Verfasser des Hesperus

und Titan eine der ersten Stellen unter den Schriftstellern deutscher Zunge anweist, wenn die Theilnahme der Gebildeten für ihn im In- und Ausland um seiner Geistesfülle und hohen Moralität bis jetzt noch immer gestiegen, wenn ein deutscher, Ew. Majestät so nahe befreundeter Fürst, als Seine Majestät der König von Bayern eben dieses Dichters kolossale Marmorbüste in der Ruhmeshalle seines Volkes aufstellt und ihm in einer der Städte seines Reichs ein ehernes Standbild errichtet; wenn auf den Antrag aber desselben Fürsten die hohe deutsche Bundesversammlung die Gesammtausgabe der Werke des Dichters unter den sichernden Schutz gegen Nachdruck stellt; — so darf wohl der alleruntertänigst Endesunterzeichnete im Namen der Hinterbliebenen dieses Dichters und im Vertrauen auf den hochherzigen Schutz, dessen sich Kunst und Wissenschaft von Ew. k. k. Majestät zu erfreuen haben, die alleruntertänigste Bitte wagen: Ew. k. k. Majestät mögen das gegen Verbreitung der Schriften Jean Pauls in den k. k. Österr. Staaten bestehende Verbot aufzuheben und namentlich in Bezug auf die bei Reimer in Berlin erschienene Gesammtausgabe derselben außer Kraft zu setzen allergnädigst geruhen.

Der ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht Ew. k. k. Majestät
alleruntertänigster
Ernst Förster, Dr. phil.
Redakteur des Kunstblattes.

X. Gutachten Johann Gabriel Seidls.

23. Juli 1845.

Bücher-Revisions-Amt!

Indem ich dem an mich ergangenen Auftrage, über die Räthlichkeit einer Änderung der bisherigen Zensurbehandlung von Jean Pauls gesammten Werken eine gutachtliche Äußerung abzugeben, hiermit nachzukommen mich beeile, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß in einigen Schriften Jean Pauls, namentlich in Band 1 und 2 (Die unsichtbare Loge I, S. 20—27,

68—70, 76 u. s. w., II, 111—117, 195 u. s. w.), in Band 9 (Grönländische Prozesse, S. 73—90, 90—97, 127—129), in Band 11 und 12 (Siebenkäs), in Band 32 (Politische Nachklänge, S. 40, 96—102, 127—129, 143—147, 155—159, 268—304 u. s. w.) und in Band 33 (Selina, S. 162—175) allerdings Manches vorkommt, wodurch ein Verbot derselben als sattsam motiviert erscheinen mochte. Das Zensurwidrige dieser angedeuteten Einzelheiten bezieht sich zunächst 1. auf religiöse, 2. auf politische Gegenstände. Ungeachtet dieser zensurwidrigen Stellen, deren Existenz sich nicht wegläugnen läßt, dürfte es, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, dennoch unbedenklich sein, das Zensurverbot der Gesammtwerke Jean Pauls dermahlen unter gewissen Beschränkungen aufzuheben, und zwar: I. hinsichtlich der nunmehrigen Ungefährlichkeit der in denselben vorkommenden Zensurwidrigkeiten; II. hinsichtlich der Umstände, unter welchen die in Rede stehenden Werke jetzt erscheinen und III. hinsichtlich des Charakters der Jean Paul'schen Schriften überhaupt. — ad I: Die politischen Räsonnements Jean Pauls beziehen sich größtentheils und zunächst nur auf Zustände seiner Zeit, welche schon eine vergangene ist, auf den Ahnenstolz der kleinen souveränen Fürsten jener Periode, auf die lächerlichen Prätensionen in seiner nächsten Umgebung (Baireuth, Hof u. s. w. sub ficto nomine: Scherrau), auf soziale und staatliche Verhältnisse, welche, seit die Drangepoche der Napoleonischen Zwangherrschaft über Deutschland hingebraust, längst umgestellt und antiquiert sind; und selbst dort, wo das von ihm Gesagte noch auf die Gegenwart seine Anwendung finden könnte, gibt er nicht Theorien, sondern nur aphoristische Bemerkungen, freimüthig, ohne aufreizend, kaustisch, ohne hämisch, schlagend, ohne destruktiv zu sein; mehr naiv, als absichtlich; mehr nebenhin im Sichgehenlassen seiner Phantasie, als aus kalter Berechnung. — b) Auch Jean Pauls Ansichten über religiöse Gegenstände sind keine Doktrinen, keine Werbungen für ein System, keine böswilligen, auf Proselytenmacherei abzweckenden Ausfälle, sondern nur humoristische Marotten, Absprünge vom Erhabenen

auf dessen Kehrseite, witzige Angriffe gegen Übertriebenheiten, Fulgurationen eines leicht erregbaren Spottzornes über Formen und Sonderbarkeiten, welche ihm, seiner eigenthümlichen poetischen Welt- und Lebensanschauung gemäß, als Karrikaturen des Heiligen erscheinen, wobei stets zu bedenken kommt, daß er als Protestant spricht, und zwar als solcher, welcher die eigene Konfession nicht schont, wenn sie in manchem seinen individuellen Ansichten nicht entspricht. So rauh aber oft die Schale ist, so schmackhaft ist immer der Kern; seine Tendenz ist jederzeit eine edle und wahrhaft religiöse, seine Gesinnung die unbedenklichste und lauterste. — Wenn aber unter 33 Bänden eines als klassisch anerkannten Schriftstellers nur in 7 Bänden, also kaum in einem Fünftheile seiner Gesammtwerke, einzelne Stellen zensurwidrig sind, und diese Zensurwidrigkeit selbst sich als eine völlig folgenlose herausstellt, so dürfte dieses Übergewicht des Nützlichen über das Bedenkliche doch hinreichen, um die Existenz jener Zensurwidrigkeiten, wenigstens bei einem Gesammturtheile, zu ignorieren. —

ad II. — a) Der Reiz der Neuheit ist bei Jean Paul schon vorüber und daher nicht mehr jener gewaltige Eindruck auf Publikum und Kritik zu gewärtigen, welchen das erste Erscheinen eines genialen Produktes hervorbringt. — b) Eine Gesammtausgabe ist mehr für Bibliotheken, als für den lebhaften Verkehr von Hand in Hand bestimmt. — c) Eine Sammlung von 33 Bänden ist so kostspielig, daß an eine ungewöhnliche Verbreitung derselben unter den unbemittelteren Ständen, für welche, insofern sie in der Regel auch die minder gebildeten sind, Einzelnes in Jean Pauls Schriften nachtheilig sein könnte. — d) Endlich ist Jean Paul den wahrhaft Gebildeten, denen es ein Bedürfnis war, einen der größten Schriftsteller der deutschen Nation ganz zu kennen, so allgemein bekannt, daß die Möglichkeit, seiner Werke auf gesetzlichem Wege habhaft zu werden, eine kaum merkliche Steigerung der Nachfrage nach denselben hervorrufen dürfte.

ad III. — Jean Paul ist durchaus kein populärer Schriftsteller und wird und kann es nie werden. Die Gründe

hiefür liegen zu offen am Tage, als daß ich sie hier näher zu erörtern brauchte. Der Halbgebildete fühlt kein Verlangen, ihn zu lesen, oder wirft ihn gewiß, wenn er schon darnach griff, nach Durchlesung weniger Seiten, als ungenießbar wieder bei Seite. Für das große Publikum bedürfen daher Jean Pauls Werke an und für sich keines Verbotes; sie verbieten sich ihm von selbst: für dies hat Jean Paul sich, so zu sagen, sein „erga schedam“ selbst besser ausgestellt, als irgend eine Behörde es könnte. Für das wahrhaft gebildete Publikum waren aber seine Werke ja auch bisher, selbst auf gesetzlichem Wege, zugänglich, indem, wie aus den beigebogenen früheren Reichen ersichtlich ist, die Bände 1 und 2 sowie Band 9 mit „Transeat“ ohne Bewilligung für Leihbibliotheken, (l. A.), die Bände 11 und 12 mit „Admittitur“ (?) (l. A.) und Band 32 sowie Band 33 allein mit „Erga schedam“ (l. B. & C.) belegt waren, mithin dem Gebildeten nicht verweigert wurden, wenn er zu seinem persönlichen Gebrauche darum ansuchte. Wenn also ein Verbot für den Ungebildeten überflüssig, für den Gebildeten aber ohne merklichen Einfluß ist, wenn dieses Verbot nur ein Fünftheil eines Werkes betrifft und an und für sich nie ein Verbot des höchsten Grades war, so dürfte die Ausdehnung eines milderen Decisums auf sämmtliche Bände dieses Werkes gewiß nur für eine höchst unerhebliche Modifikation gelten. Wenn ich mir daher auch nicht getraue, für Jean Pauls Schriften auf reines „admittitur“ anzutragen, weil dadurch die Hohe Stelle sich mit den angedeuteten, unleugbar nicht zensurgemäßen Stellen für einverstanden erklären würde, so nehme ich doch keinen Anstand, meine gutachtliche Äußerung dahin zu stellen, daß, mit Berücksichtigung des ausgezeichneten literarischen Werthes von Jean Pauls Schriften, im Entgegenhalte mit den darin vorkommenden, ihrer augenscheinlichen Folgenlosigkeit wegen derzeit ungefährlichen Zensurwidrigkeiten, 1. die vorliegende Gesammtausgabe der Jean Paul'schen Schriften in Zukunft auf „Transeat“ mit Bewilligung für Leihbibliotheken gestellt werden wolle, jedoch vorsichtshalber 2. die Bände 1, 2, 9 (11, 12) 32 und 33

dieser Gesammtausgabe von der Zulässigkeit zum Leihbibliotheken-Gebrauche ausgeschlossen bleiben und auch im Einzelverkaufe vorläufig noch, wie bisher, behandelt werden mögen. Hieraus folgt als Resultat: Gesammtausgabe von Jean Pauls Schriften in 33 Bänden (Berlin, bei G. Reimer 1840). — Transeat (und für den Leihbibliotheken-Gebrauch zulässig mit Ausschluß der Bände 1, 2, 9 (11, 12) 32 und 33, insofern 11 und 12 bisher wirklich mit „admittitur" belegt waren, wie solches aus Beilage A hervorzugehen scheint).

Einzeln:

Jean Paul, Die unsichtbare Loge (1. und 2. Bd.),
— — Grönländische Prozesse (9. Bd.),
— — Siebenkäs (11. und 12. Bd.),
— — Politische Nachklänge (32. Bd.),
— — Selina (33. Bd.)

zu behandeln wie bisher.

Johann Gabriel Seidl,
k. k. Kustos und Zensor.

XI. Bericht des Bücherrevisionsamtes an die Zensurhofstelle.

10. Oktober 1845.

Hochlöbliche k. k. oberste Polizei- und Zensurhofstelle!

Das angeschlossene, der allerhöchsten Bezeichnung seiner Majestät gewürdigte Gesuch des Dr. Ernst Förster in München um Aufhebung des Zensurverbotes der Werke seines Schwiegervaters, des verstorbenen Legationsrathes Jean Paul Friedrich Richter, wurde dem ehrfurchtsvoll gefertigten Bücherrevisionsamte mit dem hohen Auftrage zugestellt, sich unter Anschluß sämmtlicher, über die Werke des genannten Schriftstellers gepflogenen Zensurverhandlungen und nach Einholung eines neuerlichen Zensur-Gutachtens über die wenigen mit Verbot belegten Schriften desselben Autors, gutachtlich zu äußern, ob und inwiefern eine Änderung der bisherigen Zensurbehandlung der gesammten Werke desselben zulässig und mit

Berücksichtigung des ausgezeichneten literarischen Werthes von Jean Pauls Schriften, im Entgegengehalt mit den darin vorkommenden Zensurwidrigkeiten, räthlich erscheinen dürfte. Aus den beigebogenen Zensurzetteln, welche den Zeitraum vom Jahre 1797 bis 1845 umfassen[1]), geruhe die hohe Hofstelle zu entnehmen, daß unter den zahlreichen, 33 Bände ausfüllenden Werken des seligen Verfassers nur folgende, nämlich: „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“ — „Die unsichtbare Loge“ — „Grönländische Prozesse“ — „Quintus Fixlein“ — „Zerstreute Blätter“ — „Selina“ — und „Politische Nachklänge“ mit dem Verbot belegt und bisher mit Erga schedam behandelt wurden. Alle übrigen sind erlaubt und einzeln genommen, theils mit admittitur, theils mit transeat erledigt. Die Gesammtwerke desselben wurden jedoch bisher stets zu den verbotenen gezählt und nur gegen Überreichung von Scheden von Fall zu Fall bewilligt. Was nun die vorliegende Frage betrifft, ob und inwiefern eine Änderung der bisherigen Zensurbehandlung Jean Pauls zulässig und räthlich erscheinen dürfte, glaubt das gehorsamst unterzeichnete Revisionsamt Folgendes bemerken zu können: Jean Paul Friedrich Richter gehört zu den wenigen Schriftstellern des deutschen Volkes, welchem die Nation bereits seit dreißig Jahren seinen unmittelbaren Platz neben den beiden größten Klassikern deutscher Zunge, neben Schiller und Goethe, angewiesen hat. Wenn die hohe Hofkanzleiverordnung vom 10. Februar 1792 dem Zensor die Befugnis einräumt, und es ihm zur Pflicht macht, bei Beurtheilung einer Schrift in Zensurbeziehung, um den rechten Standpunkt zu gewinnen, auch die Kritik in literarischer Beziehung beizufügen: so tritt bei einem Autor von so außerordentlichem Talente und von so umfassender Wirkung auf den Gang und die Ausbildung der gesammten deutschen Literatur vorzugsweise die Nothwendigkeit ein, denselben nicht in abrupter Weise nach einzelnen fragmentarischen Stellen gleich einem schnell auftauchenden und ebenso

[1]) Siehe Nr. XII.

plötzlich wieder verschwindenden Modeschriftsteller zu behandeln, sondern die eigentliche Richtung und den allgemeinen Einfluß seines Geistes im Zusammenhange zu untersuchen, um ein gründliches Urtheil abgeben zu können. Die gutachtlichen Äußerungen der Zensoren über Jean Pauls Werke aus der frühesten Zeit, wie selbe aus den Zensurzetteln vom Jahre 1797 ersichtlich sind, scheinen veraltet und wurden seither durch den ungeheuern Erfolg, welchen Richters literarische Erzeugnisse, nicht bei dem frivolen Theile der Lesewelt, sondern in den höchsten und edelsten Ständen Deutschlands gefunden, hinlänglich widerlegt. Der Zensor Engel sagt unterm 12. Jänner 1797 von Jean Pauls „Blumen-, Frucht- und Dornstücken“: „Mir ist schon lange keine zeitverderbendere und unsinnigere Lektüre in die Hände gekommen, als dieses Buch!“ — Diese Ansichten über einen Mann von so unbestreitbarem Verdienste auf dem Felde der Literatur haben sich mit den fortschreitenden Zeiten wesentlich geändert. Der Zensor Kuffner spricht sich in seiner Äußerung vom 17. Februar 1842 über die Gesammtwerke Jean Pauls 1.—14. Bd. folgender Weise aus: „Gott und Moral finden keinen innigern Verehrer als ihn. Deutschland zählt ihn zu den Sternen vom ersten Rang in der Literatur. Europa kennt ihn und achtet ihn. Hätte ich zu entscheiden, ich würde ihn frei erlauben: ich kann daher nur auf die Erledigung mit admittitur, höchstens mit transeat antragen.“ — Noch ausführlicher und günstiger äußert sich der Zensor J. G. Seidl in seinem Berichte vom 23. Juli d. J. an das gefertigte Zentralamt und hebt besonders den Umstand heraus, daß die politischen Raisonnements Jean Pauls sich größtentheils und zunächst auf Zustände seiner Zeit beziehen, welche eine v e r g a n g e n e ist, auf den Ahnenstolz der kleinen souverainen Fürsten jener Periode, auf soziale und staatliche Verhältnisse, welche seit jener Napoleon'schen Drangepoche längst umgestaltet und antiquiert sind. Mit Recht bemerkt Seidl, daß Jean Paul selbst dort, wo das von ihm Gesagte noch auf die politische Gegenwart seine Anwendung finden könnte, keine Theoreme,

sondern nur freimüthige aphoristische Bemerkungen gebe, welche, ohne destruktiv zu sein, mehr naiv als absichtlich, mehr nebenhin im Sichgehenlassen seiner Fantasie zum Vorschein kommen. Seidl sagt ferner: „Auch Jean Pauls Ansichten über religiöse Gegenstände sind keine Doktrinen, keine Werbungen für ein System, keine böswilligen auf Proselitenmacherei abzweckenden Ausfälle, sondern nur humoristische Marotten, Absprünge vom Erhabenen auf dessen Kehrseite, witzige Angriffe gegen Übertriebenheiten, Fulgurationen eines leicht erregbaren Spottzornes über Formen und Sonderbarkeiten, welche ihm, seiner eigenthümlichen poetischen Lebensanschauung gemäß, als Karrikaturen des Heiligen erscheinen. So rauh aber oft die Schale ist, so schmackhaft ist immer der Kern, seine Tendenz ist jederzeit eine edle und wahrhaft religiöse, seine Gesinnung die unbedenklichste und lauterste. — Wenn aber unter dreiunddreißig Bänden eines als klassisch anerkannten Schriftstellers nur in 7 Bänden, also kaum in einem Fünftheile seiner Gesammtwerke einzelne zensurwidrige Stellen vorkommen und diese Zensurwidrigkeit selbst sich als eine völlig folgenlose herausstellt: so dürfte dieses Übergewicht des Nützlichen über das Bedenkliche doch hinreichen, um die Existenz jener Zensurwidrigkeiten wenigstens bei einem Gesammturtheile zu ignorieren."

Diesem, aus dem in Folge hohen Auftrags eingeholten Gutachten, angeführten Urtheile des Zensors in literarischer und zensurämtlicher Beziehung glaubt das ehrerbietigst gezeichnete Amt nachfolgende Betrachtungen beifügen zu dürfen. Es ist nicht zu läugnen, daß sowohl in den erwähnten sieben verbotenen Werken des Verfassers als auch in anderen erlaubten Schriften desselben hie und da Stellen vorkommen, welche aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und einseitig aufgefaßt, allerdings den allerhöchsten Zensurvorschriften zu widersprechen scheinen. Jean Paul ist aber ein so durch und durch eigenthümlicher Dichter, seine originelle Darstellungsweise ist so voll von Ironien, so reich an Gedanken, so strotzend von Geist und Witz, daß man bei Beurtheilung

desselben einen ganz verschiedenen Maßstab anzulegen gezwungen ist, als bei jedem anderen Schriftsteller. Durch eine Fülle von Bildern und Vergleichen weiß er den Leser in die Stimmung zu versetzen, welche er benöthigt, um ihm oft die erhebenden Lehren der Tugend und Religion deutlich zu machen. Nach sarkastischen, drolligen, beinahe burlesken Absprüngen entwickelt sich oft bei ihm ein Bild voll Hoheit und Würde. Daß ein Schriftsteller von so seltenen Eigenschaften von mehreren Seiten eine verschieden geartete Beurtheilung erfahren mußte, kann Niemanden befremden. In allen seinen Werken ist aber eine unversiegbare Quelle jener tiefen Lebensweisheit und erhabener Sittenlehre, welche ihn seit lange zum Liebling aller edeln und denkenden Geister der deutschen Nation gemacht hat. Kein Autor unserer Sprache setzt eine so bedeutende Vorbildung, so viele und mannigfache linguistische Kenntnisse voraus, um verstanden zu werden, als Jean Paul. Keiner fordert von seinen Lesern ein so inniges Vertrautsein mit der Literatur im Allgemeinen, so wie besonders mit den literarischen Zuständen jener Zeit, worin die Werke geschrieben wurden. Aus diesem Grunde sind seine Bücher den untern Ständen, den Halbgebildeten und allen jenen Lesern, die ernste Studien scheuen, gänzlich unzugänglich. Daher dürften die bedenklichen Stellen für die Masse der Alltagsleser wegen ihrer Unverständlichkeit vollkommen unschädlich erscheinen. Auch ist die Anschaffung der sämmtlichen voluminösen Werke Jean Pauls mit so bedeutenden Kosten verbunden, daß die Verbreitung derselben, abgesehen davon, daß sie niemals populär werden können, kaum große Fortschritte machen wird. Die letzte vom Bittsteller Dr. Ernst Förster besorgte Berliner Ausgabe kostet 24 Thaler oder 36 fl. in Konventions-Münze. Es ist in Folge dessen nur dem Bemittelten möglich, sich ein Werk von so bedeutendem Werthe anzuschaffen. Dem ehrfurchtsvoll unterzeichneten Amte erübrigt noch von einem Umstande zu sprechen, welcher bei einem Schrifsteller ersten Ranges am allerwenigsten außer Acht gelassen werden darf und dessen nähere Besprechung vielleicht am besten geeignet

sein dürfte, den unsterblichen Dichter von dem Verdachte zu reinigen, als hätte er in seinem Leben und seinen Schriften aufregenden und subversiven Ansichten gehuldigt. Es ist Jean Pauls persönlicher Charakter und seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten und höchsten Personen aus den fürstlichen Familien Nord- und Süddeutschlands. Jedermann kennt sein Verhältnis zu den drei Prinzessinen von Kurland, welche den Verewigten ihren Lehrer und Freund genannt haben. Ebenso offenkundig ist es, mit welcher Auszeichnung derselbe stets von dem herzoglich-Hildburghausenschen und großherzoglich-Weimar'schen Hofe behandelt, und wie er in die höchsten Kreise dieser regierenden Familien gezogen wurde. Weniger bekannt im großen Publikum sind die nahen Beziehungen, in welchen er zu dem königlich-preußischen Hofe gestanden, und wie er von Seite Ihrer Majestät, der verewigten Königin Luise der höchsten Gnade und Theilnahme gewürdigt wurde. Wie ist es möglich, daß ein Mann, welcher solcher Auszeichnung theilhaftig geworden ist, daß ein Schriftsteller, der sich sein ganzes Leben lang durch den edelsten Patriotismus und durch echtdeutsche Gesinnung bemerkbar machte, in seinen Schriften, welche den innigsten Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle bilden, sich verderblichen Tendenzen hinzugeben vermochte? Von denselben Ansichten scheint der König von Bayern geleitet worden zu sein, als er, wie Bittsteller in seinem vorliegenden Gesuche an Seine Majestät den Kaiser ausdrücklich anführt, eben dieses Dichters kolossale Marmorbüste in der Ruhmeshalle seines Volks (der Walhalla) aufzustellen und ihm in einer der Städte seines Reichs (zu Baireuth) ein ehernes Standbild zu errichten befahl. Ebenso hat die hohe deutsche Bundesversammlung auf Antrag des Königs von Bayern, seines angestammten Fürsten, den Werken desselben schon früher den Schutz gegen den Nachdruck verliehen. Mit Hinblick auf die angeführten Thatsachen, mit besonderer Berücksichtigung der ganz eigenthümlichen Unzugänglichkeit der Werke Jean Pauls für die halbgebildeten Leser und in Erwägung des Umstandes, daß es sich hier nur um die

Rehabilitierung eines der ersten Klassiker der deutschen Nation handle, glaubt das unterthänigst gefertigte Amt sich veranlaßt, Eingangs erwähnte, Allerhöchstenorts überreichte Gesuch des Dr. Förster mit dem gehorsamsten Antrage auf admittitur für sämmtliche Werke Jean Paul Friedrich Richter's und zwar mit alleiniger Beschränkung der Ausstellung in Leihbibliotheken ehrfurchtsvoll unter Rückschluß der Kommunikate wieder vorzulegen. Hölzl.

XII. Zensurgutachten.

(Paul Jean. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten H. N. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Erstes Bändchen. Berlin 1796.)

12. Jänner 1797.

Mir ist schon lange keine zeitverderbendere und unsinnigere Lektüre in die Hände gekommen, als dieses Buch. Es enthält dabei auch politisch- und religiös-anstößige Witzeleien und wird daher mit Nutzen der Literatur selbst verboten werden können. Von Literatoren kann es nebst mehreren anderen zum Beweise gebracht werden, daß in Berlin doch noch weit schlechtere und non-sensibilische Sachen erscheinen, als in dem von den Berlinern verlästerten Wien. D. Engel.

(Dasselbe. 2. und 3. Bändchen. Berlin 1797.)

Mai 1797.

Der unnützige Stoff in diesem Werke sowohl, als die Unverständlichkeit des Vortrages und unanständige Satyren wider manche Religionspersonen scheinen meines Erachtens auch diese 2 Theile desselben zum Verbothe zu eignen. Zanser.

(Paul Jean. Die unsichtbare Loge. Eine Lebensbeschreibung. Berlin 1822. Reimer. 1. Theil. 2. verbotene Auflage.)

14. Februar 1822.

Die erste Auflage dieses Werkes erhielt das Toleratur wahrscheinlich deshalb, weil dieses Buch sehr viele sarkastische Bemerkungen über Fürsten, Hofverhältnisse, höhere Stände

und Staatsverwaltungen enthält. Beweisstellen finden sich: S: 27. Ahnen-Preiskourant; S: 104. Sind die Weiber Päbstinnen? — S: 227. Die Regalien; S: 329 über die Großen; S: 345. Das Fürstenthum Scherrau etc. etc. Die unsichtbare Loge wird dieser Roman betitelt, weil ein junger Mensch nach der Grille seines Vaters (S. 39) unter der Erde erzogen wird. Das nicht mehr übliche Toleratur kommt in die Erledigung Erga Schedam zu verwandeln. Kuffner.

(Grönländische Prozesse oder satirische Skizzen von Jean Paul. 1. und 2. Bändchen. 2. Auflage. Berlin 1822. Voß.)

22. März 1822.

Eine Jugendarbeit Jean Pauls, die bloß für den Literaten einiges Interesse hat. Mehrere Stellen, besonders Art. II., III. und VI. eignen sie zu der Beschränkung erga schedam. Schreyvogel.

(Jean Pauls sämmtliche Werke. I. Lieferung. 1.—3. Bd. Die unsichtbare Loge. 4. Bd. Quintus Fixlein. 5. Bd. Grönländische Prozesse. Berlin bei G. Reimer 1826.)

Wien, den 16. Juni 1826.

Die unsichtbare Loge ist dem Titel nach eine Lebensbeschreibung, im Grunde aber nichts anderes als eine der bittersten Satyren auf die höheren Klassen der menschlichen Gesellschaft; hier ist es aber, wo das unerschöpfliche Genie des Verfassers in seiner riesenmäßigen Größe sich zeigt; diese Ideenfülle und besonders die ihm ganz eigenthümliche, in jede andere Sprache unübertragbare Diktion machen diese Lebensbeschreibung nur einem sehr beschränkten Theil der Leser genießbar. In Hinsicht der anstößigen Stellen hat der 1. Band die meisten, z. B. S: 52—59 (Extrablatt), 71 bis 73 (Päbstinnen) u. a. m., der 2. Bd. am wenigsten, der 3te mehrere, S: 100 .... 4. Bd. Das Leben des Quintus Fixlein S: 141. (Pabst- und Lutherthum). S: 158. (Die 4 bekannten Huren im Stammbaum Christi von Matthäus). S: 226. (Fürsten, Kardinäle und Heilige u. a. m.). 5ter Band.

Nur der Brief über Weiber und Stutzer S: 89—115 verursacht das Damnatur; der Inhalt desselben ist schmutzige Frivolität. Der Brief eines lutherischen Theologen S: 66 bis 81 erträglich. Die übrigen Aufsätze weit weniger anstößig als die ersten 4 Bände. Joseph Berger.

(Richter [J. P. F.]. Zerstreute Blätter. Gesammelt durch H. v. Hohenlinden. 2 Bändchen. Leipzig 1826. Schmidt.)

2. November 1826.

Diese gesammelten Aufsätze Jean Pauls sind aus dem Morgenblatt 1816—24. Taschenbuch für Damen der Abendzeitung und der Zeitung für die elegante Welt; jene des Morgenblattes, welche ⅔ des Ganzen einnehmen, sind die anstößigsten. Die Ausfälle sowohl in religiöser als politischer Hinsicht sind zu häufig, um alle bezeichnen zu können.

1. Band. S: 14. 19. 88—102. (polit. und relig.) 140. 305 (Luther), 308—309. 2. Band. S: 17—24. (Minister u. s. w.) 134—139. (Griechen.) 220—223 (Luther.) 233. 253. u. m. a. in beiden Bänden. Joseph Berger.

(Paul Jean. Selina oder über die Unsterblichkeit. 1. 2. Theil. Stuttgart und Tübingen. 1827. Cotta.)

23. August 1827.

Diese Selina, welche im 2. Band Seite 27 endigt, enthält viel Satyrisches, denn der Teufelsadvokat disputiert gegen Theologen und Philosophen. Im 1. Theil kommt auch der Freiheitskampf der Griechen einige Mahle vor. Der Selina folgen bis zum Ende des 2. Theiles Aphorismen. Joseph Berger.

(Richter [Jean Paul Friedrich]. Zerstreute Blätter, gesammelt durch H. v. Hohenlinden. 1. 2. Band. Leipzig 1826. Schmidt.)

4. August 1828.

Mehrere der hier befindlichen Aufsätze, besonders aber im 1. Bande: Wünsche sind Luthers Denkmahl S. 229 bis 237 und im 2. Band: Vermählung der zwei höchsten Mächte der

Erde nebst der päbstlichen Traurede sind durch ihre heftige Vertheidigung des Lutherthums und ihre Ausfälle gegen die katholische Religion im höheren Grade anstößig. Deinhardstein.

(Paul Jean. Politische Nachklänge. Heidelberg 1832.)

18. April 1832.

Insbesondere wegen des Artikels Preßfreiheit, worin Grundsätze zur Sprache kommen, die mit den bei uns bestehenden ganz unvereinbar sind. Klees.

(Paul Jean. Sämmtliche Werke. Berlin 1841. Reimer.)

17. Februar 1842.

Die gesammte Leserwelt kennt Jean Pauls Namen und die Titel seiner Werke; diese werden wohl von Vielen bewundert, aber von Wenigen gelesen, und von sehr Wenigen verstanden. Diese sehr Wenigen, welche Jean Pauls Schriften verstehen, sind durchaus Menschen von höherer Bildung, die ihn gewiß lesen dürfen, ohne dadurch auf gefährliche Ideen und Wege geführt zu werden. Ich habe mich neuerdings überzeugt, daß die Tendenz der Schriften des Jean Paul eine durchaus reine und gute ist; anstößig können nur einzelne Stellen sein, worin er vermeinte Gebrechen an Fürsten, Staatsmännern, Höflingen, kirchlichem Ritus etc. mit Tropfen kaustischer Lauge besprengt. Gott und Moral finden keinen innigern Verehrer als ihn. Deutschland zählt ihn zu den Sternen vom ersten Rang in der Literatur. Europa kennt und achtet ihn. Hätte ich zu entscheiden, ich würde ihn frei erlauben; ich kann daher nur auf die Erledigung mit admittitur, höchstens mit transeat, antragen. Kuffner.

(Paul Jean. Sämmtliche Werke. 1. u. 2. Theil. Die unsichtbare Loge. — Schulmeister Wutz. 9. Theil. Grönländische Prozesse. 11. u. 12. Theil. Siebenkäs. Berlin 1841. Reimer.)

17. Mai 1842.

Jean Pauls literarische Bedeutenheit und die Achtbarkeit der Tendenz seiner Werke sind anerkannt. Die letztere tritt

jedoch für das grössere Lesepublikum nicht immer dergestalt hervor, daß es an den zensurwidrigen Anstößigkeiten keinen Schaden nehme. Zu jenen gehören in den vorliegenden Werken vorzugsweise die mitunter derben Beleidigungen der katholischen Geistlichkeit, wie sie sich allenthalben vorfinden. Z. B. 1. Band S: 68. „Sind die Weiber Päbstinnen“. 2. Band. S: 277—48. 9. Band. Über die Theologen S: 75. Auch die Beleidigungen des Adels 1. Bd. S: 23—27. 9. Bd. S: 90. geben Anlaß. Ich trage daher für den 1., 2. und 9. Band an auf transeat und für Leihbibliotheken nicht geeignet. 11 und 12 admittitur. Deinhardstein.

Grillparzers Anteil an Bauernfelds „Bekenntnissen".

Von

Siegfried Aschner.

§ 1.

Die verschiedenen Fassungen der „Bekenntnisse".

Bauernfeld schreibt in seinem Tagebuch (Grillparzer-Jahrbuch V, 1895):

August 1833.

Die ‚Bekenntnisse' in zwei Akten rasch gemacht.

November 1833.

Die ‚Bekenntnisse' bekommen wieder drei Akte, auf Grillparzers Rat.

23. Jänner 1834.

Am 20. Leseprobe der ‚Bekenntnisse'. Ich änderte noch an den Schlußscenen.

Auch in den Werken (Band 1, 2. 1871) findet sich eine ausführliche Anmerkung Bauernfelds zu den „Bekenntnissen", die obige Angaben noch um einiges präzisiert. Man kann diese Anmerkung in folgenden drei Punkten erschöpfen:

1. Der dritte Akt ist teilweise nach einem von Grillparzer szenierten Brouillon.

2. Bauernfeld verdankt seinem Freunde eine Bereicherung an psychologischen Feinheiten, wie in der Szene zwischen Julie und Bitter (III, 9).

3. Das Stück war anfangs in drei Akten entworfen, während der raschen, achttägigen Arbeit wieder in zwei Akte

zusammengezogen, um Längen zu vermeiden. Grillparzer stellte dann den dritten Akt wieder her und beginnt ihn zu dialogisieren. —

Diese Ausführung der „Bekenntnisse", die freilich nicht zum Abschluß gedieh, findet sich in Grillparzers Werken 11, 12, S. 76.

Wir haben also in dem kleinen, flotten Lustspiel, das so aussieht, als wäre es in einem Zuge niedergeschrieben, eine Dichtung, die mehrfachen Redaktionen unterworfen war, vor uns. Drei Fassungen sind deutlich erkennbar:

1. Drei Akte. } August 1833.
2. Zwei Akte. }
3. Drei Akte. November 1833.

Schwieriger ist die Frage, wie die drei Fassungen sich zueinander verhalten, weil man nur auf konstruktivem Wege vorgehen kann. Die Grillparzer-Gesellschaft, an die ich mich wandte, teilte mir mit, daß die verschiedenen Fassungen unseres Stückes ihr nicht bekannt wären, und ich schließe daraus, daß diese entweder nicht mehr vorhanden oder doch wenigstens zu schwer zugänglich sind. Sehen wir also zu, wie weit wir den Sachverhalt rekonstruieren können.

Es ist anzunehmen, daß der Gedanke des Lustspiels schon in der ersten Fassung Bauernfeld ganz klar war und daß er ohne Mitwirken Grillparzers sein originales Eigentum ist. Denn das Gegeneinanderspielen zweier Liebespaare ist so Bauernfeldisch wie nur möglich. (Man vergleiche z. B. „Bürgerlich und Romantisch".) Die Charaktere mögen in der ersten Fassung noch jene typische Blässe gehabt haben, die nun einmal eine Schwäche seiner Kunst ist, was niemand besser erkannt hat als gerade Grillparzer. („Studien zur deutschen Literatur.") Auch die literarischen Motive der „Bekenntnisse" („As you like it", „Wahlverwandtschaften") mögen schon in der Urfassung vorbedacht gewesen sein. Sie sind Bauernfeld recht eigen und werden von Stück zu Stück aufdringlicher. Im „Vater" wird auf Heine angespielt, im „Selbstquäler" auf Molière, und im „Literarischen Salon" hat er sogar, dem

jungdeutschen Zuge der Zeit folgend, die Literatur zum Vorwurfe des Ganzen gewählt, insonders Saphir und Bäuerle.

Die leichtgeschürzte Intrige, der alte Verkleidungstrick, der in Lessings „Misogyn“, in Masanos „Helden“, in Scribes „Le colonel“ und sonst noch hundertfach beliebt war, gehört gleichfalls jener ersten Fassung an. Also abgesehen von den Charakteren, die, wie noch zu zeigen sein wird, nicht ohne Grillparzers Zutun zustande kamen, gab die erste Fassung schon einen vollständigen Begriff dieses Lustspiels. Es war ein Situationslustspiel, heiter, gutmütig über alle Verwicklungen hinübersetzend. Es wurde durch Grillparzer aus einem Situations- zu einem Charakterlustspiel.

Wir haben in jener ersten Fassung sicherlich schon folgendes Schema der Handlung zu erwarten:

Erster Akt: Adolf wirbt um Marie.

Zweiter Akt: Adolf und seine verkleidete Gattin sehen Bitter und den alten Baron wieder.

Dritter Akt: Irgendwie wird der Chiasmus der Liebespaare aufgelöst. Wie das zu erfolgen hat, war für Bauernfeld noch unentschieden. Er gesteht, „um Längen zu vermeiden.“ Der dritte Akt muß ihm also noch erst unklar vorgeschwebt haben als eine weitschweifige, schwierige Analyse der Verwicklung.

Marie und nicht Julie heißt die Heldin in jener ersten Fassung, was aus Grillparzers Worten hervorgeht, „daß Marie“ usw., Marie, wie im „Leichtsinn aus Liebe“ z. B. eine vorkommt. Julie wird von Grillparzer eingeführt und von Bauernfeld hernach akzeptiert, offenbar in Erinnerung an Shakespeare, der ja beiden, besonders dem Shakespeare-Übersetzer Bauernfeld, geläufig war. Es ist sehr gut möglich, daß in jener ersten Fassung die Gestalt einer Linden zwar in Erwägung gezogen, aber noch keineswegs festgelegt gewesen sein kann. Wahrscheinlich sollte sie in jenem problematischen dritten Akte erst vorkommen, und zwar bei weitem nicht in der scharfen, Grillparzerschen Form, wie wir sie jetzt haben, sondern eher als eine wenngleich kokette, doch liebenswürdige

und romantische junge Dame, wie etwa jene Katharine in „Bürgerlich und Romantisch“. Daher war die Figur Bitters sicher auch nicht so trottelhaft — er gleicht beinah jenem klassischen Trottel in „Weh dem, der lügt“: Galomir — ausgestaltet, wie er uns jetzt entgegentritt.

Auch folgendes wichtige Motiv war damals schon vorgesehen: nämlich durch das Verkleidungsspiel eine Erziehung Maries zur Ehe zu bewirken, eine neue Art école de femmes, die in „Bürgerlich und Romantisch“ (Cäcilie, Sittig) auf andere Weise auch vorkommt. Das Thema der „Frauenzucht“ war damals im alten Wien modern. Im selben Jahre (1833) arbeitete Halm an seiner „Griseldis“, die das hier von Bauernfeld angeschlagene Motiv in tragischer Vergrößerung geben sollte.

Diese erste Fassung wird nur aus Entwürfen und Szenar bestanden haben. Bei der Ausführung dieser Pläne trat das Gegenteil von dem ein, was man erwartet hätte. Er zog energisch zusammen, wie ja Horner in seinem Bauernfeldbuche diese Tugend des Dichters im Gegensatz zu Kotzebue u. a. rühmt.

Grillparzer sagt (zu Bauernfelds „Bekenntnissen“): „Die Schlußscene des ersten Akts müßte dahin geändert werden, daß Marie ihrem Gatten bekennt, der Anblick des früheren Geliebten“ usw. Dieses erste Bekenntnis (das zweite folgt III. Akt, 9. Szene) steht jetzt II, 12. Der jetzige zweite Akt ist demnach in der zweiten Fassung erster Akt. Es fehlt also in dieser der ganze jetzige erste Akt. Auch jene von Grillparzer angedeutete Entrevue mit Bitter stand damals im ersten Akt, gleichbedeutend mit II, 10 der jetzigen Fassung. Aus dem ganzen ersten Absatz der Entwürfe Grillparzers ist zu erschließen, daß folgendes von Bauernfeld vorgelegen haben muß:

1. Bitter sieht seine ehemalige Geliebte.

2. Sie befinden sich im Gasthause, (Julie) Marie bereits in Verkleidung. (Sonst würde Bitter sie ja erkannt haben, und das erste Bekenntnis wäre unmöglich.)

3. Der Onkel muß gewonnen, Frau von Linden besucht werden.

4. Der Onkel hat Julie bereits gesehen. (Weiter unten: „Da ist der Milchbart schon wieder.")

Wir erhalten so folgendes Szenengefüge, das auch in letzter Fassung sich wiederfindet:

Erster Akt. — Gasthaus.

1.	Julie, Adolf	jetzt II, 7
2.	Julie, Adolf, Baron	„ II, 8
3.	Julie, Adolf	„ II, 9
4.	Vorige, Bitter	„ II, 10
5.	Adolf, Bitter	„ II, 11
6.	Julie, Bitter	„ II, 12.

Für Marie ist hier Julie eingesetzt, obwohl dieser Name erst in letzter Fassung von Grillparzer eingeführt wird. Der letzte Auftritt enthält in zweiter Fassung noch nicht das Geständnis Juliens, daß sie Eduard noch immer liebt. Das hat Grillparzer klüglich hinzugefügt. Der Auftritt mag vielleicht mit Adolfs Worten geschlossen haben: „Bleib nur sitzen. Du bist fertig. Jetzt muß ich bekennen" usw. bis „jetzt soll ich sie wiedersehen." Ob dieser erste Akt vielleicht nach Bauernfelds Art noch einen Szenenwechsel aufwies, der etwa Adolfs prächtige Brautwerbung (jetzt Akt I) oder eine Episode: Linden, Baron, Bitter (jetzt Akt II, 1—6) vorführte, ist schwer zu sagen. Jedenfalls sind diese Szenen für das, was in Grillparzers Entwurf vorausgesetzt wird, nicht notwendig. Die behagliche Ausmalung der Linden und Bitters durch Grillparzer läßt eher darauf schließen, daß diese Figuren noch tabulae rasae waren. Sie muten an wie Neuschöpfungen Grillparzers. Der zweite Akt (jetzt wieder der dritte) enthielt die Auflösung des Konfliktes in einer sicherlich recht anmutigen, aber milderen Form. Wahrscheinlich kamen jetzt die „Bekenntnisse" der beteiligten Personen in ruhigen, gemütlichen Stimmungen, wie wir sie immer wieder in den Peripetien der Stücke Bauernfelds antreffen, so im „Tagebuch", so im „Selbstquäler".

Julie wird sich mit Eduard, Adolf mit dem Baron ruhig ausgesprochen haben, und am Schluß wird ein hübsches Gruppenbild auf der Szene gewesen sein. Alles das wird unorganisch hingeschrieben worden sein, und nun bekam Grillparzer es vorgelegt. Sofort wurde der Aufbau ein anderer. Drei Akte waren notwendig. Bauernfeld mußte also den jetzigen ersten Akt, der in erster Fassung schon vorgesehen war, wieder herstellen. Der zweite Akt erhielt jenes Bekenntnis der Julie, das sofort der ganzen Figur neue Seele gibt und die sonst recht operettenhafte Aktion Adolfs im dritten Akt, den ganzen Mummenschanz, vorzüglich motiviert. Adolf denkt nun, nachdem er erst einmal erkannt hat, wie die Sachen mit Julie und Bitter stehn, ganz einfach wie Wiese im „Tagebuch" I, 3: „Ich würde ein Mädchen vorziehen, das bereits in einen Andern verliebt ist. Ich kenne mein Schicksal: das bleibt mir nicht aus. Geschieht es vor der Ehe, so hab' ich das Schlimmste überstanden." Der dritte Akt, mit dem Bauernfeld allein nie recht fertig geworden war, wurde von Grund auf neu szeniert und teilweise dialogisiert, wie das noch gezeigt werden soll. Nur auf eines sei gleich hingewiesen: Grillparzers Bemühen geht dahin, die Situationen Bauernfelds aufzulösen in psychologisches Spiel und Gegenspiel. Er geht von der Begebenheit zu den Menschen, die die Begebenheit schaffen. Bauernfeld hatte ungefähr gemeint, es sollen Situationen gedichtet werden, die durch „Bekenntnisse" versöhnt werden. Grillparzer dagegen folgert, verschieden geartete Menschen sollen miteinander in Beziehung gesetzt werden, und zwar so, daß sie, infolge der inneren Chemie der Seelen (wie ja vorbildlich Goethes „Wahlverwandtschaften" es darstellen) genötigt sind, sich gegenseitig zu bekennen. Daher der von Grillparzer neu entdeckte Zug, daß sich Bitter selbst seiner unerkannten Geliebten enthüllen muß. Im wesentlichen kam es ihm auf die Gestalten Bitters und der Linden an, die mannigfache Gelegenheit zu einer derb realistischen Charakterisierung darboten. Ihnen hat er ja auch die Schlußszene des Ganzen eingeräumt, womit sie als Haupthelden des Stückes

in echt Grillparzerscher Ironie gekennzeichnet sind, während die anderen ihm gleichgültiger waren. Grillparzers Ton ist etwas niedriger gestimmt als der Bauernfelds. Er will nicht heiter sein wie dieser, sondern übermütig und boshaft, was bei ihm immer in eines fällt. Adolf, der bei Bauernfeld stets die weltmännische Überlegenheit bewahrt, wird bei Grillparzer respektloser angefaßt und kommt sogar, wie Bitter Julie der Linden zuführen soll, in ernstliche Verlegenheit.

Bauernfeld hat die Charaktere Grillparzers akzeptiert, nur daß er Adolf und Julie doch mehr in den Vordergrund rückte und durch Milderung des Schlußeffektes den Salonton einigermaßen wieder zur Geltung brachte.

§ 2.

Szenenbau und Dialog bei Grillparzer und Bauernfeld.

Daß der Akt, den Grillparzer noch als den ersten bezeichnet, bei Bauernfeld in letzter Fassung, mit der Korrektur der Schlußszene versehen (das erste Bekenntnis), als zweiter Akt fungiert, ist schon gezeigt worden. Es erübrigt nur noch, die Szenenfolge des dritten Aktes, auf den sich Grillparzer konzentriert hat, bei beiden zu vergleichen.

Dritter Akt.

Grillparzer.	Bauernfeld.
1. Linden, Adolf, Bitter.	1. Linden, Adolf, Bitter, Baron. Baron, Bitter ab.
2. Linden, Adolf.	2. Linden, Adolf.
3. Linden, Adolf, Bitter, Julie als Leutnant.	3. Vorige, Kammerzofe.
4. Vorige, Baron, Linden ab.	4. Vorige, Julie, Linden ab.
5. Vorige. Adolf, Baron ab.	5. Adolf, Julie.
6. Julie, Bitter. (Das zweite Bekenntnis.)	6. Vorige, Linden.
7. Vorige, Adolf, Baron.	7. Vorige, Bitter, Baron. Linden ab.
8. Vorige, Linden, Kammerzofe. Adolf, Julie, Baron ab.	8. Vorige, ohne Linden. Baron, Adolf ab.
9. Linden, Bitter. Später der Baron.	9. Julie, Bitter.
	10. Vorige, Adolf, Baron.
Vorhang.	11. Vorige, Linden.

Was ergibt diese Zusammenstellung? Zunächst, daß Bauernfeld den Aufbau Grillparzers im wesentlichen verwertet hat. Von einer eigentlichen Verarbeitung des Grillparzerschen Aufbaus derart, daß ein ganz neues Aktschema zustande gekommen wäre, hat Bauernfeld ganz abgesehen. Es zeugt für die wunderbare Klarheit und Sachlichkeit der Disposition Grillparzers, daß sein sicherlich nicht tiefgründig erwogener Plan auf den ersten Anhieb sitzt, daß er sofort bühnenfertig ist, ohne großer Veränderungen zu bedürfen. Grillparzers ernstes Talent auch für das leichtere Lustspiel ist damit außer Zweifel gesetzt. Wenn man seine Satiren („Prius" usw.) in Betracht zieht, so muß man sagen, daß er auch im modernen Lustspiel Großes erreicht hätte. Es ist um die Verkümmerung dieses Talentes bei ihm ebenso schade, wie bei Heinrich Heine, der leider seinen Entschluß, ein Lustspiel zu schreiben, nicht ausgeführt hat. (Schmidt-Weißenfels: „Über Heine." 1857.)

Bauernfeld mußte natürlich das neun Auftritte umfassende Schema bis auf deren elf ausdehnen, wobei ihn ein gewisses Harmoniegefühl geleitet haben mag. Sein erster Akt hat 11, sein zweiter 12 Auftritte. Ferner hatte er die Personen etwas anders arrangiert. Bitter und den Baron brachte er schon III, 1 und ließ sie ganz effektvoll III, 7 zurückkehren. Bei Grillparzer war Bitter III, 1 dazu ausersehen, Adolf dadurch, daß er Julie abholen sollte, in eine etwas pikante Verwirrung zu versetzen. Da es, wie gesagt, Bauernfeld darauf ankam, seinen Helden Adolf stets über der Situation zu erhalten, wurde obenerwähnte Abänderung getroffen. Damit ergab es sich, daß Julie, der Pseudoleutnant, anders angekündigt und eingeführt werden mußte, wozu ein höchst gleichgültiges Kammermädchen verwertet wurde. Man kann diese Maßnahme Bauernfelds als unglücklich bezeichnen. Denn entschieden ist Grillparzers Vorschlag weit pointierter und individueller, wenngleich er auch unschicklich und für den Standpunkt eines Salonlustspiels zu gewagt erscheinen kann. Dagegen hat Bauernfeld recht, daß er den Baron geschickter und sparsamer placiert. Denn dieser typische Theateronkel ist doch nur dazu gut, sein Jawort zu

sprechen. Bei Grillparzer ist dieser Herr zu quecksilbrig nervös und in dessen letzter Szene taucht er geradezu wie ein Deus ex machina auf, sagt: „Gratuliere" und verschwindet. Wie ja Grillparzer hier überhaupt viel nervöser und leidenschaftlicher gestaltet hat als der konventionellere Bauernfeld. Damit hängt zusammen, daß die drastische und ganz famose Liebesszene Bitter—Linden, in die Grillparzer sein Stück ausklingen läßt, beseitigt worden ist. Daß die Linden und Bitter sich auch bei Bauernfeld „kriegen", ersieht man nur aus den paar Worten der Linden III, 11: „Nun, nun. Wir wollen sehen, was zu machen ist." Diese Schlußszene muß ganz zuletzt von Bauernfeld noch, womöglich auf Wunsch der Regie, in oben erwähnter Weise umgewandelt worden sein, wie die Tagebuchnotiz verrät:

23. Jänner 1834.

Am 20. Leseprobe der ‚Bekenntnisse'. Ich änderte noch an den Schlußscenen.

Er hat also Grillparzers Linden-Bitterszene noch gehabt und nun gestrichen. Der Grund ist klar. Man brauchte am Aktschluß ein Gruppenbild, zwei glückliche Paare und den Baron mit segnend erhobenen Händen zwischen beiden. Grillparzers Aktschluß, obwohl er dichterisch weit besser ist, erschien doch zu diffus. Übrigens hat es sich Bauernfeld nicht entgehen lassen, die so verlorene Szene noch karikierender als die Grillparzers, II, 6, wieder anzubringen. Vielleicht ist II, 6 die letzte Szene, die Bauernfeld nach Abänderung der Schlußszene hinzugefügt hat.

Wir kommen nun zu der Frage, wie weit der Wortlaut Grillparzers bei Bauernfeld Verwertung fand. Es dürfte am ratsamsten sein, auch dies durch eine Nebeneinanderstellung beider Texte zu veranschaulichen.

Grillparzer.	Bauernfeld.
Erster, respektive zweiter Akt.	
Schlußszene:	II, 12.
Der Anblick der früheren Geliebten habe Jugenderinnerungen geweckt, die sie in derselben Stärke nicht mehr vorhanden geglaubt.	Ich kann dir's nicht verhehlen, bei Eduards Anblick erwachte lebhaft die frühere Neigung, die ich völlig erloschen glaubte.

Grillparzer.	Bauernfeld.
Sie bittet ihn dringend, nach Hause zurückzukehren.	Darum laß uns eilig von hier, laß uns nach Hause zurückkehren, wenn dir meine Ruhe lieb ist.
— Aber der Onkel sei noch zu gewinnen. —	Adolf: Nicht doch, Beste! Muß nicht der Onkel erst gewonnen werden?
— Das könne später auf irgend eine Art geschehen. —	Fehlt.
Wenigstens müsse er Frau von Linden besuchen.	Erfordert nicht die Höflichkeit, daß ich Frau von Linden wenigstens besuche?
Das möge er. Sie werde wenigstens den tollen Vorsatz nicht ausführen, ihn zu begleiten.	Du wolltest mich ja begleiten. — Nimmermehr! Tu', was du willst. Ich bleibe hier.

Dritter Akt.

III, 1	
Bei Frau von Linden. Sie mit Adolf und Bitter.	Siehe den Vergleich des Szenars bei beiden.
Beide noch in der Nachwirkung des vor kurzem Erlebten.	Bezieht sich auf Bitters Zusammentreffen mit Julie und Adolf, II, 10. Die Nachwirkung wird II, 11 näher ausgeführt.
Die Linden findet sie langweilig usw. bis Und da sei er. III, 3.	Vgl. die Szenarien.
III, 1. Porträt, von Dilettantenhand gemalt (auf Bitter) usw.	Diese wichtige Bildepisode verwertet recht ausgiebig Bauernfeld III, 4, 5, 6.
III, 3, 4.	III, 4, 6.
Die Linden, teils aus Wohlgefallen an dem jungen Blut, größtenteils aber, sich zu rächen, macht sich viel mit ihm zu schaffen.	Die Koketterie der Linden ist hier nur auf Adolf und den Baron, nicht so sehr auf Bitter gemünzt.
III, 4.	III, 7.
Der alte Baron kommt. Da ist der Milchbart schon wieder.	Was seh' ich? Der Milchbart!

Grillparzer.	Bauernfeld.
Die Linden läßt den jungen Menschen zu sich aufs Sofa setzen, tändelt, kokettiert.	III, 6, 7.
Der alte Baron ärgert sich. Ebenso die beiden Männer aus verschiedenen Gründen.	Baron: Was soll das heißen? Adolf: Sieh nur, wie sie mit ihm tändelt. Bitter: Mit einem Leutnant! Es ist entsetzlich usw.
Die Linden fragt nach der Schwester usw.	III, 6.
	III, 7.
Beschließt, am Arm des jungen Menschen am Brunnen zu erscheinen usw.	Sie haben den Brunnen noch nicht besucht? Diese nicht ziemliche Frage der Linden wird von Bauernfeld durch den Zusatz ausgeglichen: Herr Baron! Sie begleiten uns doch?
Geht, Toilette zu machen. Sie läßt ihr Tuch fallen, das der junge Mensch nicht aufhebt. Sie hebt das Tuch selbst auf.	„Ich ändere nun meine Toilette" usw., sowie die Episode des Fallenlassens des Tuches wie bei Grillparzer, nur daß hier Julie, dort die Linden das Tuch aufhebt. Unzweifelhaft ist letzteres weit realistischer. Es muß aber Bauernfeld doch zu brüsk vorgekommen sein, weshalb er änderte.
Ich bin die Ältere. Ich kann wohl halb Mutterstelle an ihm vertreten.	Weiter oben, Seite 252: „Sehen Sie mich als Ihre ältere Freundin an"; Seite 253: „Betrachten Sie mich als eine Freundin Ihrer Schwester" usw.
Halb andeutend auf die Stirne küßt und geht.	III, 7. Ende.
III, 5.	III, 8.
Bitter will sich die Haare aus dem Kopf reißen.	Ich möchte mir alle Haare aus dem Kopf raufen.
Der alte Baron ist empört. Sie ist eine Kokette.	Die Linden ist eine Kokette.

Grillparzer.	Bauernfeld.
Nicht wahr?	Kein Zweifel!
Sie muß sich ändern usw.	Ebenso.
Wirklich nichts? Mein Oheim, ich habe Ihnen etwas zu entdecken.	Ebenso.
Sprich nicht für sie usw.	Nun? usw. Das Folgende bis zum Ende des Auftritts ist gekürzt.
Julie will mit. Sie hängt sich an, wie man von Kindern sagt. Er heißt sie bleiben.	Julie (faßt ihn am Rock, ängstlich): Nimm mich mit! Zurück, junger Herr! Bleib nur da!
III, 6.	III, 9.
Julie offenbar befangen.	Nun läßt er mich mit ihm allein. Weiter unten: Julie (ihm ausweichend): Nichts, gar nichts!
Bitter warnt den Leutnant vor den Stricken der Gefallsüchtigen. Er geht alle üblen Eigenschaften durch.	Bitter: Sie kennen Sie nicht usw. bis Und der bin leider ich.
Julie: Warum denn er ihre Gesellschaft suche?	Wenn Frau von Linden so ist, wie Sie sie malen, warum fliehen Sie sie nicht?
Das sei nun einmal sein Schicksal. Er sei verliebt.	Warum? Es ist nun einmal mein Schicksal. Ich bin verliebt.
Das zweite Bekenntnis. Julie erinnert ihn an die unschuldigen Verhältnisse einer früheren Liebe.	Verliebt? In Frau von Linden? Freund Adolf erzählte mir doch von Ihrer früheren Liebe, von einem zarten, innigen Verhältnis.
Das halte nun durchaus keine Vergleichung aus. Das sei Kinderspiel.	Das ist nichts, Kinderei, Possenspiel im Vergleich zu dem, was ich jetzt fühle usw.
Gegenüberstellung der beiden Geliebten, ganz zum Nachteil der ersteren.	Die Linden ist kein gewöhnliches Weib usw. bis Jenes Mädchen war ein seelengutes....Geschöpf! Aber nichts als zart, in einem fort unschuldig usw. bis etwas langweilig.

Grillparzer.	Bauernfeld.
Julie enttäuscht, erbittert. Sie stößt ihn einmal nach Weiberart zurück.	Julie (stößt ihn zurück): Genug, mein Herr! Sie mögen auch der rechte Liebhaber nicht sein.
Bitter fährt auf. Sie häuft Beleidigung auf Beleidigung, die Bitter als von Mann gegen Mann übel nimmt. Sie machen einen großen Lärm.	Bitter (frappiert): Mein Herr! Julie: Was erzählen Sie mir den Unsinn! usw. bis zum Ende dieses Auftritts.
III, 7.	III, 10.
Baron: Wo das Frauenzimmer sei, das er gegen seinen Befehl —	Baron: Wer ist das Frauenzimmer, das du gegen meinen Willen —?
Wenn sie ihm, dem Onkel, gefalle, aber nur, wenn sie ihm gefalle. Wo sie sei?	Ich gebe meine Zustimmung nimmermehr. Ich will sie sehen. Nur wenn sie mir gefällt — — Wer ist sie? Wo ist sie?
Adolf: Bald werde ich sie sehen.	Adolf: Sie sollen sie kennen lernen, lieber Onkel, bald, heute noch.
Der Lärm der beiden dauert fort.	Bitter (der indessen Julien verfolgt hat, ergreift sie beim Arme): Halt, mein Herr!
Adolf lacht aus vollem Halse. Sie müßten sich schlagen. Er werde Pistolen besorgen.	Adolf (lachend): Ja, ja, ihr müßt euch schießen. Ich hole Pistolen.
Bitter lehnt ab, offenbar aus Abneigung gegen ein Duell.	Bitter: Laßt nur. Die Jugend des Herrchens schützt ihn vor meinem Grimm.
Julie aber wird nur erhitzter. Sie wünschte eine Pistole, um all das Unrecht des einen Geschlechtes gegen das andere einmal zu rächen bis betrügenden Hinterlist.	Von Bauernfeld abgeschwächt: „Ich will nicht länger mit Ihnen reden.“ — „Er hat mich beleidigt.“
Nun geht Bitter in die Höhe.	Fehlt.
Adolf ruft in einem fort Pistolen.	So III, 10 und 11.
Der alte Baron ärgert sich dazwischen, den Leutnant überall als Störenfried zu finden.	Binder: Er verdiente fast eine kleine Züchtigung. Baron: Ich stimme auch dafür.

Grillparzer. III, 8.	Bauernfeld. III, 11.
Da tritt die Linden ein, halb gekleidet, eine Kammerjungfer mit einer Spitzenhaube hinter ihr her.	Anna von Linden noch nicht vollständig angekleidet, das Kammermädchen mit der Spitzenhaube hinter ihr.
Bitter beklagt sich schwer.	Bitter (auf Julien): Der junge Herr.
Adolf dringt auf Zweikampf.	Sie wollen sich schlagen. Pistolen.
Halt, ich verbiete ein Duell bis Ich verbiete es einmal.	Ebenso.
Mit welchem Rechte? Warum?	Ich bin erwacht.... Wir brauchen keine Pistolen. Was bedeutet das alles?
Weil sie meine Frau ist. (Er hat der Kammerjungfer die Haube aus der Hand genommen und setzt sie schnell seiner Frau auf, wobei er sie bei der Hand ergreift und mit ihr davonläuft.)	Was es bedeutet? — (Nimmt der Kammerjungfer die Haube weg und setzt sie Julien auf.) Daß sie meine Frau ist, meine Julie! — Das Davonlaufen fehlt. Aber Julie sagt: „Laßt uns diese Menschen fliehen.“
Hör doch einmal, Teufelsjunge: Seine Frau!	Teufelsmensch, mein Neffe! Weil du nun verheiratet bist. Umarmen Sie mich, Frau Nichte!

III, 9. Die Szene Linden-Bitter hat bei Bauernfeld keinen Platz gefunden. Aber eine Analogie findet sie in Bauernfelds II, 6, wo statt des Blumengießens der Schnurrbart herhalten muß, Bitter lächerlich zu machen.

III, 1, hat Grillparzer hernach zu dialogisieren angefangen, ohne jedoch weit darin zu kommen. Auch aus dieser kleinen Partie ist einiges in Bauernfelds Stück übergegangen:

Grillparzer.	Bauernfeld. III, 1.
Bitter: Sie haben sich also früher schon gekannt?	Baron (zu Anna und Adolf): Also ihr kennt euch schon?

Grillparzer.	Bauernfeld. I, 3.
Alle Hauptstädte der Welt hab' ich gesehen. In Italien Gemälde hinter mich gebracht und in der Schweiz Berge.	Das galt nur auf der Reise, galt nur für Frankreich und Italien. Jetzt sind wir in Deutschland.

Die Anspielung auf Berlin hat sich Bauernfeld geschenkt.

Was Adolf sonst noch in jener kleinen Partie Grillparzers anmerkt, „daß man unrecht hat, aus einem kleinen Kreise herauszugehen,“ findet sich auch in Bauernfelds späterem Lustspiel „Das Tagebuch“ (1836) wieder, das mit dem Inhalte der „Bekenntnisse“ so nahe verwandt ist. Dort sagt Wiese (I, Schluß): „Die Welt ist weit, aber das Herz ist eng.“

Das Ergebnis dieser Zusammenstellung ist folgendes:

1. Bauernfeld hat keine der Angaben Grillparzers ungenützt gelassen.

2. Den psychologisch feinen Abschluß des II. Aktes und die ganze höchst energische Durchführung des III. Aktes verdankt er Grillparzer.

3. Außer den bekannten szenischen Abänderungen sind in der Diktion, Charakteristik und Handlung nur wenige Schroffheiten Grillparzers gemildert, weil der Standpunkt des Salonlustspiels nicht verlassen werden darf, und daher auch in aller leidenschaftlichen Erregung ein gewisses Maß vorwalten muß. In der famosen Szene Bitter-Julie vertraut sich Bauernfeld jedoch ganz der Führung seines Freundes an, und so gelingt es ihm, eine selten kühne, sehr feine Szene aufzubauen, zu der ihm wohl ohne Grillparzer der dichterische Mut gemangelt hätte.

Daß die Charaktere des Stückes, so wie es uns jetzt vorliegt, von Grillparzer ihren psychologischen Reiz, der nicht ohne pikante Schärfe ist, erhalten haben, ist bereits als Vermutung ausgesprochen worden. Grillparzers Menschen, selbst die im „Prius“ und in den satirischen Briefen (in welchen übrigens der letzte Ausläufer der Briefsatiren Rabeners zu erkennen ist), treten mit halluzinatorischer Grellheit vor uns hin, die

Bauernfelds huschen wie halb deutliche Schatten vorüber. Diese Grellheit der Gestalten waltet aber auch in den „Bekenntnissen". Und wenn man nach einer bestimmten Formulierung sucht, so muß man sagen, von Bauernfeld ist in den „Bekenntnissen" die gewandte Szenenführung (hier hat er, wie aus obiger Zusammenstellung ersichtlich, sehr selbständig mit der Vorlage Grillparzers geschaltet), von Grillparzer aber ist die straffe, unbeugsame Durchführung zur Katastrophe und Lösung, vor allem aber die durchaus nicht konventionelle Charakteristik und Psychologie der Personen in den entscheidenden Auftritten.

Am Schlusse sei noch einer Vermutung über Quellen und Anregungen Ausdruck gegeben, die etwa Grillparzer bei der Gestaltung dieses Stückes herangezogen hat. Er läßt in der Dialogisierung Adolf von seinen Reisen erzählen. Und es ist wohl nicht zweifelhaft, daß Grillparzer an seine eigenen Reisen dabei dachte. Adolf war in Berlin, Italien, in der Schweiz und allen Hauptstädten Europas. Was Grillparzer in Berlin (Selbstbiographie 1826) erlebte, bietet wohl mancherlei Anregungen:

„Als ich am Tage vor meiner Abreise von Berlin von meiner Landsmännin, der Sängerin Seidler, Abschied nahm, fand ich dort einen sächsischen Grafen, der sich in den Kopf setzte, der schon etwas alternden, aber noch immer hübschen Frau den Hof zu machen. Er gab ihr glänzende Geschenke, die sie dankbar annahm, ohne daß er darum irgend weiter kam." (Später kommt er und der Graf in Leipzig in Geldverlegenheit.) Sollten wir hier nicht das Urbild der Linden und Bitters erblicken?

Und von Italien 1819, insbesondere von Rom berichtet er: „Mehr unterhielt mich das rezitierte Stück, halb Lustspiel, halb Drama von der empfindsamen Art, wo eine Amerikanerin, von ihrem Gatten verlassen, als Kammermädchen in das Haus der Geliebten ihres Treubrüchigen sich einschleicht und mit Hilfe eines gutherzigen Murrkopfes von Oheim alles wieder ins Geleise bringt. — — Hier sah ich zum ersten Male

die Schauspielkunst des eigentlichen Italien. Außerordentlich sprechend war jede Bewegung des alten Onkels. Keinen Augenblick ruhte das Mienenspiel seines ausdrucksvollen Gesichtes, und in alledem war unleugbar viele Wahrheit, obgleich italienische Wahrheit, die einem Deutschen leicht an Karikatur zu streifen scheinen konnte. Die verkleidete Gattin war in dem gefälligen Teil ihrer Rolle recht verdienstlich, in dem ernsthaften aber mit all dem Pathos und der Heftigkeit dargestellt, die den Italienern so geläufig ist. Das Übrige war schlecht" usw.

Daher würde sich eventuell die Leidenschaftlichkeit der „Bekenntnisse", die ja Bauernfeld gedämpft hat, erklären lassen.

Das goldene Vließ, Libussens Geschmeide und Kahels Bild.

Eine dramaturgische Studie
von
Dr. Max Milrath.

Eines der bedeutendsten Mittel der sinnlichen Darstellung auf der Bühne sind die Requisiten. Sie sind gegenständliche Begleiter eines geistigen Vorgangs, vermögen neben den Gesten des Körpers rein Seelisches sinnlich einzuprägen, ja, sie sind oft imstande, das gesprochene Wort wie ein starker Akzent hervorzuheben oder gar vollständig zu ersetzen. Gewiß gibt es zahlreiche Spielrequisiten, die nur äußerlich-technische Hilfsmittel des Geschehens sind, aber der große Dramatiker weiß oft auch einen Brief, ein Tuch, ein Schwert so zu verwenden, daß sich bei aller Realität auch eine Symbolik einstellt, daß das Requisit ähnlich den Bildern und Vergleichen der Sprache zum Gleichnisse, und zwar zu einem gegenständlichen Gleichnisse wird. Hiedurch aber wird das Requisit jeder Äußerlichkeit entkleidet, es gewinnt inneren Gehalt, wird integrierender Bestandteil der Szene, des Dramas. Kaum ein Dramatiker kommt hier Grillparzer gleich: bei ihm eint sich der Begriff dem Gegenstande, das Geistige schließt mit dem Sinnlichen einen untrennbaren Bund und die tief-innerliche Verquickung beider zeitigt lebensvolle Glaubwürdigkeit im Lichte der Rampe. Bei aller Liebe zur Symbolik leidet bei Grillparzer niemals die realistische Verwendung eines Requisites unter dessen ideeller Bedeutung. Wie ein Leitstern schwebt ihm stets die Anekdote von Cromwell vor, die er sich in seiner Jugend (1807)

notierte (XI. 20)[1]: „Als Cromwell das Parlament aufhob, zog er seine Uhr aus der Tasche und warf sie auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang: „Ich will Euch zerschmettern wie diese Uhr!" rief er dabei aus. Wie mag bei dem Zerschellen der Uhr am Steinpflaster den Parlamentsherren das Herz gezittert haben. Etwas Ähnliches müßte auf der Bühne von der herrlichsten Wirkung sein. So Wort und Bild zu gleicher Zeit."

Tatsächlich begegnen wir bereits in Grillparzers Jugendwerk „Blanka" einem markanten Falle dieser Art: Fedriko reißt seinen Mantel ab und wirft ihn weg:

„Mit diesem Mantel werf' ich die Schimäre
Von Ruhm und Größe von mir . . ."

Die Stelle ist ein Vorläufer von Heros Mantelszene („Hier liege du! . . . Ein Leben hüllst du ein in deine Falten! Bewahre, was du weißt, ich leg' es ab mit dir.") und erhält in der Trilogie zwei weitere Parallelen: das einemal in den „Argonauten", wo Jason Medeen den Schleier herabreißt („Und wie ich diesen Schleier von dir reiße, . . . so reiß' ich dich von allen Banden los . . . "), das zweitemal in „Medea", wo das gekränkte Weib zornig ihr griechisches Gewand zerreißt („Sieh wie ich diesen Mantel durch hier reiße und einen Teil an meinen Busen drücke, den andern hin dir werfe vor die Füße, also zerreiß' ich meine Liebe, unsern Bund").

Solcher Fälle gibt es bei Grillparzer eine Menge. Stets Wort und Bild zu gleicher Zeit. Uns aber kommt es hier nicht so sehr darauf an, Grillparzers Kunst in der Verwendung der Requisiten an einzelnen Details gerecht zu werden, als vielmehr den Dichter auf jener Höhe zu zeigen, wo der symbolische Gegenstand Träger einer ganzen Handlung wird und die Inkarnation der dramatischen Idee, des Problems überhaupt bedeutet. Fast jedes Drama Grillparzers hat ein

[1]) Grillparzers Sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. 5. Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung Nachfolger.

Requisit, das alles Geschehen geleitet, ja oft geradezu das treibende Moment der Fabel ist. An drei Dichtungen, deren Hauptrequisiten in Bedeutung und Verwendung schöne Variationen verwandter Motive aufzeigen, sei dargestellt, wie die Realistik, als das Primäre, ohne Einbuße ihrer Rechte, der Symbolik, als dem später Erkannten, freies Feld läßt: das Vließ, Libussens Geschmeide und Rahels Bild sind die Requisiten.

Als Ausführung des Satzes: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären" bezeichnete Grillparzer seine Trilogie. Er schreibt dazu: „Dieser Satz ist so wichtig als irgend einer in der Welt. Das Vließ ist nur ein sinnliches Zeichen dieses Satzes. Es ist da nicht vom Schicksal die Rede." Diese letzte vorsichtige Bemerkung, die einer Selbstverteidigung im voraus nicht unähnlich scheint, ist sehr bemerkenswert. Wohl macht sich das Schicksal in der Trilogie geltend, ja vielleicht nicht minder als in der „Ahnfrau". Nur das Entscheidende in der Schicksalsfrage, die Stellung der Personen dazu — dies ist der Umstand, der jeden Vergleich ausschaltet. Vom blinden Walten des Verhängnisses, das die Freiheit der Personen knechtet, von Tücke und Unabwendbarkeit der finstern Mächte ist keine Spur vorhanden. Das einzige übersinnliche Element, das sich — und auch nur beschränkt — geltend macht, sind die Götter. Also nicht Aberglauben, sondern Glauben. Nicht Gespenster, sondern Religion.

Und von dieser Voraussetzung aus ist das Requisit, das die Trilogie im Titel führt, das goldene Vließ, zu betrachten. Ist nun das Vließ ein Symbol? Und bedeutet jener Ausdruck „sinnliches Zeichen" so viel wie Symbol? Und wofür?

Er kehrt in Grillparzers Aufzeichnungen einigemal wieder. XVIII. 85: „Das, worauf es bei dem goldenen Vließ ankommt, ist wohl dieses: kann das Vließ als ein sinnliches Zeichen des Wünschenswerten, des mit Begierde Gesuchten, mit Unrecht Erworbenen gelten? Oder vielmehr: ist es als ein solches entsprechend dargestellt? Wenn es das ist, so wird dieses dramatische Gedicht mit der Zeit wohl unter das Beste gezählt werden, was Deutschland in diesem Fache hervor-

gebracht hat. Ist aber die Darstellung dieses geistigen Mittelpunktes nicht gelungen (und so scheint es mir), so kann das Gedicht als Ganzes freilich nicht bestehen, aber die Teile wenigstens werden noch lange dessen harren, der's besser macht . . .

Sollte ich jetzt hintreten, wie so mancher und versuchen, den Leuten das Verständnis zu eröffnen und sagen: so hab' ichs gemeint, das habe ich mir dabei gedacht? Was heißt das? Eine Maschinerie, an die man nicht glaubt, ist schon darum schlecht, denn sie ist poetisch unwahr, wäre sie auch metaphysisch unwiderleglich. Es bleibt nichts übrig, als zu warten, ob die Leute nicht von selbst daran glauben wollen."

In dieser Stelle ist vor allem auf drei Ausdrücke Nachdruck zu legen: 1. sinnliches Zeichen des Wünschenswerten usw., 2. geistiger Mittelpunkt, 3. Maschinerie. Der zweite Ausdruck bedeutet das rein Ideelle, der dritte das rein Gegenständliche, der erste ist die Verknüpfung beider, d. h. die körperliche Darstellung einer Idee.

Besitzt das Vließ wirkende Kraft? Auch darauf gibt Grillparzer Antwort: „Ein Unrecht hat ohne Nötigung von außen das andere zur Folge und das Vließ begleitet sinnbildlich die Begebenheit, ohne sie zu bewirken. Der Herold verlangt das Vließ für Akastos; Kreon will, Jason solle es behalten, als Zeichen seines Sieges. Phrixus' Fluch ist nicht um ein Haar wirksamer als der Margarethens in Richard III."

Mit anderen Worten: das Vließ ist der Gegenstand, der ohne jede selbsttätige Macht die tragische Verwicklung herbeiführt. Und wie sehr Grillparzer bestrebt war, das Gegenständliche trotz aller beabsichtigten Symbolik zu betonen, geht aus einer weitern Notiz hervor, in der es heißt: „Es kommt darauf an, das Vließ unter einer würdigen Gestalt vor die Augen zu bringen, damit es nicht als bloßer Begriff erscheine. Jason mag es daher über seinen Schild hängen und nur mit dem Schilde komme es in der Folge vor."

Diesen Vorsatz hat Grillparzer in anderer Form und mit zwei — bedeutsamen — Ausnahmen, vom Vorspiel ange-

fangen, durchgeführt: Phrixus trägt das goldene Widderfell in der Gestalt eines Paniers auf der Lanze (V. 18.). „Er geht zum Altar und stößt vor demselben sein Panier in den Boden.“ (20.) „Er reißt das Panier mit dem goldenen Vließ aus der Erde und tritt damit in den Vorgrund.“ (28.) So nimmt es auch Aietes in Empfang. (30.) In den „Argonauten“: „.... Jason stürzt wankend heraus, das Vließ als Banner auf einer Lanze tragend.“ (111.) „Jason mit dem Vließbanner steigt auch herauf.“ (115.)[1])

In „Medea“: „an einer Lanze befestigten Verhüllten .....“ (127); „die Hülle fällt auseinander, das Banner mit dem Vließ leuchtet strahlend hervor.“ (127). Hier soll nun das Vließ in die Kiste gelegt werden: ein vortreffliches Gleichnis begleitet symbolisch Medeas Tun und ermöglicht technisch — wohl ohne eine so realistische Absicht des Dichters — daß auch die lange Lanze mit dem Felle geborgen werde:

(Medea tritt mit dem Fuße auf den Schaft, daß er entzweibricht): „So brech' ich dich und senke dich hinab..... (Sie legt das gebrochene Banner zu dem andern Gerät in die Kiste und schließt den Deckel.) Auch im Texte kehrt die Bezeichnung oft wieder: des Gottes Goldpanier (29), Banner (29), des Gottes Banner (42), das goldne Banner (185).

Nur im vierten Aufzug, wo Medea das Vließ über das Gefäß breitet (214), und im fünften, wo sie es um die Schultern trägt, geht Grillparzer in bestimmter Absicht von der Bannerform ab. Wir dürfen es als bedeutungsvolle Art nehmen, wenn Medea das mordbringende Geschenk mit dem Felle bedeckt, an dem das Blut des Gastfreundes klebt. (Vgl. „Traum ein Leben.“ Rustan sucht den Becher mit dem Mantel zu bedecken.)

Das Vließ büßt hier an seiner Gegenständlichkeit ebensowenig ein, wie wenn es Medea mantelartig um die Schultern

[1]) Vgl. auch 116: „Er lehnt das Vließ hinter ein Felsstück;“ 117: „Er rafft das verhüllte Vließ auf“ 118: „indem er die Hülle vom Vließ reißt und es hochgeschwungen vorzeigt;“ 119: „das Vließ einem Nebenstehenden entreißend, dem er es früher zu halten gab.“

trägt: nicht zum erstenmale: denn einst sah man sie so aus dem Palaste des Pelias dahinschreiten (Herold: „den goldnen Schmuck um ihre Schultern tragend“ [170]). Sie trägt das Vließ, wie es einst der Gott getragen, und daß dies am Schlusse der Trilogie geschieht, wo Medea das Fell wieder nach Delphi bringen will, erhebt wiederum die Art zu hoher Bedeutung.

Wir sehen, wie Grillparzer das Reale zu unterstreichen versteht, indem er das Vließ wie zufällig einem Zweckrequisit gleichstellt; da Banner, dort Mantel. Und als Phrixus nach Kolchis, Medea und Jason nach Griechenland segelten, flatterte das Vließ am Maste als „gold'ne Wimpel“. Ja selbst in der geheimnisvollen Szene bei Pelias' Tode ward das Vließ nicht etwa auf Grund einer ihm innewohnenden magischen Kraft von Medea dem Sterbenden entgegengestreckt, sondern als schützenden „Schild“ hielt sie es unwillkürlich vor, als der König aufsprang und nach ihr faßte. (190.) Diese durchgehends realistische Verwendung bestätigt praktisch, was Grillparzer theoretisch ersann, und löscht in unseren Augen des Dichters Zweifel: ja, das Vließ ist in seiner Darstellung eine „Maschinerie“, an die man glaubt.

Damit ist aber nur die Gegenständlichkeit des Vließes in bühnentechnischer Hinsicht (auf Grund der Bühnenweisungen des Dichters) bewiesen; sie läßt sich aber ebensosehr durch den Text belegen. Und das scheint mir das weit Maßgebendere zu sein, denn Grillparzer wollte, daß weniger von den Personen ausdrücklich Bedeutung auf das Vließ gelegt werde, als sich aus dem Ganzen von selbst ergebe. (Skizze zu „Medea“.) Dieses ästhetische Gebot entsprang bei ihm der Befürchtung, das Vließ könnte zu sehr hervortreten und besonders bei Abfassung der Medea war er bestrebt, dem Vließe keine allzu große Rolle zu geben, wenngleich er diesen Vorsatz im Schaffen oft vergaß.

Das Vließ ist göttlichen Ursprungs; ein Traumgesicht wies Phrixus nach dem goldenen Widderfell. Er nahm es von den Schultern des Gottes und schiffte sich nach Kolchis ein,

dem Lande, dessen Namen das Götterbild trug. „Sieg und Rache“ ward dem Bedrängten verheißen und „Sieg und Rache“ ist das Losungswort, das sich im „Gastfreund“ und vorübergehend auch in den „Argonauten“ an das Vließ knüpft. Den Sieg hat Phrixus verwirkt: durch eigne Schuld, weil er den Verrätern vertraute, statt sich selbst. (29.) So bleibt die Rache; Rache für den Mord und Raub. Aietes ist aber kein Räuber und Mörder im gemeinen Sinne: lüstet's ihn auch von vornherein nach den Schätzen der Fremdlinge, das unmittelbare Motiv seiner Tat ist doch ein anderes: als er Phrixus vor dem Gott seines Landes knien und um Schutz flehen sieht, erkennt er die Gefahr:

„Er beugt sein Knie dem Gotte meiner Väter?
Will er mir rauben seine Gunst?“ (19.)

Und als er die Geschichte des Vließes vernimmt, ruft er (25):

„Ein Gottverächter, ein Tempelräuber!
Ich töt' ihn.“
— — — — — — — — — —

und:

„Ich will dir ihn schlachten, Peronto!
Rache sei dir, Rache!“

So vernehmen wir den Ruf nach Rache auf beiden Seiten und die tragische Schuld des Aietes besteht darin, daß er in dem Tempelräuber zugleich den Gastfreund tötet.

Das einzig metaphysische Moment des Vließes liegt also außerhalb des Dramas (in der Vorgeschichte) und wie ein auslaufender Strahl dringt das Wort von „Sieg und Rache“ oder „Pfand der Rettung“ in das Vorspiel hinein. Vom Augenblick der Untat an bleibt das Vließ nichts anderes als das geraubte Gut, der unrechtmäßig erworbene Schatz. Dabei ist streng zu beachten, daß Phrixus nicht das Vließ verflucht, sondern den Räuber und sein Geschlecht; das Kleinod soll „niederschauen auf seiner Kinder Tod“. Diesem Fluche gesellt sich noch der des Aietes zu (S. 98):

„.... Nicht sterben soll sie, leben,
Leben in Schmach und Schande, verstoßen, verflucht,
Ohne Vater, ohne Heimat, ohne Götter!“

So ist nicht bloß Rache, nein, auch der Fluch beiderseits; Jason erinnert sich seiner im Unglück (161): „Sein Fluch nur lebt — zum mindsten scheint es so.“ Dieser Zusatz zeigt uns wieder die Einschränkung der Schicksalsmacht. Der Behauptung folgt eine vorsichtige, ganz persönliche Bemerkung.

Welche Bedeutung legen die Personen dem Vließe bei? Die primäre, d. h. göttliche, ist den Kolchern von Phrixus erst eingeimpft worden. Vorher hatten sie ja keine Ahnung von dem Vließe. Die Göttlichkeit, das Schutzspendende, Racheverheißende — das faßt nun Wurzel in den Seelen der Barbaren und steigert sich später zu dem vom Gotte verhängten Unheil.

Im „Gastfreund“ bringt Phrixus das Vließ, „des Gottes Goldpanier“ (22), das „Pfand der Rettung“ (18 u. 29) usw. Und die Kolcher glauben dran, um so mehr, als es das Gut ihres Gottes ist.

Aietes nennt es: „Des Gottes Kleid“ (26), „Des Gottes Banner“ (42), „Des Gottes Banner, Perontos Gut“ (43), „Das heilige Pfand des Gottes“ (47).

Und Medea ruft Jason zu (101):

„Ich sage dir, sprich nicht davon!
Ein erzürnter Gott hat es gesendet;
Unheil bringt es, hat es gebracht!
— — — — — — — — — —
In vorahnender Träume dämmerndem Licht
Haben mir's die Götter gezeigt,
Gebreitet über Leichen,
Bespritzt mit Blut,
Mit meinem Blut!
Sprich nicht davon.“

Aber für Jason — obgleich auch er es (S. 47) „das gold'ne Götterkleinod“ nennt — hat das Vließ das Göttliche

etwa nur vom Hörensagen: und wenn man will, kann man sogar aus seinen Worten die Absicht Grillparzers lesen, die Entführung des Vließes durch Phrixus als einen verhängnisvollen Irrtum hinzustellen; ist dies richtig, dann läßt sich auch gegen die Vision des Phrixus vom poetischen und künstlerischen Standpunkt nichts einwenden, die im andern Falle als Untergrund alles Geschehens eine schlecht und unglaubhaft erfundene Voraussetzung und als solche für die Trilogie der wundeste Punkt bliebe.

Aber Jason legt, wie gesagt, auf das göttliche Moment gar kein Gewicht; im Gegenteil: er erwähnt die Herkunft recht nebenbei (71):

„Das köstlichste von Phrixus' Gütern aber,
Es war ein köstliches, geheimnisvolles Vließ,
Des er entkleidete in Delphis hoher Stadt,
Das Bildnis eines unbekannten Gottes."

Unbekannt! Was kann ihm auch Peronto sein; ihm ist das Vließ etwas ganz anderes. Grillparzer schrieb: „Jason will das Vließ als das einzige Zeichen seines Ruhmes, das allein ihm noch Achtung verschaffen kann, das ihm Selbstvertrauen geben kann bei der allgemeinen Verwüstung"

„Mein Wort hab' ich gegeben, es zu holen
Und ohne Siegespreis kehrt Jason nicht zurück"

ruft er (S. 101).

Eine Ehrerbietung und heilige Scheu, wie sie die Priester und das Volk zeigten, als Phrixus das Widderfell aus dem Tempel trug (S. 22 f.), kehrt bei den Griechen der Trilogie nicht wieder. Für Jason und für die Griechen überhaupt ist es eine Art Palladium, das von Hellas Urvätern „fernher kommend und von oben stammend" in Delphi aufgestellt worden sein soll. (S. 71):

„Von ihnen, sagt man, stamme jenes Zeichen,
Ein teures Pfand für Hellas' Heil und Glück."

Diese Bedeutung, die Jason dem Vließe gibt, ist also die zweite, der wir im Drama begegnen. Sie ist gegenständ-

licher, realer als die erste. Jason fordert das Kleinod für die Hellenen zurück, damit es „nicht in trotziger Barbarenhand zum Siegeszeichen diene wider sie“. Ganz leise klingt hier das Wort Panier oder Banner mit; gleichsam eine erbeutete Fahne, eine Trophäe, ein unberechtigtes Zeichen des Sieges.

Die Symbolik des Vließes schwindet dem genauen Betrachter unter den Händen. Und selbst das häufig wiederkehrende Wort „Zeichen“ erhält konkrete Bedeutung, wie etwa das lateinische signum als Feldzeichen, als Fahne. Jasons Siegeszeichen soll es werden, soll später als der „Preis des Argonautenzuges“ (210), für ihn „der künftigen Größe Unterpfand“ (186) bilden.

Zugleich aber zeigt sich die wundervolle Kunst Grillparzers darin, daß er auch das Requisit als Mittel benutzt, die Kluft zwischen Griechen und Barbaren zu zeichnen. Denn die Bedeutung, die dem Vließe von den Personen beigelegt wird, ist eine zweifache und mit allgemeiner Unterscheidung als vorwiegend freundliche (Griechen) oder feindliche (Barbaren) zu charakterisieren. Die feindliche Bedeutung steht jedoch nicht von vornherein da, sondern ist ein Ergebnis des dramatischen Geschehens. Bei Beginn der Trilogie ist das Vließ durchaus ein heiliges Pfand des Gottes, das dem Besitzer Schutz und Heil gewährt. In Verkennung des Wortes: B e s i t z e r besteht zum Teil die Tragik des Aietes. Er wird — in scheinbar berechtigter Voraussetzung, es sei das Banner s e i n e s Gottes — zum u n b e r e c h t i g t e n Besitzer. Und nur nach dem Satze: „Unrecht Gut gedeihet nicht“ vollzieht sich sein Schicksal. Absolut genommen bleibt das Vließ nur das geraubte Gut und nicht eine mächtige Gottesgeißel. Nicht absichtslos hat denn Grillparzer auch dadurch das rein Gegenständliche zu unterstreichen verstanden, daß er im Texte besonders dieses Moment als hauptsächliche Eigenschaft hervorhebt.

Gastfreund: „Sieh dieses Banner hier, mein letztes G u t.“
(Phrixus 29.)

„Betracht's, es ist mein letztes G u t“ (Phrixus 29.)
„Nimm's hin, des Gastes G u t, du edler Wirt.“ (Phrixus 30.)

„Er hat mein Gut.“ (Phrixus 30.)
„Du hast mein Gut, dir hab' ich's anvertraut.“ (Phrixus 30.)
„Bewahre treu das anvertraute Gut.“ (Phrixus 30.)
„Du hast mein Gut, verwahr' es treu.“ (Phrixus 30.)
„Den Gastfreund tötet er und hat sein Gut.“ (Phrixus 31.)
„Und vorenthält das anvertraute Gut.“ (Phrixus 31.)

In den „Argonauten“ ist es nun das Gut der Kolcher:

„Zu stehlen unser Gut, das strahlende Vließ.“ (Absyrtus 36.)
„.... das köstliche goldene Gut.“ (Absyrtus 36.)
„.... und raubtest sein Gut.“ (Medea 40.)
„Verlangen die Schätze des Erschlagenen
Und des Gottes Banner, das goldene Vließ.“ (Aietes 43.)
„Soll ich herausgeben ... Perontos Gut“ (Aietes 43.)
„Die gekommen ... zu rauben unser Gut.“ (Aietes 62.)

Und schließlich wieder im Munde der Griechen:

„... wer hebt den goldnen Schatz?“ (3. Argonaut 67.)
„Das köstlichste von Phryxus' Gütern“ (Jason 71.)
„Das goldne Kleinod.“ (Kreon 209.)

Der Herold nennt es einmal, wie Phrixus (22), „goldner Schmuck“ (170).

Von dieser Grundbedeutung aus gabelt sich dann die zweite, die jedoch rein subjektiv bleibt. Für Jason bleibt es das freundliche Siegeszeichen und nur leise schleicht sich — durch die Ereignisse geweckt — eine rätselvolle Scheu vor diesem Kleinod ein, das doch nur der Anlaß alles Unheils ist. Dieses Gefühl spiegelt sich in seiner ganzen Dämmerhaftigkeit in den Ausdrücken: „Wundervließ“ (67, 151 und 226), „geheimnisvolles Vließ“ (71) und „rätselvolles Vließ“ (149) wieder. Schon Phrixus hatte gesagt:

„Ich aber deutete des Gottes Rat,
Und nehmend, was er rätselhaft mir bot ...“

Für Medea wird es jedoch zum Greuel und „verderblich Zeichen“. Sie sieht eben das Blut des Gastfreundes am Vließe kleben: „blut'ger Komet“ (83) „das blut'ge Vließ“ (173 u. 208).

Als Barbarin hält sie auch, wie wir gezeigt haben, an dem Göttlichen des Vließes fest und es ist keine Willkür, wenn der Dichter in der Drachenhöhle das Standbild eines Gottes vorschreibt; dadurch wird der Ort zu einer Art Tempel und das göttliche Vließ hängt an geheiligter Stätte. Von diesem Standpunkt aus ist auch Medeens: „Unheil bringt es, hat es gebracht,“ zu verstehen. Nicht das Vließ, sondern die Gottheit, der „erzürnte Gott“, der es gesendet, hat all das Leid über die Menschen verhängt. In ihrem Kopfe — also: subjektiv — gestaltet sich naturgemäß ein innerer Zusammenhang des Geschehens mit dem Vließe. Das entspringt ihrem Gewissen: sie, die Tochter des Frevlers. Für die Trilogie aber kann eine Unheilssymbolik des Vließes nicht geltend sein. Es handelt sich um eine psychologische Erscheinung und wenn Medea ausruft:

„Rache strahlet das schimmernde Vließ.
So oft ich's versuch', in die Zukunft zu schauen,
Flammt's vor mir wie ein blutiger Komet“ (83),

so ist es die Erinnerung an die Untat, die ihr Schaudern weckt und sie Phantasiegespinste sehen läßt. Deshalb sträubt sie sich auch, das Vließ zu holen (208):

„Denn säh' ich in des gold'nen Zeichens Glut
Des Vaters Züge mir entgegenstarren
Von Sinnen käm' ich, glaube mir!“

Kriminalistisch gesprochen: der Eindruck des corpus delicti. Am Vließe selbst haftet's nicht. Das ist und bleibt ein lebloser Gegenstand wie andere. Schreckhafte Visionen sind es. Sagt doch Medea, da sie das Vließ in die Kiste legt (128):

„Laß dich noch einmal schaun, verderblich Gastgeschenk,
Du Zeuge von der Meinen Untergang,
Bespritzt mit meines Vaters, Bruders Blut...“

Eine Ausgeburt der Phantasie (denn von Aietes' oder Phrixus' Blut kann es unmöglich befleckt sein)[1], wie wir sie

[1]) Vgl. Jason, S. 123:
Und kennst du auch das Blut, das daran klebt,
's ist Phrixus' Blut! — Dort deines Sohnes Blut.

bereits an jener Stelle bemerken können, wo Medea in „vorahnender Träume dämmerndem Licht“ das Vließ mit ihrem eigenen Blut bespritzt sieht.

Es läßt sich demnach auch aus der — weil zweifachen — Bedeutung, welche die Personen dem Vließe beilegen, keine Symbolik für die Trilogie abstrahieren, denn soll das Vließ den „geistigen Mittelpunkt“ bilden, so muß die inkarnierte Idee einheitlich sein. So hat z. B. Bulthaupt unrecht, wenn er sagt, das Vließ verwandle sich in ein Symbol des Unheils, sobald es die Gier weckt. Sein Vergleich mit dem Nibelungenhort, der auch Grillparzer vorschwebte, stimmt nur auf den ersten Blick. Tatsächlich haben der Ring und das Vließ nichts gemeinsam. Der Ring selbst ist nicht nur verflucht, sondern es wohnt ihm die verderbliche Macht wirkungsvoll inne. Wollte man dies aber vom Vließ behaupten, dann läßt man die bedeutsame Stelle außer acht, an der Jason dem Aietes, der den Besitzer des Vließes in der Götter Huld glaubt, entgegnet (S. 73):

„Nicht gut, nicht schlimm ist, was die Götter geben,
Und der Empfänger erst macht das Geschenk.

— — — — — — — — — — — — — — — —

So sind der Götter hohe Gaben alle,
Dem Guten gut, dem Argen zum Verderben.
In meiner Hand führt jenes Vließ zum Sieg,
In deiner sichert's dir den Untergang.“

Daß es nun auch Jason den Sieg nicht bringt, ist das entscheidende Moment für die ganze Auffassung des Vließes. Die Bedeutung sollte sich nach Grillparzers Absicht aus dem Ganzen ergeben, nicht aber aus dem Geiste der einzelnen Personen. Und das ist der Fall. Am Schlusse — als Ergebnis — sehen wir, was das Vließ war.

„Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?“

ruft Medea (228) Jason zu,

„Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!“

Hier haben wir das Symbol und gerade weil wir es am Schluß erfahren, bleibt alles Leben, das der Dichter schuf, uneingeschränkt und der Wille seiner Gestalten freiwaltend. Ja, selbst die Macht der Götter scheint sie nicht sklavisch zu bestimmen, wenigstens fühlen diese Menschen auch ihre eigene Kraft und glauben an sie. Das zeigt z. B. Medeas starkes „Ich will nicht" oder ihre Entgegnung auf Jasons „Du bist in meiner Macht": „Du lügst! In der Götter Macht, in meiner!" [1])

Über allem aber steht die Untat (41):

„Kein Mensch, kein Gott löset die Bande,
Mit denen die Untat sich selber umstrickt."

So führt Grillparzer tatsächlich den Satz vom Fluch der bösen Tat durch — und wenn Medea Rache übt, so bittet sie vorher die Götter, ihr die Bestrafung zu übertragen (203):

„Ungestraft sei kein Frevel auf der Erde!
Mir laßt die Rache, Götter! ich führe sie aus."

Ähnlich Jason in den Argonauten zu Aietes (123):

„Als Werkzeug einer höheren Gewalt
Steh' ich vor dir. Nicht zittre für dein Leben!
Ich will nicht deinen Tod; ja, stirb erst spät,
Damit noch fernen Enkeln kund es werde,
Daß sich der Frevel rächt auf dieser Erde."

Das Ergebnis unserer Betrachtung zeigt aber noch, daß in Grillparzers Ausdruck: „(sinnliches) Zeichen" eigentlich nichts Symbolisches steckt; er bedeutet einfach: Körper, Gegenstand (Requisit). Nicht so sehr das sinnliche Zeichen des mit Begierde Gesuchten usw. ist das Vließ, sondern vielmehr: das mit Begierde Gesuchte, mit Unrecht Erworbene. Das Symbol gibt erst der Schluß und dies hat auch August Sauer in seinem Aufsatze: „Über das Zauberische bei Grillparzer" (Reden und Aufsätze, S. 221) klar erkannt:

[1]) Vgl. Gastfreund, S. 29:
‚Blind dem Schicksal trauend, statt mir selber."

„Nicht als eine Art Requisit des Schicksals erscheint das Vließ in jedem wichtigen Augenblick der Handlung; sondern mehr zufällig ist es immer dann vorhanden, wenn eine neue Wendung sich vorbereitet oder vollzieht. Es birgt weder Glück noch Unglück in sich; wohl aber laden die Menschen, indem sie darum kämpfen, Schuld und Strafe auf sich und schreiten in diesem Kampfe ihrem Untergange entgegen. Als ein Sinnbild der Nichtigkeit des menschlichen Strebens, als ein Symbol der Vergänglichkeit des irdischen Ruhms erscheint es uns und als das hält es Medea ihrem Gatten in der Tiefe ihres beiderseitigen Elendes entgegen."

* * *

Fast unmittelbar zum Vließ stellt sich — auch zeitlich — Libussens Kleinod. Wieder ein geistiger Mittelpunkt des ganzen Dramas und wieder beim Erfassen des Stoffes (1819, 1822) dasselbe Bedenken des Dichters wie bei der Trilogie: „Das Ganze laufe Gefahr, aus dem Kreise der menschlichen Gefühle in das Reich der bloßen Ideen zu spielen."[1] So sucht der Dichter für das Problem ein äußeres Gegenbild, ein Requisit. Der Anlaß ist ja da: es bedarf eines Lohnes für die Rettung. Den Gedanken an ein Porträt verwirft er bald, nicht allein auf Grund der Erwägung, daß es unwahrscheinlich sei, wenn Libussa ihr eigenes Bild bei sich trüge, sondern auch aus Scheu, sich in Abhängigkeit von Calderon zu stellen. Auch ein Ring paßt ihm nicht. (Wohl wegen „Gyges"? Vgl. Sauer S. W. 90.) Sogar an einen Apfel denkt er und entwirft die Verse dazu:

„Seht diesen Apfel hier,
Ihr sollt ihn keiner mit dem andern teilen,
Und jeder, hört! besitzen doch ein Teil,
Ein Teil und auch das Ganze, jeder von euch beiden.
Geht und versucht im Lösen euer Heil . . ."

---

[1]) Vgl. Sauer, S. W. Einleitung, S. 90f.

Endlich entscheidet sich der Dichter für jenes Geschmeide mit dem Bilde. Und trotz eines gewissen Widerwillens vor den „kleinlichen Vorgängen mit dem Aus- und Einhäkeln der Kette, dem Ablösen des Kleinods“ hält er daran fest.

Wie in der Trilogie beim Vließ, so leuchtet bei Libussens Kleinod der zweckhafte Ursprung durch. Immer wieder taucht der Ausdruck „Zeichen“ auf:

VIII. 114. Primislaus:
„Ich will ein Zeichen nehmen meiner Tat“ (Kleinod).

154. Domaslaw:
„Doch was soll dir die Kette?“

Primislaus:
„Vielleicht als Zeichen dessen, was geschah,
Als Bürgschaft auch vielleicht für eueren Dank.“

155. Primislaus:
„Ich nehme meinen Lohn, der mir ein Zeichen
So gut wie jenes andere“ (Kette).

164. Primislaus:
„.................... Mädchen,
Ich bin derselbe, dem du einst begegnet.
Sieh hier das Zeichen.“

169. Kascha:
„Zum mindsten war das Kleinod, das du brachtest,
Als Zeichen deiner Sendung, ...“

210. Wlasta:
„Als Zeichen eines höheren Stamms und Ursprungs.“

187. Primislaus:
„Wie Trauerfaltern kreisen um das Licht,
Umflogen meine Wünsche nun das Kleinod;
Was früher Zeichen, ward jetzt Gegenstand.“

Wir ergänzen unwillkürlich an allen diesen Stellen das Beiwort „sinnlich“ und dies letzte Zitat zeigt uns eine prägnante Art von Gegenüberstellung (Zeichen: Gegenstand), in der merk-

würdigerweise das Wort „Gegenstand“ die Metapher ist (gemeint Libussa selbst), denn Primislaus setzt hinzu (VIII. 187):

„Ich trug's mit mir auf meiner warmen Brust,
Ich drückt' es an das Herz, an meinen Mund,
Das Eigentum verwechselnd mit dem Eigner.“

Das Gegenständliche tritt hier vielleicht noch mehr hervor als beim Vließ, weil das Kleinod gleich anfangs den ganz realen, praktischen Zweck haben soll, Libussa an die Begegnung zu erinnern.

Unendlich fein hat Grillparzer das heimliche Zurückbehalten des Kleinodes zu gestalten verstanden. Einem augenblicklichen Einfall folgend, steckt es Primislaus ein. Und erst dann — aus dem Gefühl eines Unrechtes heraus — ersucht er Libussa — nachträglich —, wie um das Gewonnene rechtmäßig wahren zu dürfen, um ein Zeichen (VIII. 123), daran sie ihn erkenne, wenn er sie wiedersieht. Und als Libussa bedeutungsvoll entgegnet, dessen bedürfe es nicht, bleibt diesem ehrlichen Entwender nichts übrig, als zu einem naiven, kindlichen Kniff Zuflucht zu nehmen und zu fragen:

„Doch wenn rückkehrend ich in meiner Hütte
Ein Kleinod fände, das dir angehört?“

Den Preis in Gold lehnt er schroff ab und sein kurzes „So laß uns scheiden“ klingt wie eine Selbstberuhigung seines Gewissens: Da sie mir nichts anderes als Gold zu bieten weiß, behalt' ich's. Der bezeugten, innig verwandten Entstehung gedenkend, kann man es kaum unterlassen, Primislaus' Tat, den Raub des Vließes ins fein Lustspielmäßige (mit allen freundlichen Folgen) übersetzt zu nennen.

Aber noch ein zweites Moment will uns leise an das Vließ gemahnen. Wie dort, so erhält auch hier eigentlich erst am Schlusse das Requisit eine symbolische Bedeutung. Libussa hat den Gürtel zu Boden geworfen, Kascha und Tetka tun mit ihrem Geschmeide das gleiche und Kascha begleitet ihre Bewegung mit den Worten (VIII. 218):

„Das Hohe schied, sein Zeichen sei hienieden.“

Es ist nun klar, daß ein so wichtiges, tief einschneidendes Requisit auch schon von vornherein eine Bedeutung haben muß. Der Dichter wählt nicht bedeutungs- und wertlose Gegenstände für hohe, künstlerische Zwecke. War das Vließ göttlicher Herkunft, so ist Libussas Gürtel „ihres Vaters bedeutungsvolle Gabe“. (VIII. 184.) Die Werte sind einander nicht ganz unähnlich; in beiden Fällen wohnt eine Art von metaphysischer Bedeutung den Requisiten inne.

VIII. 127. Kascha: „Uns jeder gab der Vater, der nun tot,
Am Jahrestag von unsrer Mutter Scheiden
Ein kostbar Kleinod mit der Eltern Bild,
In halberhobner Arbeit dargestellt,
Als Gürtel eingefaßt in goldne Spangen.
Und da die Zierde gleich, so sagt der Name
Der Eignerin, mit Sorgfalt eingeprägt:
Libussens bin ich, Tetkas oder Kaschas.
Der Gürtel nun, des Vaters letzte Gabe
Und geistiges Vermächtnis noch dazu —
Sprach er doch ja: so oft ihn sie vereint,
Will ich im Geist bei euch sein und mit Rat —
Laßt legen uns in diese Opferschale...“

Die Gürtel der Schwestern treten naturgemäß hinter dem Libussas zurück. Trotzdem sind die beiden Stellen (hier und an dem bereits erwähnten Schlusse) durch die Relation sehr wichtig. Libussa kann beim Losen nicht mehr in Frage kommen. „Der Kreis getrennt, du kannst mit uns nicht losen,“ sagt Kascha. (VIII. 129.) Gerade diese Trennung aber bringt die Entscheidung und am Schlusse des Dramas erscheint die Kluft wieder überbrückt, auch sinnbildlich, indem zu Füßen Libussens die drei Gürtel — der dritte längst wieder in seiner unversehrten Form — vereinigt liegen.

Wir wissen, daß das Kostüm Libussens — die Bauerntracht — die innere Wandlung äußerlich darstellt. „Wohl uns, wenn beim Scheiden er (der Zufall) äußerlich verändert nur uns läßt.“ So ahnt sie selbst ihre Wandlung und jenes

„wohl uns" ist ein Wunsch, der ahnungsvoll auftaucht, da er nicht mehr erfüllbar ist. Grillparzer wiederholt nun dieses Motiv in wundervoller Art mit Hilfe des Gürtels. Wiederum ein gegenständliches Kunstmittel, das einen geistigen Vorgang verkörpern soll. Drei Elemente setzen sich zusammen; das erste gleich anfangs (113):

„Des Gürtels reiche Ketten aufgesprengt
Und in zwei Stücken ein so schönes Ganze."

Klingt uns nicht aus diesen Worten der kommende große Konflikt des ganzen Dramas entgegen? Eine Neuerstehung des Sappho- und auch des Hero-Konfliktes? Und zweitens: Primislaus hängt beim Scheiden Libussen die Kette um den Hals. Der Gürtel, „der Jungfrau Schmuck und Zier," wird zum Halsgeschmeide. Eine nicht minder bedeutungsvolle Veränderung, auf welche der Dichter den Hörer ganz besonders aufmerken läßt, wenn Libussa das Geschmeide vom Halse nimmt, dazu jedoch spricht: „Hier ist mein Gürtel." (VIII. 129.) Darauf Kascha: „Am Hals?"

Libussa: „Und doch er selbst, wie ich dieselbe."

Die Worte stimmen; aber nicht, wie sie Libussa meint.

Schließlich: Der Gürtel ist auch nicht mehr derselbe, weil das Mittelkleinod, der Mutter Bildnis, fehlt. Davon weiß Libussa bis dahin nichts; erst durch Kascha wird sie dessen gewahr und errät auch sofort: „Das hat mir der getan." (VIII. 129.) Damit ist aber die Verbindung zwischen Primislaus und Libussa hergestellt. Wir sehen absichtlich jede Zufälligkeit vermieden, Schritt für Schritt entwickelt sich das Geschehen ganz natürlich und das künstlerische Mittel zum Zwecke ist das Requisit, wobei besonders hervorgehoben werden muß, daß der Zweck nicht dichterisch subjektiv auftritt, sondern von einer Gestalt (Primislaus) planvoll ersonnen ward und nach deren Voraussicht nun wirklich erfüllt ist. Und im ganzen folgenden Spiel zwischen Libussa und Primislaus bildet das Geschmeide die gegenständliche Basis: die Geschichte des Gürtels wird gewissermaßen zum Spiegel der seelischen Vor-

gänge, denn wie Kleinod und Kette lange nicht zusammenkommen können, wie Primislaus die Kette behält und das Kleinod Libussen sendet, wie sich endlich in seiner Hand beides vereinigt, so gehen die beiden Liebenden im Versteckspiel aneinander vorbei, wechseln die Rollen darin, wie die Teile des Geschmeides den Besitzer, bis endlich mit der Vereinigung von Kette und Bild auch die Vereinigung des Paares erfolgt. Sehr sinnig läßt der Dichter Primislaus sagen (VIII. 149):

„Und in der Brust trag' ich das reiche Bild
— — — — — — — — — — — —
So daß, wenn's hier zur linken Seite pocht,
Ich unterscheide kaum, ob es mein Herz,
Ob es ihr Kleinod, was so mächtig stürmt:
Und beide drängen hin zu ihrer Herrin."

Wiederum taucht das Wort „Zeichen" auf: diesmal in wirklich symbolischer Bedeutung; Libussa sagt zu den Wladiken (VIII. 145):

„Hört denn ein Rätsel, und als halbe Lösung
Füg' ich ein Zeichen bei nach Seherart.
War doch die Kette stets der Ehe Bild."

Sie führt die drei Freier, die sich in das teilen, was sie im Manne vereint sich denkt (VIII. 145), wissentlich irre, denn sie weiß sehr wohl, wem allein die Lösung gelingen kann. Und aus dem Mißtrauen der Wladiken, die sich genarrt fühlen, ersteht dem Gürtel eine zweite Bedeutung, wie etwa das Vließ in den Augen der beiden Parteien Gunst und Ungunst bringt.

VIII. 148. Biwon:
„Wenn nicht der Sinn von Rätsel und von Kette
In jener Knechtschaft liegt, die uns ihr Vater
Vor Jahren auferlegt und die sein Sprößling
Mit zarten Händen gern verdoppeln möchte."

Primislaus erkennt sofort die Kette; aber als er erfährt, was der Preis der Lösung ist, bemächtigte sich seiner tiefe

Enttäuschung; aus dem Schmerze bricht jedoch ein heller Strahl hervor:

„Doch blieb ein Stachel, scheint's, in ihrer Brust.
Laß mich's versuchen denn; ich drück' ihn fester,
Ob ihn die Zeit vertieft, ob sie ihn heilt."

Mit dem Fordern der Kette als Preis für das Kleinod beginnt das Versteckspiel. Die kluge Libussa erkennt den klugen Mann: sie nennt ihn edel auch, da er sie von der Werbung der Toren geschickt befreite. Sie erkennt seinen Stolz, da Primislaus verschwand, nachdem er den Schiedsspruch getan. Dieser Stolz reizt sie; oder vielmehr: wir können sagen, was sich Libussa vielleicht verhehlt: daß es dem Manne wirklich gelungen, den „Stachel fester zu drücken". So sendet sie nach ihm. Er kommt mit „Landmanns Gaben und in Landmanns Schmuck" und legt den Blumenkorb zu Libussens Füßen nieder. Sein Rätsel, mit dem er ihrem begegnet, löst sie nicht. Ihr Stolz erwacht und wenn sie in einem Augenblicke verträumter Betrachtung sagt: „bei beßrer Muße findet sich die Deutung," so nimmt sie das Wort gleich zurück:

„Doch Rätsel geben, ziemt nur der Gewalt,
Die Rätsel lösen, eignet dem Gehorsam."

So kommen die beiden nicht zusammen. Die Lösung, die unter den Früchten liegt, wird retardiert durch Libussas Stolz. Der Doppelsinn seiner Antworten reizt sie immer mehr und läßt sie zu den verschiedensten Mitteln greifen, den „Hochmut" des Niedern zu brechen.

Diese Mittel sind für die Bedeutung unseres Requisits sehr wichtig. Das erste ist die gleichnismäßige Fabel von des Königs Ring. Die Anspielung ist besonders durch die ersten Worte sehr deutlich:

„Und fand bei einem Landmann Dach und Schutz.
Des andern Tages, zur Hofburg heimgekehrt,
Vermißt er — einen Ring, ihm wert, ja heilig,
Den er bei Nacht, man weiß nicht wie, verlor."

Ferner:

„..... das Kleinod, seines Vaters Erbteil...."

Libussa sagt: König und meint sich; sie sagt: Tor und meint Primislaus; sie sagt: Ring und meint den Gürtel (oder das Kleinod).

Die Idealistin spielt eine Realistin von reinstem Wasser, sie nennt den charaktervollen Stolz unklug, weil er — unpraktisch ist; sie spielt; denn in ihrem Innern imponiert ihr die Ehrlichkeit; aber da sie ihr augenblicklich einen Strich durch die Rechnung macht (sie kann den Mann nicht klein kriegen), so spielt sie.

Das zweite Mittel steht mit dem Requisit eigentlich außer Zusammenhang: Libussa läßt Primislaus ausforschen. Als Brücke zu dem dritten Mittel sei die Art kurz skizziert; drei Variationen: Primislaus-Dobromila (Lesen), Primislaus-Wlasta (Fechten), Primislaus-Slawa (Liebeswerben); oder Weisheit, Mut und Liebe.

Für das Absichtsvolle der ganzen Szene spricht Libussens Frage: „Wie ist's mit jenem Mann?" (VIII. 182.) Die Antwort: „Er ist von Stahl!" treibt Libussa zum dritten Mittel: Sie selbst „will Zeuge sein, wie weit sein Starrsinn geht". Sie kann nicht mehr zurück, ohne sich etwas zu vergeben; ihr Unwillen gegen den Mann ist so groß, daß sie nur noch daran denkt, ihn zu demütigen.

„Gehorchen soll er, und dann mag er ziehn,
Ich fühl' es fast wie Haß im Busen quellen." (VIII. 183.)

In der folgenden Szene: Primislaus-Wlasta kommt das Gespräch bald auf Kleinod und Kette. Bemerkenswert ist hier die Form, mit der Wlasta Primislaus zum Sprechen bringen will. Nicht geradeaus, sondern vermutend, um Libussa auch nicht im geringsten bloßzustellen:

„Sie glaubt, in dir denselben zu erkennen..."
„Auch haben die Wladiken ausgesagt..."
„Vielleicht fühlt sich der Fürstin Stolz beleidigt..."

Aber Primislaus weicht immer wieder aus; es ist ein ewiges Aneinander-Vorbei; ein spitzfindiges Wortklauben.

VIII. 184:
„Drum gib, was eines andern, nicht das Deine."
„Ich gab es schon."
„Wann aber, wo und wie?"
„Ich sagt' es auch, ob etwas rätselhaft..."
— — — — — — — — — — —

VIII. 185:
„Wie wär' es, holde Wlasta, wenn nur Neugier
Dir diese Fragen in den Mund gelegt?
Sprichst Du zu mir im Auftrag Deiner Frau?"
„In ihrem Auftrag nicht."
„Nun also denn!"
Das Recht auf Antwort nur gibt Recht zur Frage."
„Doch weiß, wovon ich spreche, meine Frau."
„Das soll ich glauben, eben weil du's sagst?"

Hier ist der Wendepunkt. Der Aufbau des Dialoges ist meisterhaft, denn er führt gerade durch seine Windungen zum Ziele. Freilich zu dem von Primislaus gewollten. Denn Wlasta zieht jetzt „zum Zeichen, daß nicht Neugier bloß, daß auch ein höherer Wink dazu berechtigt", das Mittelkleinod des Gürtels aus dem Busen. Primislaus spielt weiter; jetzt lügt er geradezu: „Derlei sah ich in meinem Leben nicht." Wlasta weist die Vorstellung zurück und legt das Kleinod auf den Tisch, damit der Mann seine Pflicht erfülle. Das ist eine Kapitulation, weil des Gegners Stolz nun ungebrochen bleibt. Sehr feinsinnig, daß Grillparzer Libussa erst jetzt auftreten läßt: und der Grund so selbstverständlich: „wollt Ihr nicht Licht?" Dobromilas „du aber, Wlasta, fördere dein Geschäft", stellt die kurze Unterbrechung zurück. Dem Plan des Mannes, das Kleinod ohne Gegenleistung zu nehmen, eint sich die Absicht, der Geliebten eine Lektion zu erteilen. Beides gelingt, Libussa wird eifersüchtig, stürzt zürnend davon und Wlasta flieht. Kaum ist sie fort, nimmt Primislaus das Kleinod

an sich und seine Worte löschen den letzten Zweifel im Zuschauer, daß sein Spiel ein — Spiel war (VIII. 190):

„Ich hab's, ich hab's! Wohl mir, die List gelang."

Nun ändert Libussa ihre Taktik: sie kommt, sich zu verteidigen. Primislaus wehrt sich dagegen: sie, die Hohe, Himmlische, müßte sich verteidigen? Er hat sich als freier Mann dem Befehle widersetzt; nun, da sie bittet, ist er ganz gefangen. Es gibt nur ein Wort für die ganze Verwicklung: menschlich. Eine ungesuchte Natürlichkeit, wie sie fast alles Geschehen unter der Sonne hat, wird durch ein wundervolles Individualisieren geadelt, der Typus, der gerade durch seine Alltäglichkeit, durch das Naherücken an das Gefühl von Millionen Seelen tief zu Herzen geht, wird vom Dichter zum herrlichsten Sonderfall erhoben. Noch spielt Primislaus seinen Trumpf aus, indem er selbst sein Rätsel löst. Auf der untersten Stufe des Thrones sitzend (wie sinnreich!), fügt er, die Kette trennend, das Mittelkleinod ein (VIII. 193). Seine Aufgabe ist erfüllt, er will scheiden. Libussa läßt ihn nicht; sie wirbt nicht um ihn, sie bittet ihn um Schutz gegen das Volk, das mit „Wut und Trotz" den gefangen und bedroht Geglaubten zurückfordert. Noch fechten die beiden Liebenden mit Worten: Hartnäckigkeit — Beharrlichkeit (VIII. 195). Dann berührt Primislaus geringschätzig das auf den Blumen am Boden liegende Geschmeide mit dem Fuße und tadelt Libussas Vorgehen als ein Markten um blanken Tand, sie jedoch wehrt ihm mit den Worten: „Es ist des Vaters teures Angedenken."

Mit diesem Satze ist die eigentliche Vereinigung begründet. Wir sehen, wie von Anfang bis zu Ende das Requisit den gegenständlichen und geistigen Mittelpunkt bildet. Jetzt wird es noch zu dem, was es war: zum Gürtel. Nicht mehr um den „edlen Hals" legt Primislaus die Kette, aus der er das Kleinod, „der Jungfrau Schmuck und Zier, das Sinnbild erster ahnender Begegnung", geraubt, sondern:

„Jetzt ist es keine Kette mehr, die bindet,
Ein Gürtel, den nur Weiberhand berührt

Und anlegt um der Herrin schlanke Hüften. —
Bis jener kommt, der bindet ihn und löst,
Und dem ich weiche, wie einst aus dem Leben."
  Libussa: „Bleib' hier! Ob stolz, sollst du mir dienstbar sein,
Leg' an den Gürtel, hier an *seinen* Platz
Und weh' dem, der ihn noch nach dir berührt."

Damit ist aber die Geschichte des Requisits noch nicht zu Ende. Seine Symbolik spielt weiter. Denn wie Libussa durch die Vermählung ihrer höheren Sendung entsagte, so darf sie auch nicht mehr das „Zeichen des Hohen", den Gürtel, der nur der Jungfrau zukommt, tragen. So erhält der geistige Vorgang ihres letzten Auftretens durch das Anlegen des Gürtels ein gegenständliches Relief, auf das Grillparzer besonderes Gewicht legte: Der Gürtel drückt — eine leise Mahnung. Primislaus' „Leg ihn von dir, wenn er die Brust beengt," erwidert sie mit den Worten (VIII. 210):

„Er folgt mir bis ins Grab. Und dann, mein Gatte,
Er bringt mir das Gedächtnis meines Vaters
Und meiner Schwestern vor den dunklen Sinn.
Da wachen Bilder auf und gehn und kommen,
Ich seh' in ihrem Geist, was trüb in mir."

Also noch mehr: Der Gürtel wird zum Mittler ihrer Sehergabe, wie etwa Medeens Schleier und Stab die Geräte ihrer Zaubermacht sind. (Über den Unterschied spricht sehr fein August Sauer im Aufsatze: Über das Zauberische.... a. a. O. S. 229.) Auch Libussa trägt übrigens in der letzten Szene zu den dunkeln Gewändern einen dunklen Schleier.

Als nun Wlasta fragt (VIII. 210):

„Und glaubst du dich berechtigt, ihn zu tragen?"

klingt die Antwort Libussas darauf sehr schwach:

„Der Vater gab ihn mir, so wie den Schwestern."

Anders kann sie jetzt nicht mehr sprechen: sie weiß sehr wohl, wie richtig Wlastas Einwurf ist, wie richtig die er=

innernde Erklärung ist, daß der Fürst ihn nur den Jungfrauen, den Unvermählten, gab, „als unberührt von dieser Erde Harm, als Zeichen eines höhern Stamms und Ursprungs." Die Prophezeiung: „Wag's nicht, du erträgst es nicht," geht in Erfüllung. Als Libussa ihre Kräfte schwinden fühlt, da wirft sie Schleier und Gürtel, der ihr die „zentnerschwer belastete Brust" drückt, von sich.

„Fort alles, was um mich noch Gegenwart,
Die Luft der Zukunft soll mich frei umspielen."

Zu Füßen ihrer Leiche aber liegen die drei Gürtel vereint, als Zeichen des Hohen, welches von hinnen schied. Und sie werden vollständig Eins, da aus ihnen die Krone geschmiedet werden soll.

Alfons' und Rahels Bild. In gewissem Sinne gleichen sie dem Gürtel Libussas: sie fesseln gleich einer Kette die Liebenden aneinander. Rahel will des Königs Bild behalten und ihr eigenes an dessen Stelle hängen. (IX. 159):

„Das mag er ansehn, sowie seines ich
Und mein gedenken, hätt' er mich vergessen."

Fast hört man Primislaus. Es ließe sich ein ganzes System Grillparzerscher Motive aufstellen, das für die Eigenart des Schöpfers viel Interessantes ergäbe, mehr als alle rein philosophischen Untersuchungen, die im letzten Grade doch nicht auf dem Urwesen und Ureigentum des Autors beruhen. Hier aber ist nur er es, sein eigenstes, selbstschöpferisches Ich.

Alfons erfährt von Rahels übermütigem Beginnen aus Isaaks Munde. Sie hat aus dem Kasten Krone und Mantel (Fastnachtskleider) hervorgesucht, des Königs Bild aus dem Rahmen genommen, sagt, sie sei Königin, drückt das Bild an ihre Brust und nennt es Gemahl. Dann befestigt sie es mit Nadeln an die Lehne des Stuhls und wünscht, daß jeder Stich Blut gäbe, um es mit den durstigen Lippen trinken zu können und sich am Unheil zu freuen, das sie schuf.

Diese „Schauspielerkunst" Rahels bringt dem Requisit in ähnlichem Sinne subjektive Bedeutung, wie wir es schon beim

Vließ und bei Libussens Gürtel beobachten konnten. War es beim Vließe heidnischer Glaube an eine Macht, die dem Felle tatsächlich nicht innewohnt, so ist es hier der A b e r g l a u b e, der der dunkeln Zeit des Mittelalters entsproß. (IX. 159):

„Die Hexen, sagt man, die zur Liebe zwingen,
Sie bohren Nadeln, so, in Wachsgebilde
Und jeder Stich dringt bis zum Herzen ein
Und hemmt und fördert wahrgeschaff'nes Leben."

„Sagt man." Rahel selbst ist nicht im geringsten abergläubisch, doch spielt sie mit dem Aberglauben der anderen. Dem Auftrag des Königs, das Bild an seine Stelle zurückzuhängen, widersetzt sie sich: „Das Bild ist mein." Sie wehrt Garceran, die Nadeln zu berühren und treibt ihr Spiel weiter, indem sie mit einer Nadel nach dem Bilde fährt, um es mit tieferem Stich zu festigen:

„Siehst du? Grad' ins Herz!"

Die Worte vom Hexenglauben tauchen wieder auf, diesmal jedoch in Alfons' Munde ernst gemeint (IX. 161):

— „Wer bist du, Mädchen?
Übst du geheime Künste, die Verbrechen?
War's doch, als fühlt' ich in der eignen Brust
Den Stich nach jenem Bild."

Der König nimmt zwar Esthers Erwiderung: „sie ist nur ein verwöhnt, verwildert Mädchen und weiß von unerlaubten Künsten nichts," entgegen, aber der eingeimpfte Aberglauben läßt sich nicht bannen (IX. 162):

„Man aber soll mit derlei keck nicht spielen,
Es trieb bis zu den Augen mir das Blut
Und wie im wirren Licht seh' ich die Dinge."

Schon in seinem Plan zur „Jüdin" aus dem Jahre 1824 notierte sich Grillparzer, daß Rahel den König „nicht ohne Verdacht der Zauberei so lange umstrickt" (IX. 220) und auch in Lopes Drama stieß er auf Worte wie „Hexe", „gehext" und „Hexe Medea". Das Motiv mußte für ihn um so reiz-

voller sein, als ihm die Möglichkeit geboten war, hiedurch den Gestalten eigene Meinung und eigenen Glauben zu schaffen und zugleich dem Zeitalter Farbe zu geben. Wieder stehen zu Seiten des Requisites zwei gegensätzliche Parteien. Schließlich faßt aber das Motiv des Aberglaubens im Boden der Handlung so starke Wurzel, daß es weit mehr als ein Kolorit, daß es, wie wir sehen werden, ein Hauptelement der Lösung wird.

Schon hat Alfons — überwunden — Rahel das Bild geschenkt, als ihn die Dazwischenkunft der Königin andern Sinnes werden läßt. Scheinbar gehorsam geht Rahel, das Bild an seinen Ort zu hängen. Der Hörer aber weiß um ihre List. (Vgl. die List Primislaus' mit Bild und Kette.) Im Abgehen spricht sie zu ihrer Schwester: „Trägst du mein eigen Bild wie sonst am Halse?" (IX. 166.)

Die bloße Tatsache, daß sich Rahel von dem Bilde nicht trennen wollte, wirkt in des Königs Seele nach. Grillparzer deutet hier kaum an, was in Alfons vorgeht; mit Recht. Denn der Jüngling selbst enträt noch der inneren Klarheit. Hofft er wirklich im stillen, das Bild möge wieder dem Rahmen eingefügt und alles so wie früher „unverrückt" sein, damit des Vorgangs letzte Spur verschwunden? Er geht und kehrt mit dem Bilde — Rahels zurück. Nun feiert Grillparzers psychologische Kleinkunst wieder blendenden Triumph: voll Empörung schleudert Alfons das Bild auf den Boden; aber sein Groll erhält ein bedenkliches Motiv (IX. 167):

„Indes ich ihrer selbst
Nur mit gerechtem Widerwillen denke,
Schürt sie, gemalt, mir Glut in meiner Brust."

Das Bild brannte in seiner Hand und an der ihm halb rätselhaft erscheinenden Macht entzündet sich von neuem sein Aberglauben (IX. 168):

„Und dann, mein eigen Bild in ihren Händen!
Man spricht von magisch unerlaubten Künsten,
Die dieses Volk mit derlei Zeichen übt,
Und etwas, wie von Zauber, kommt mich an."

Er befiehlt dem Diener, das Bild vom Boden zu nehmen, dem Mädchen nachzueilen: aber schon bei dem Zusatz, sein eigenes Bild zu begehren, unterbricht er sich. Das wäre Bloßstellung. Er selbst muß den Tausch erzwingen. Die logische Schärfe des Dichters läßt keine Lücke: dies neue Motiv bringt die folgenreiche Wendung. Und daß ihn nicht nur kühle Überlegung, sondern auch glühende Eifersucht so handeln läßt, vertieft den Fall zu feinster Charakteristik: an des Dieners Brust wär' es erwärmt von fremder Wärme. Schwach und fast kindisch wird der Knabe Alfons; er steckt das Bild in den Busen; er rennt geradewegs ins Feuer. Das Requisit ist der treibende Anlaß: kaum getrennt, sind durch das Bild Mann und Weib wieder verbunden — fester denn je. Das zeigt die folgende Gartenszene. Wieder taucht — für einen Augenblick wenigstens — des Königs Aberglauben auf. „Glaubst du an Wunder, Freund?" fragt er Garceran. Die Stelle ist nicht minder prägnant als alle übrigen, an denen das abergläubische Wesen des jungen Alfons Oberhand gewinnt. Sie tragen in sich einen großen Kontrast: Immer, wenn er aus seinem Liebesrausche zum Bewußtsein seines Unrechtes erwacht (hier die Furcht, Garceran könnte plaudern), stellt sich der Gedanke an Zauberei ein. Der Aberglaube blüht, wo das Gewissen ruft: er wird zum schwächlichen Mittel der Selbstentschuldigung. Solche Selbstberuhigungen sind, wie wir schon bei Jason und Primislaus sehen konnten, eine Spezialität Grillparzers. Sie sind ihm selbst oft eigen gewesen, wenn seine grüblerische Natur nach Gründen und Ursachen ihrer „Fehler" suchte und im Zimmern von Erklärungen Befriedigung fand. Wir finden in Grillparzers Selbstbekenntnissen unzählige solcher konstruierter Klarheiten, welche einer Tat oder Unterlassung nachträglich Begründung geben sollten.

Voll Einsicht nimmt der König die ganze Schuld auf sich. Und jetzt ist es die K ö n i g i n, die seine Schuld verkleinern möchte. Abermals ist der Aberglaube das Motiv, der Aberglaube der Königin. Er ist der starke Trost, der den Frevel mindert, auch sie klammert sich an den Gedanken

und zu der früher subjektiven Entschuldigung tritt die objektive (IX. 195):

„O laß mich glauben, was mich hält und tröstet,
Der Mauren Volk und all, was ihnen ähnlich,
Geheime Künste üben sie, verruchte,
Mit Bildern, Zeichen, Sprüchen, bösen Tränken,
Die in der Brust des Menschen Herz verkehren
Und seinen Willen machen untertan.“

Die Rollen sind gewechselt. Alfons erscheint jetzt aufgeklärt.

„Umgeben sind wir rings von Zaubereien,
Allein wir selber sind die Zauberer“

erwidert er. Das ungeahnte Geschehnis nimmt er zwar als Wunder, aber den Menschen, dem so wenig Selbstbestimmung bleibt, als größtes aller Wunder.

„Sie hat dein Bild“, sagt die Königin in ihrer Gedankenwelt verharrend: „du selber trägst an deinem Hals —“ Da nimmt der Gatte die Kette mit dem Bild vom Halse und legt sie auf den Tisch (IX. 195):

„So leg' ich es den hin, und mög' es liegen,
Ein Blitz, der nicht mehr schädlich nach dem Donner.“

So stünde der Versöhnung der Gatten nichts mehr im Wege. Alfons erkennt die Fehler jenes Weibes, das ihn so heiß in Fesseln schlug. Kein Zauber war es, nur ein Rätsel, daß sie ihm gefiel. Scham müßte ihn erfassen, läge nicht doch so viel Natur darin. Aber aus seiner kaum gewonnenen Entschlossenheit redet sich Alfons in seine vorige Schwäche und Verliebtheit immer mehr hinein. Er spricht von dem Zauber der Gewohnheit und schüttelt sich fröstelnd, da er die Kette nicht mehr fühlt, an deren Eindruck sich Hals und Brust gewöhnten. Dieses rein körperliche Gefühl — hervorgerufen durch das Fehlen des Gegenstandes — charakterisiert das Wesen dieses Königs ausgezeichnet: er will sich eine andere Kette wählen, der Körper scherzt nicht, wenn er warnend mahnt.

„Und damit nun genug!“ schließt er. Aber ein paar Worte — und er steht vor dem Tische, betrachtet Augen, Körper, Hals und Wuchs und ist wieder im alten Banne. Die Mahnung seines Weibes „Berühr' es nicht!“ schilt er Unsinn (IX. 197):

„Und wenn ich's nehme wirklich in die Hand,
(er hat das Bild auf die Hand gelegt)
Bin ich ein andrer drum? Schling' ich die Kette
Aus Scherz, um dein zu spotten, um den Hals,
(er tut's)
Das Bild, das dich erschreckt, im Busen bergend,
Bin minder ich Alfonso, der es einsieht,
Daß er gefehlt...“

„Aus Scherz“, sagt er. Doch der Königin ist es keiner; mit Recht; denn Alfons hat das Bild — sich selbst täuschend — aus innerem Drang an sich genommen; kaum weiß er, daß er's tat (IX. 197):

„Dort jenes Mädchen — zwar jetzt ist sie hier...“
(Auf den Tisch, dann auf seine Brust zeigend.)

Klaren Auges durchblickt sein Weib den bittern Ernst seines Scherzes, sie weiß wohl, daß seine Entschlüsse nichts als Worte sind. Sagt er nicht nochmals:

„Ich will die Kette nur vom Halse legen,
Denn sie erinnert mich......“

und tut es dennoch nicht?! Seine Vorwürfe aber hört sie kaum mehr an und geht.

Die Tat an der Jüdin wird vollzogen; zu spät kommt Alfons nach Retiro; das Geschehene aber entflammt seinen Zorn und seine Leidenschaft; das Bild wird zum Wecker und zum Mahner (IX. 205/6):

„Als sie noch lebte, wollt' ich sie verlassen.
Nun, da sie tot, verläßt sie nimmer mich,
Und dies ihr Bild auf dieser meiner Brust,
Es gräbt sich ein und schlägt nach innen Wurzel.“

Schwere Strafen führt er im Sinne und er weiß wohl, was man seinem Grimm entgegenstellen wird: alles, was dem Menschen hoch und wert. Darum will er sich stärken, sich verhärten. Und wiederum ist es Rahels Bild, das hier der Dichter als Mittel zum Zweck benützt:

„Ich will sie sehn, zerstört, versehrt, mißhandelt.
Versenken mich in Greuel ihres Anblicks,
Vergleichen jedes Blutmal ihres Leibes
Mit ihrem Abbild hier auf meiner Brust
Und lernen Unmensch sein genüber gleichen."

So schreitet er an Rahels Leiche; aber ganz anders, als er geahnt, kommt er wieder. Jene große Geste, der wir später noch Aufmerksamkeit schenken werden, enthält auch die Bewegung der Hände nach dem Halse und um den Umkreis desselben (IX. 211), als wollte er den Eindruck wegwischen, den die Kette des Bildes hinterlassen. „Er hat's nicht mehr!" ist der Königin erstes Wort, als ihr Gatte sein Kleid öffnend, die Brust dem Schwerte darbietet. Kalt klingt sein „Wie meint Ihr, schöne Frau"? Sie aber merkt den Ton kaum, in seliger Freude wiederholt sie: „Das böse Bild ist fort von seinem Halse." Abermals klingt ganz leise aus dem Worte „böse" der Glaube an Zauberei mit. „Ich gehe, es zu holen", ruft Alfons, aber dieser Trotz ist nicht mehr echt; nach ein paar Schritten bleibt er stehen, denn er besinnt sich des Eindruckes, den die Tote auf ihn gemacht hatte. Seinen Zorn zu stacheln, hatte er das Bild mit der Toten verglichen: statt der schönen Vergangenheit aber trat Weib und Kind und Volk vor seine Augen, Rahels Antlitz schien sich ihm zu verzerren, die Arme der Toten schienen ihn fassen zu wollen — da schauderte er auf und warf ihr das Bild in die Gruft nach. Und die Entäußerung des Bildes gewinnt symbolische Bedeutung, und zwar wieder, wie wir sehen, am Schlusse des Dramas: Alfons hat damit alles Unreine, Störende abgestreift, er hat sich wieder gefunden und damit auch den Weg zum Herzen der Seinen. Nun ist er endgültig geheilt. In wahrem Lichte

sieht er sich und das Mädchen und hat nur die Frage, wie es kommen konnte, daß er auf Freundesworte nicht hörte. „Wie kam das? sag' nur an?" Und Garceran erwidert: „Die Königin, sie rät auf Zauberei." Zum letzten Male spielt der Aberglaube mit und nun geradezu als Motiv der Lösung. Daß es die Gattin ist, die an dem Gedanken festhält, läßt die Versöhnung um so begreiflicher erscheinen, eine Versöhnung, die sonst mit Rücksicht auf das dauernde, starrsinnige Freveln vom ästhetischen Standpunkt aus zu rasch, zu glatt käme. Das Symbolische des Requisites ist so tief durchtränkt von objektiver Bedeutung, daß es — ähnlich dem Vließe — nicht bloß ein Geistiges der Handlung und Situation, sondern auch der Charaktere bildet.

Nur ein kleiner Bruchteil der einzigartigen Kunst Grillparzers, den Bühnenereignissen und seelischen Vorgängen durch die geniale Verwendung der Requisiten wirksamste Plastik zu verleihen, konnte hier dargelegt werden. Dennoch reichen die Beobachtungen an nur drei Beispielen hin, um den psychologischen Scharfsinn, die geniale Technik und außerordentliche Erfindungsgabe dieses geborenen Dramatikers hell zu beleuchten; das künstlerische Ergebnis tritt klar zu Tage, indem der Dichter den großen Kreis von Geist zu Geist zu schließen versteht: er versinnlicht einen geistigen Vorgang und vergeistigt durch diesen Vorgang das Mittel der Versinnlichung, das Requisit.

Aus dem alten Burgtheater.

I. Briefe und Gedichte.

Mitgeteilt von

Dr. Hans Daffis.

Die folgenden Mitteilungen von Briefen und Gedichten beziehen sich auf verschiedene Personen und Zeiten, bekommen aber eine gewisse Einheitlichkeit, weil sie alle Menschen und Dinge betreffen, die in inniger Verbindung zum alten Burgtheater gestanden haben.

I.

Den Reigen mag ein Schreiben der großen Tragödin Sophie Schröder eröffnen, das sie im Jahre 1858, also fast zwei Jahrzehnte nach ihrem Scheiden von der Bühne, aus Augsburg an einen unbekannten Adressaten [1]) gerichtet hat. Die große Darstellerin menschlicher Leidenschaften, die selbst ein langes Leben hindurch immer von neuem leidenschaftlich empfand und sich ihren Empfindungen rückhaltlos hingab, hatte bekanntlich im Alter ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit den Tieren und ganz besonders den Hunden geschenkt, bei denen sie mehr Dankbarkeit zu finden hoffte, als ihr bei den Menschen gelungen war. So berichtet einer ihrer Biographen Dr. P. Schmidt in dem anziehenden Büchlein „Sophie Schröder, wie sie lebt im Gedächtnis ihrer Zeitgenossen und Kinder. Wien 1869“ aus den letzten Jahren der Greisin: „Der Hausstand war übrigens keineswegs ein kleiner, da sie immer viel Tiere hielt, für welche sie, wie alle guten Menschen, große Zuneigung

[1]) H. Stümcke, dem ich für seine Ausgabe der „Briefe von Sophie Schröder“ (Berlin 1910) dieses Schreiben zur Verfügung gestellt habe, vermutet Amalie Gaul in Wien als Empfängerin.

hatte ... So kam es wohl vor, daß die Regierende von den Regierten in Abhängigkeit geriet. Zum Glück bemerkte sie dies nicht und erfüllte aufs gewissenhafteste alle Dienste und Pflichten, welche Pflege und Versorgung ihrer kleinen Tyrannen ihr auferlegten.“ Dieses mütterliche Verhältnis der alten, vereinsamenden und von allerlei Leiden geplagten Frau zu ihren Hunden illustriert der folgende Brief auf das lebendigste:

„Trifft auch das Sprichwort ‚was lange währt, wird gut‘ bei diesem Brief nicht ein, so denken Sie, daſs er aus wahrem freundschaftlichen Herzen für Sie geflossen ist, und nehmen Sie den Willen für die That — so ein stilles zurückgezogenes Wesen wie ich jetzt bin, hat eben nicht viel Stoff interessante Briefe zu schreiben, aber gut gemeint ist es. — Eine kleine Hundegeschichte, weil Sie und Ihre Eltern ja auch so grosse Hundefreunde sind, will ich Ihnen denn doch noch zum Schluſs mittheilen. — Mein hübschter Hund Weibchen — von meinen drey Hunden bekam einen grossen Krebsartigen Knoten an der Brust, so daſs er kaum mehr gehen konnte. Wollte man das Thier nicht langsam auf eine elende Art zu Grunde gehn lassen, muſste es operirt werden. — Die Operation ging rasch und glücklich, ohne daſs das Thier viel Äusserungen des Schmerzes von sich gab, von statten, und nun schon in voller Heilung begriffen und ist schon wieder ganz munter. Auch diese Sache hat mich sehr in Anspruch genommen, denn die ersten Tage habe ich Tag und Nacht mit immerwährenden Umschlägen mit ihm zu thun gehabt. Doch habe ich es gerne gethan: man thut ja so oft im Leben etwas für undankbare Menschen, warum nicht auch etwas für ein so gutes dankbares Thier? Heute hat er mich, weil ich ausgegangen war und zu Hause kam, zum ersten Male wieder mit meinen andern Hunden freudig bewillkommt — und ich leugn' es nicht, es hat mir Freude gemacht, und meine Mühe und Sorge dadurch belohnt. — Nun aber sage ich Ihnen nochmals herzliches Lebewohl mit der Bitte, mich Ihren würdigen Eltern aufs herzlichste zu empfehlen — auch alles was sich meiner mit Wohlwollen erinnert, bitte ich zu grüssen: namentlich die

gute Haizinger. Mein Sohn Alex. empfielt sich gleichfals Ihnen und Ihren Eltern aufs herzlichste, und ich nenne mich mit aufrichtiger Achtung und Freundschaft

Ihre

Sophie Schröder.

Augsburg, den 18./1. 58.

Meine Adresse ist Klinkerstrasse Nr. 175."

Auch die Namen der drei in unserm Briefe erwähnten Lieblingshunde hat uns jener oben zitierte Biograph der Schröder übermittelt: „Fellow," „Woman" (eben unser „Weibchen") und, dem Bunde zwischen diesen beiden entsprossen, „Maid". Alle waren schon sehr alt, das Hundeelternpaar mehr als sechzehn Jahre. Bei einem Besuche ihres späteren Biographen 1865 in München waren Fellow und Woman bereits gestorben, nur Maid war zurückgeblieben.

II.

Sophie Schröder hatte seit ihrem ersten Auftreten in Wien 1798 nicht ununterbrochen bis zu ihrem Scheiden von der Bühne im Jahre 1839 dem Burgtheater angehört. Eine größere Unterbrechung hatte gleich zu Beginn ihrer Laufbahn eine mehrjährige Tätigkeit in Hamburg unter dem großen Friedrich Ludwig Schröder gebracht, eine zweite die 1829 unternommene Gastspielreise, die sie in einer künstlerischen und persönlichen Verstimmung dem Burgtheater auf sieben Jahre entfremdete. Der damalige Intendant Schreyvogel mußte sich nach Ersatz umsehen und fand ihn in Julie Gley, die, eine Tochter des in Stuttgart und Hamburg geschätzten Schauspielers Joh. Friedrich Gley und seiner Frau Christine, einer bekannten Sängerin, zuerst in Dresden, unter den Augen Tiecks, die Bühne betrat, wohin die Eltern sich zurückgezogen hatten. Sie kam dann 1830 wie erwähnt ans Burgtheater, verließ es drei Jahre später bereits wieder, um bald darauf als Julie Rettich (sie hatte am 9. April 1833 den Schauspieler Karl Rettich geheiratet), zu seinen besten Zierden dauernd zu gehören. Ihr eigentlicher Ruhm datiert seit dem

Spätherbst 1835, wo sie mit beispiellosem Erfolge in der Titelrolle der „Griseldis“ des damals noch gänzlich unbekannten Dichters Friedrich Halm aufgetreten war. Mit diesem verband sie in der Folge eine lebenslängliche ideale Freundschaft, die aber das Glück ihrer Ehe und Häuslichkeit nicht allzusehr trübte, so daß sie das Fest ihrer silbernen Hochzeit von nah und fern gefeiert und angedichtet begehen konnte. Unter den vielen Gratulanten stellte sich auch ein Freund ihres Elternhauses und ihrer Jugend, der Dichter Karl v. Holtei, ein, dessen schönen Glückwunsch ich hier vorlegen kann:

Zum Vorabend des 9. April 1858.

Sie brauchte keinen Schritt zu wagen,
Der plötzlich sie, unmädchenhaft
Zum Brettgerüste sollte tragen,
Dem sie gehört durch Leidenschaft.
Sie brauchte nur der Aeltern Segen,
Der wie ein Sommerlüftchen lind
Mit Blüthen spielt' auf ihren Wegen:
Sie ist ja ein Theaterkind.
Die Aeltern! — Nun, ich alter Knabe
War einst entzückt von jenem Paar,
Und dass ich es bewundert habe,
Erfreut mich heut' noch wunderbar.
Der Schillers niegehörte Lieder
Gefühlvoll zu der Laute sang,
Kein „Räuber Moor“ kam jemals wieder,
Seit Vater Gley, dem dies gelang.
Die Mutter, anmuthvoll im Scherzen
Zog jeden Hörer zu sich hin,
Wenn sie mit Geist, Gemüth und Herzen
Bezauberte als „Sultanin“.
So haben schon an Kindes Wiege
Die Musen lächelnd prophezeit
Des Weibes ehrenvolle Siege,
Und haben Julien geweiht;

So wuchs sie auf, und hob sich weiter,
Bis sie, in festem Wollen klar,
Im Streben ernst, im Leben heiter,
Zum Ziele vorgedrungen war.
Er aber, den der Heimath Walten
An bürgerliches Dasein band —,
Ihn riefen lockende Gewalten
Geheimnißvoll in's Zauberland;
Er that den Schritt, den grossen, kühnen!
Es ist kein Schritt, es ist ein Sprung;
Man wagt ihn nur, so lange grünen
Des Frühlings Wonnen frisch und jung.
Ist er gethan, und stürmen Wetter
Erkältend in den holden Traum,
Da fallen Blumen ab und Blätter
Ach, da entlaubt sich Baum bei Baum;
Die Prosa dringt mit schweren Stunden
Auch in den Hain der Poesie:
Gar Wen'ge haben dort gefunden,
Was sie gesucht. — Doch Er fand Sie!
Er fand in ihr den Lohn der Treue,
Die er bewahrte heil'ger Kunst,
Daß er begeistert sich erfreue,
Der Muse wie der Liebe Gunst.
Es blieb ein geistig Wechselleben,
Ausdauernd hat es sich bewährt,
Sich im Empfangen, wie im Geben
Zum herrlichsten Metall verklärt.
Das starke Erz getreuer Triebe,
Umwunden von der Musen Kranz,
Gebunden von dem Kranz der Liebe,
Es pranget heut' im Silberglanz.
Und aus des Silbers hellem Spiegel
Blickt schon, wie aus durchsicht'gem Flor,
Zukünft'gen Glückes Brief und Siegel,
Das ächt gedieg'ne Gold hervor.

Das Gold nicht, irdischen Gewinnes,
Des Tages nied'rer Götze; nein:
Das Gold hochedlen deutschen Sinnes,
Von jedem Tadel völlig rein;
Der Freundschaft Gold, der milden Güte,
Der sinnigsten Geselligkeit,
Der unverwelklich frischen Blüthe,
Nie angefocht'ner Redlichkeit.
O Jubelpaar, beglückt zu nennen
Vor tausend andern scheinst du mir,
Weil dich verehren, die dich kennen,
Und lieben, die sich nahen dir.
Mehr noch, weil trotz der hohen Stufe,
Auf der du stehst in deinem Kreis,
Kein Feind, kein Gegner deinem Rufe
Ein Fleckchen anzulügen weiss.
Du bist ein Bild in goldnem Rahmen,
Ein Bild erprobter Häuslichkeit,
Mit anerkanntem Künstlernamen. —
Das ist das Höchste in der Zeit!

Holtei.

III.

Die Gelegenheitsdichtung war am alten Burgtheater überhaupt in Schwung und Blüte. Nicht nur seine Mitglieder wurden von berufenen und unberufenen Poeten bei jeder denkbaren Gelegenheit angedichtet, sondern sie brachten selbst nur allzu gern ihr Verslein dar. Obenan stand darin Amalie Haizinger, die seit 1845, ein Menschenalter, dem Burgtheater angehörte und bei der älteren Wiener Theatergeneration noch ebenso unvergessen ist wie ihre Tochter Louise Neumann. In seiner Geschichte des Burgtheaters erwähnt Heinrich Laube, der sie schon als junger Student in Halle bewundert hatte und als ihr späterer Direktor ein ebenso eifriger Verehrer ihrer Kunst wie treuer Gast ihres Hauses blieb, diese ihre „Kunst zu fabulieren". Eine Probe mag hier folgen:

„Und lachtest du mich zehnmal aus
Ob meiner Wuth zu dichten,
Heut mach ich mir schon gar nichts draus,
Ich kenne meine Pflichten.
Ich wünsche zum Geburtstag dir
Zum Ersten — langes Leben
Den leichten Sinn, den Gott gab mir
Der macht auch Berge eben.
Den Beutel immer voll mit Geld
Das bleibt das Rerum dieser Welt.
Und nebenbei noch Allerlei
Was angenehm dir grade sei.
Ne gute Jagd, 'nen guten Trunk.
Du liebst gerade nicht den Prunk.
Doch hast du nur, was dich erfreut,
Bist du zufrieden alle Zeit.
Vor allen Wünschen aber Der
Und der kommt mir vom Herzen sehr,
Der Herr erhalte dir die Frau,
Die so dich liebt, dich kennt genau,
Mit deinen Launen hat Geduld,
Dich pflegt mit wahrer Engelshuld.
Die wiegt wohl alle Schätze auf
In diesem armen Erdenlauf.
Drück sie ans Herz, und denk entzückt,
Ich bin doch manchmal recht verrückt.

A. Haizinger."

Leider ist das Gedicht weder mit dem Namen eines Adressaten noch mit einem Datum versehen, so daß nur vermutet werden kann, wer dieser zu seinem Geburtstagsfeste „Angedichtete" gewesen sei. Ich möchte aus äußeren und inneren Gründen schließen, daß es sich um Heinrich Laube selbst handelt, der, wie oben erwähnt, auch persönlich der Haizinger nahe stand, sie oft mit ihren Reimereien neckte und ihr nichts übel zu nehmen pflegte, so daß sie schon diesen ein wenig

burschikosen Ton wagen durfte. Auch paßt die Erwähnung der Jagdpassion sehr gut auf Laube, der auch einen guten Trunk nicht verschmähte, wenn er auch, seitdem er den sauren „Grünberger“ seiner Jugendzeit gekostet hatte, niemals ein eigentlicher Weintrinker gewesen ist. Vor allem aber ist die Schilderung der „Frau“ ein wohlgelungenes Porträt von Frau Iduna Laube. —

IV.

Als Fünfundsiebzigjährige war Amalie Haizinger, die Unermüdliche, dem Alter widerwillig ihren Zoll entrichtend, zum letztenmal auf der Bühne ihres geliebten Burgtheaters erschienen. Drei Jahre später wirkte sie dann noch neben einem anderen Veteranen, La Roche, in einem Tableau zu Schillers „Glocke“ mit. Sie hatte einst, als ihre Tochter Louise Neumann dem Grafen Schönfeld in die Ehe folgte und der Mutter sagte, daß sie mit Dank, aber ohne Bedauern scheide, erwidert: „Da bin ich anderer Meinung. Mache, was du willst, ich aber gehe nicht von der Bühne, bis man mich fortschickt, und so lange ich mich noch bewegen und die Zunge gebrauchen kann, werden sie das schon nicht tun. Sie finden nicht alle Tage eine Haizinger wieder. Es ist schon fatal genug, daß man endlich doch sterben muß, aber wenn man bis dahin nicht aufzuhören braucht, Komödie zu spielen, geht's noch allenfalls.“ Nun hatte sie doch aufhören müssen, „Komödie zu spielen“, aber man hatte ihr gestattet, ähnlich wie es bei La Roche geschehen war, sich weiter als aktives Mitglied des Burgtheaters zu betrachten. So erschien sie bis zu ihrem Tode am 11. August 1884, wenigstens als Zuschauerin jeden Abend in der Schauspielerloge. Die allgemeine Trauer nach ihrem Hinscheiden war groß. Man beklagte ebenso den Verlust der Künstlerin wie der edlen gemütvollen Frau. Ich kann hier zwei Briefe ihrer Tochter Gräfin Schönfeld, der unvergessenen Louise Neumann des Burgtheaters, folgen lassen, die an eine Frau Ullmann, die Amalie Haizinger und vielen andern Burgschauspielern freundschaftlich nahe gestanden hatte, gerichtet

sind und die Erinnerung an Amalie Haizinger und das Leben in der Familie ihrer Tochter lebendig spiegeln.

Gmunden, 12. 1885.

Meine liebe Frau v. Ullmann!

Ich wußste es wohl, daſs Ihre Gedanken an dem schmerzlichen Tage bei mir verweilen würden!

In der Erinnerung durchlebte ich all die fürchterlichen Stunden, die dem Momente voran gingen, wo wir die theure, unvergeſsbare Mutter der kühlen Erde übergaben. Sie sind mit dem Andenken an diese Zeit innig verwebt und ich danke Ihnen für die warme Theilnahme, welche Sie uns bewahrten.

Sehr gerührt hat mich, daſs ein unbekannter Verehrer Mutters mir einen Lorbeerkranz von selbstgezogenen Bäumen aus der Heimath schickte, um ihn gestern auf das Grab niederzulegen.

Es ist für die Hinterbliebenen eine grosse Befriedigung, wenn die Vorangegangenen im Gedächtniſs ihrer Zeitgenossen fortleben!

Von der kleinen Raab kam auch ein liebevolles Schreiben treuen Angedenkens an meine Tochter. Meine gute Mutter hatte ein so reiches Herz, daſs man von ihr wohl sagen konnte:

„Wer so wie sie Liebe und Wohlwollen säet,
Erntet in jeglicher Brust zweifach die goldne Saat.“

Ich bitte Ihrem Herrn Gemahl meine besten Empfehlungen auszurichten und daß ich ihm gratulire zur Herstellung seiner Gesundheit. Diese ist doch das einzig beneidenswerthe Gut in dieser unvollkommenen Welt! — Von meinem armen Märtyrer kann ich leider nichts Gutes berichten, das einzige vielleicht wäre: daſs es nicht schlechter wurde! — man lernt sich auch damit bescheiden. —

Rosalie schlieſst sich dankbarst den Gefühlen der Ergebenheit an, welche für Sie hegt Ihre

aufrichtige

Louise Schönfeld.

Der zweite Brief Louise Neumann-Schönfelds, den ich mitteilen kann, stammt aus dem Jahre 1888. Inzwischen war ihr Gatte, Graf Schönfeld, ihr „armer Märtyrer“, gestorben und das Burgtheater hatte den prunkvollen Neubau bezogen:

St. Johann am Allerseelentage 1888.

Liebe Frau Ullmann!

Ihre gütigen Zeilen vom 30./10. sind mir eben erst zugekommen, nachdem sie den Umweg über Gmunden machten.

Seyen Sie herzlich bedankt für den erneuten Beweiss treuer Erinnerung.

Ja! diese traurigen Tage ziehen uns noch mehr als sonst in die Nähe unserer Vorangegangenen und es ist mir ein schmerzliches Entbehren heute weder in Wien noch in Gmunden an den Gräbern meiner Geliebten weilen zu können.

Hier aber habe ich wenigstens den Trost, von meiner guten Tochter umgeben zu sein, an deren Glück ich mich täglich erfreue. Im Frühjahr wird sie mich zur Grossmutter machen. Ob ich Talent zu dieser Rolle haben werde? ich komme mir selbst dafür schon zu alt vor. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir unsere ganze Zeit vor unseren Augen versinken sehen, wie ich jüngst empfand, als man mein geliebtes Burgtheater begrub. Ich sass weheklagend wie Jeremias auf diesen Trümmern und weit hinaus sandte ich meine Erinnerungen, die so viel des Schönen und Beneidenswerthen in sich schlossen. Wenn meine gute Mutter diesen Tag erlebt hätte! Wie gerne wäre sie noch bei der Einweihung des neuen Hauses erschienen! Wie sehnsüchtig verfolgte sie den Bau von ihren Fenstern aus! Weder sie noch La Roche erreichten das Ziel ihrer Sehnsucht! —

Wie es dem alten Holding geht? möchten Sie wissen?

Je nun, er vegetirt, seine Augen fangen an, ihn zu verlassen, ich besuche ihn hier und da, weil er so gerne von der Kunst spricht und in Gmunden Niemanden hat, der ihn versteht! — Mit dem Häuschen hat er ein gutes Geschäft gemacht, obwohl er immer klagt. Ich wäre vielleicht hinein-

gezogen, aber 900 fl. Zins ist zu theuer für meine jetzigen Verhältnisse. Sie sehen, er arbeitet mit Gewinn.

Ich blieb in meiner alten Wohnung, obwohl sie zu groß und kalt ist, doch konnte ich mich nicht trennen von den Räumen, wo ich so glücklich war und auch so namenlos elend geworden, ich hätte sie höchstens gegen das kleine home unseres alten Freundes vertauscht, an welches mich auch alte Zuneigung gebunden hätte!

Eigentlich kömmt mir vor, sollte man mit fast 70 Jahren gar nicht weiter denken als für das „Heute“, da man nie wissen kann, was das „Morgen“ bringt! Es ist ein reizloses Daseyn, aber es muß durchgekämpft werden. Wenn Sie Betty Paoli sehen, grüssen Sie sie herzlich, ich habe ihrer beim Tode der alten Wertheimer gedacht, wo ich sie vor 40 Jahren kennen lernte! — Gott mit Ihnen!

treu Ihre

Louise Schönfeld.

V.

Betty Paoli, die eben genannte gefeierte Dichterin, gehörte gleichfalls zu den Getreuen des alten Burgtheaterstammes. Und auch ihre Kunst gab sich willig dazu her, bei feierlichen Gelegenheiten einen befreundeten Künstler zu ehren. So befindet sich in meinem Besitz der Privatdruck eines anmutigen Gedichtes, mit dem sie Carl La Roche zu seinem vierzigjährigen Jubiläum als Burgtheaterschauspieler begrüßte. La Roche hatte als junger Schauspieler, noch unter Goethes Augen, der Weimarer Bühne angehört und die fruchtbarsten Anregungen von dieser Zeit empfangen. Hat doch Ludwig Speidel einmal mit guten Gründen das Verwandte in den Naturen Goethes und La Roches hervorgehoben, „den Egoismus des begabten Individuums, das aber, indem es nur sich selbst zu genießen scheint, auch den Genuß seiner Mitwelt, sei es darstellend, sei es dichtend, erhöht.“ So knüpfen auch die Verse Betty Paolis vor allem an diese äußeren und inneren Beziehungen La Roches zu Goethe an:

An Carl La Roche.

Zum 15. März 1873.

Wenn Andern man ein Jubelfest bereitet,
Ist's, weil ihr Tagewerk nunmehr vollbracht.
Nicht so mit Dir, der heut' noch sieghaft streitet,
Und dem das Leben noch verheissend lacht!
Der uns voran ein sich'rer Führer schreitet,
Auf höchste Ziele immerdar bedacht!
Nicht nur Vergang'nem Ehre zu erweisen,
Hier gilt es Gegenwärt'ges hoch zu preisen!

Frei sprachen Dich der Musen Götterstimmen
Vom allgemeinen Loose, das den Geist
Auf steilem Pfad erst mühvoll aufwärts klimmen,
Dann, müden Schrittes, niedersteigen heisst.
Nicht mählig dämmernd sahst du ihn erglimmen
Den Stern des Ruhmes, der dein Haupt umkreist:
Hell strahlend ist er früh Dir aufgegangen,
Um für und für in reichstem Glanz zu prangen!

So mahnst Du, auf verschied'nem Kunstgebiete,
An Goethe, dem ein ähnlich Loos getagt!
An ihn, der leuchtend, wie ein Bild der Mythe,
In immergleicher Herrlichkeit geragt!
Ist's doch, als ob er Dich noch stets beriethe,
Den du als Jüngling ahnungsvoll befragt,
Auf dass von ihm, dem Grössten auf der Erde,
Das eig'ne Wesen Dir bestätigt werde!

Und so geschah's. Denn Eure Wege liefen
Vom Anbeginne auf verwandter Spur,
Sich senkend jetzt in dunkle Räthseltiefen,
Und hier sich schlängelnd jetzt auf sonn'ger Flur!
Wie ihm, den als Profeten sie beriefen,
Galt dir als höchstes Wahrheit und Natur,
Wenn sie, geläutert von des Geistes Walten,
Zur Blüthe reiner Schönheit sich entfalten.

Doch nicht in Deinem Schaffen bloſs und Streben,
Verspür' ich jenes Göttersohnes Hauch;
Die, Wen'gen nur erschloss'ne, Kunst zu leben,
Darin er Meister, Du verstehst sie auch!
Und so wie er, der Minne hold ergeben,
Nach ächtem Künstler- und Poetenbrauch,
Siehst Du wohl gern in Deinen Kranz sich schlingen
Den Festgruſs, den wir Frauen Dir heut' bringen.

Betty Paoli.

II. Ein Pamphlet gegen das Burgtheater.

Aus dem Manuskript veröffentlicht

von

Gustav Gugitz.

Am 17. Februar 1776 erhob Joseph II. das Theater an der Burg zum Hof- und Nationaltheater. Lange schrieb begeistert in seiner Autobiographie (p. 65): „Der unsterbliche Kaiser Joseph sah die Bühne als ein Mittel zur Bildung seiner Nation an und darum hieß er sie deutsches National-theater. Deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutscher Geschmack, deutsche Kunst sollten sich an ihrer Darstellung erheben." — Allein das waren fromme Wünsche, die teils an der Tradition des adeligen Publikums, teils an einer verfehlten Organisation der Theaterleitung scheiterten. Der Kaiser, der nach vielen Versuchen, eine ursprüngliche deutsche Oper zu begründen, endlich die Erstaufführung von Umlaufs „Bergknappen" am 17. Februar 1778 mit Mühe durchgesetzt hatte, war am Ende des Kampfes müde, und die Italiener herrschten nach wie vor. Pezzl schreibt in seiner „Skizze von Wien" (p. 421): „Endlich hielt man sich eine Weile bloß an das deutsche Nazional-Schauspiel. Bald gähnte man auch bei diesem ewigen Einerlei wieder; und der Kaiser, welcher die unbeständige Neugierde seiner getreuen Wiener kennt, gab ihnen im Jahre 1783 neuerdings eine wälsche Oper, welche die noch herrschende ist."

Allerdings entfesselte die italienische Oper einen wütenden Kampf der national gesinnten Wiener Schriftsteller, noch mehr richteten sich aber deren Angriffe gegen eine andere verfehlte Institution des Nationaltheaters, gegen den sogenannten Theatralausschuß (seit 1779), welcher aus fünf Schauspielern bestand und das Theater recht eigentlich regierte. Dieser Theatralausschuß sollte am Eingang eines jeden Jahres von den sämtlichen wirklich engagierten Mitgliedern gewählt oder neu bestätigt werden. Er hatte die allgemeine Führung der Schaubühne zu besorgen, über Annahme neuer Stücke zu urteilen und die Besetzung derselben zu bestimmen. Das Vorbild dazu hatte die comédie française gegeben. Es läßt sich denken, daß Neid, Überhebung, Profitgier dieser fünf Schauspieler, unter denen Stephanie der Jüngere das große Wort führte, bald kein Talent mehr neben ihnen aufkommen ließ und selbst die literarische Produktion von ihnen verhindert wurde, da die meisten Mitglieder des Ausschusses selbst Dramatiker waren. Der große Schröder unterlag den Intrigen dieses Ausschusses, der schließlich durch sein sichtliches Cliquenwesen dem Ansehen des Burgtheaters schadete und am 26. Februar 1789 daher wieder aufgehoben wurde, nachdem namentlich die Übergriffe Stephanies des Jüngeren den Zorn aller Wiener Literaten erregt hatten.

Eine Reihe gedruckter Pamphlete ist uns bekannt, die heute freilich zu den größten Seltenheiten gehören und teilweise sogar gänzlich verschollen sind, in welchen das Treiben dieses Theatralausschusses gegeißelt wird. Erbitterte Angriffe erregte die Nichtannahme eines Stückes von Alxinger: Eduard der Dritte. Anläßlich dieser Affaire erschienen: „Neueste Fata des Ausschusses des k. k. Hoftheaters. Beschrieben von Alxinger. Wien, 1784. 8° (s. Post von Wien, 1784, I, p. 250)", sodann: „Beilage zu dem Trauerspiele Eduard der Dritte, nach dem Französ. des Gresset, übers. von Alxinger. Wien, 1784. 8° (s. Post von Wien, 1784, I, p. 197 ff.)", weiters: „Die Fehde des Herrn von Alxinger mit dem Ausschuß des k. k. National-Hoftheaters vor Veit Rosenbaum, 1784, 8° (Wien. Stadtbibl.)",

schließlich: „Gähringer, Etwas über Lüstigkeiten, als über Luftspringer und Franzosen und über die Streitigkeiten des Ausschusses des k. k. Hoftheaters mit Herrn von Alxinger, als eine Vertheidigung des letzteren. Wien, 1784, 8°" (s. Wien. Blättch. 1784, vom 19. März)[1]. Ein anderes abgelehntes Stück zog nach sich die Pamphlete: „Anton Klein, Appellation an die gesunde Vernunft wider den kais. königl. Hoftheaterausschuß wegen einer schriftlichen, satyrischen Erklärung desselben, wider das hiesige Publikum, das k. k. Hoftheater und sich selbst; bey Gelegenheit eines demselben eingesendeten neuen ungedruckten Trauerspiels Kaiser Rudolph v. Habsburg. Wien, 1787, gr. 8° (Wien. Stadtbibl.)" und „Gindte, Rudolph von Habsburg, ein natürliches Trauerspiel, dann das Urtheil vom Wiener-Ausschuß über dasselbe und die Beantwortung des Urtheils. Wien (1783). 8° (s. Provinzialnachrichten, Wien, 1783, p. 1679)." Ein „Dramaturgischer Kommentar über das vortrefliche Lustspiel des k. k. Nationalhoftheaters: Hattya Ilona, oder die Wittwe von Ketskemet. Von Hrn. Brockmann. Dem Ausschuß gewidmet. etc. Wien, 1788, bei Math. Ludwig, unentgeltlich. 8° (Wien. Stadtbibl.)" und das „Danksagungsschreiben des ganzen Körpers der Kasperle gesammter im O. und N. Oesterreich vegetierenden theils stabilen, theils wandernden Schauspielergesellschaften an das Quinquevirat des Nat. Theaters zu Wien. Wien 1786. 8° (Wien. Hofbibl.)" zerzausten die literarische Tätigkeit einiger Mitglieder des Ausschusses. Ganz allgemein bekämpft wurde der Theatralausschuß in den Satyren: „(Wazel) Die Komödianten. Ein theatralisches Sittengemälde. Deutschland. 2. Aufl. 1783. 8° (Wien. Stadtbibl.)," „Kröber, Fragment zur Wiener Dramaturgie. Wien, 1782. 8° (s. Realztg. 1783 p. 16)" und in „Philosophisches Urtheil über den Ausschuß des National-

[1]) Das Wiener Blättchen vom 7. Februar 1784 erwähnt noch als im Erscheinen begriffen: „Alcinens Entzauberung oder Commentarius über das nicht aufgeführte Trauerspiel in Versen des Hrn. v. Alxinger: Eduard der Dritte, durch Erhard Rüdiger, 1784."

theaters. Wien, 1785. 8° (Wien. Stadtbibl.)."[1]) Als der Theatralausschuß aufgehoben wurde, erschien noch eine: „Ode bei der Beerdigung, als der Ausschuß zu Winnzenburg sammt dem Theater verpachtet wurde, und dadurch an einer Entkräftung bürgerlichen Todes verstarb. Wien, b. Hartl. 1788. 8°."

Noch andere Pamphlete mögen aber handschriftlich geblieben sein, da die Zensur sie wegen ihrer allzu heftigen Angriffe sicher verbot. So sind mir zwei in jüngster Zeit bekannt geworden, ein französisches und ein deutsches, welch letzteres sich unter den Handschriften von Joh. Ferd. Opiz im kgl. böhm. Museum befindet und diesem am 15. März 1785 von dem Grafen Max von Lamberg mitgeteilt wurde. Dieses letztere Pamphlet, dessen Autor sicher dem „Danksagungsschreiben des ganzen Körpers der Kasperle", dem ganzen Stil und der Fassung nach zu urteilen, nahesteht, ist sowohl gegen den Fürsten Rosenberg als den Protektor der italienischen Oper, ats auch gegen den Theatralausschuß und besonders gegen den intriganten Stephanie d. J. gerichtet. Fürst Franz Xav. Orsini-Rosenberg, einer der wenigen Staatsmänner, die das volle Vertrauen Josephs II. genossen, hatte nach dem Tode des Fürsten Khevenhüller (18. April 1776) die Oberdirektion der Hoftheater erhalten und ihm wurde Freihr. v. Kienmayer als Vizedirektor beigegeben. Am 4. März 1791 wurde die Direktion dem Fürsten Rosenberg wieder abgenommen, er erhielt sie aber später wieder und blieb in dieser Würde bis zu seinem Tode. Er war eine der Hauptstützen der italienischen Oper und der Saliericlique, wie aus Dapontes Memoiren hervorgeht, daher der Haß des „Deutschnationalen". Gottlieb Stephanie (1741—1800), dem nach Rosenberg in diesem Pamphlet am meisten übel mitgespielt wird, war ein hervorragender Charakterdarsteller, der namentlich in derben Rollen glänzte. Leider scheint er nach zahlreichen Zeugnissen seiner Zeit auch im privaten Leben den Grobian gespielt zu haben und in seinen vielfach mißratenen ordinären Stücken färbt diese un-

[1]) Ganz abgesehen von diesen speziellen Pamphleten wurde der Theatralausschuß in zahlreichen Broschüren der Zeit nebenbei angegriffen.

angenehme Charaktereigenschaft stark ab. Er war es, der den großen Schröder in Wien unmöglich machte und durch seine Kabalen die deutsche Oper in Wien zu Grunde richtete. Dies behauptet auch J. H. F. Müller, der, ohne Stephanies Namen zu nennen, in seinem „Abschied" (S. 263 f.) unter anderm schreibt[1]: „Es zeigte sich bald, daß die vervielfältigte Leitung der Oper, Partheyen machte. Der Haupturheber dieses theatralischen Übels wußte solche zu unterhalten und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß seine, von ihm irregeführten Kollegen, alles anwendeten, von der Leitung der Oper los zu kommen und sie ihm allein zu überlassen. Das war das Ziel seiner Wünsche. Das Bewußtseyn nach meiner Pflicht redlich gegehandelt und keinen meiner Nebenmenschen gekränkt zu haben, beruhigte mich bald. Ihn hingegen peinigte allgemeine Verachtung und er führte ein verdrußvolles Direktorat, bis er selbst abgesetzt wurde, und die deutsche Oper zugleich zu Grunde ging."

Diese allgemeine Verachtung kommt auch in dem im großen ganzen leicht verständlichen Pamphlet zum Ausdruck, das ich im folgenden getreu wiedergebe, indem ich nur zu den unverständlichen Eigenheiten Noten hinzufüge.

Unterthänigster Vorschlag für die k. k. Nazionalbühne an Se. Excellenz Grafen von Rosenberg.

Wien und ganz Deutschland muß Euer Excellenz das ungeheuchelte laute Zeugniß ertheilen, daß Sie das Zutrauen Sr. Majestät auf das vollkommenste verdienen. Ohne Zweifel hat der Monarch nur darum den deutschen Schauspielern sein Hoftheater (in dessen Besitze sonst immer fremde Truppen gewesen sind) eingeräumet; nur darum diesen Schauspielern den Namen der Nazionalschauspieler und den Akteuren den Namen Hofschauspieler beigelegt; darum Schröder[2])

[1]) Ursprünglich stand die deutsche Oper unter Müllers Leitung, aber Stephanie ruhte nicht, bis die Leitung auch in seine und andere Hände kam.

[2]) Friedr. Ludw. Schröder (1744—1816) war mit seiner Frau im Jahre 1781 auf Befehl des Kaisers engagiert worden, kämpfte aber

wirklich und noch andere Akteurs zu verschreiben anbefohlen; nur darum jenen Schuz, unter welchen er das Nazionalschauspiel genommen, so laut vor ganz Europa angekündigt — damit Euer Excellenz ein paar Jahre hernach alles wieder sauberlich zu Boden zu stürzen die Ehre haben mögen. Dieß müßte nothwendig seine Absicht gewesen seyn, als er die Direkzion dieser Bühne der alles in sich haltenden Einsicht Euer Excellenz übertrug. Aber da Sie mit einer bei einem Herrn Ihrer Geburt und Ihres Amtes seltenen Bescheidenheit in Ihrem Sinne sich nicht genug Kräfte für dieses grosse Werk zutrauten: haben Sie den Mann der Frau des Edelhofes von Himberg[1] und dem Exbarbierer auch Exlogenmeister, nun gnädigsten Herrn von Thorwath (sic)[2] zu Helfern angenommen und dann — was könnte noch so gut seyn, das nicht durch die vereinten Kräfte dieses Triumvirats äußerst schlecht hätte werden sollen. Schon sieht man die Früchte ihrer gesegneten Bemühungen reifen. Die deutsche Oper, an welcher die Nazion nach und nach Geschmack zu finden und dadurch der Kassa einträglich zu werden anfieng, und die noch izt der Schikanederschen Gesellschaft[3] das Haus zum Erdrücken anfüllt, ist glücklich gefallen, welches man der Höflichkeit und Einsicht des Herrn Stephanie ganz allein zu verdanken hat, dem Euer Excellenz die Aufsicht darüber weislich anvertrauten: weil er keine Note versteht und selbst ein höchst armseliger Schauspieler ist, bis auf die

fortwährend mit den Intrigen der Stephanie und Konsorten, so daß er am 9. Februar 1785 wieder das Burgtheater verließ.

[1]) Gemeint ist Gottlob Stephanie, dessen Frau ein Landgut in Himberg besaß. Madame Stephanie führte kein erbauliches Privatleben; über einen ihrer Skandale vgl. die Wiener Polizeiakten von 1799.

[2]) Joh. v. Thorwart (1737—1813), Hoftheatersekretär, scheint sich aus niederen Verhältnissen emporgeschwungen zu haben. Er war der Vormund von Mozarts Gattin Konstanze, und Mozart schreibt einmal von ihm: „...durch ihn muß alles gehen, was nur auf das Theater Einfluß hat.“

[3]) Emanuel Schikaneder gab am 5. November 1784 bis 6. Jänner 1785 deutsche Opern im Kärntnertheater. Das Pamphlet muß also in dieser Zeit entstanden sein.

Flegelrollen, die er mit einer Wahrheit spielt, worin ihn niemand erreichen wird.

Durch eben dieses unermüdeten Mannes Geschicklichkeit sind die Reisen, welche er (um gute Schauspieler aufzufinden) auf Unkosten des Hofes gemacht hat, glücklich fruchtlos geblieben: nicht nur weil er (als ein Kopf von Plan und Einsicht) keine besseren Leute, als er und seine Frau sind, anher bringen wollte und daher nach diesem Maßstabe nur Leute herbringen konnte, die weit unter dem Mittelmäßigen sind, sondern auch, weil er das Geheimniß gewußt hat, durch sein Betragen die hiesige Verfassung in einen solchen Kredit zu bringen, daß keiner von den wenigen guten Schauspielern, die es hie und da giebt, sich entschließen wird, zu einer Bühne zu gehen, wo ein Mann von des Herrn Stephanie großer Einsicht, geprüfter Redlichkeit und feiner Lebensart, einen so mächtigen Einfluß hat.

Einen nicht weniger guten Erfolg mußte es haben, daß Euer Excellenz die Gemächlichkeit der Schauspieler, keine neue (sic) Stücke zu lernen (um der Einmischung des Ausschusses auszuweichen) und in den Stücken immer nur eine elende Wahl zu treffen, mit überdachter Langmuth nachsahen, wodurch es geschah, daß monatweise, hintereinander, entweder die abgenutztesten Stücke aufgeführet oder von neuen Stücken nur solche eingelernet wurden, welche durch die Langeweile, wodurch sie den Hörsal (sic) tödteten, den Verlust der deutschen Schauspieler weniger empfindlich machen konnten.

Endlich ist es Ihren wohlgeführten Masregeln gelungen, daß H. Schröder abgedankt hat und H. Lange[1]) mit seiner Frau abgedankt wurde: indem natürlicherweise nicht abzusehen ist, wozu man Schröder braucht, da man H. Stephanie besitzt, oder wozu Herrn Lange, welchen der Ziegler[2]) leicht

[1]) Nach Langes Autobiographie, S. 119, war es keine Verabschiedung, sondern das Ehepaar hatte eine Urlaubsreise im J. 1781 angetreten, die Feinde des Ehepaares verbreiteten allerdings das Gerücht, Mad. Lange hätte ihre Stimme verloren.

[2]) Friedr. Wilh. Ziegler (1759—1827), Theaterdichter und mittelmäßiger Schauspieler. Joseph II. protegierte ihn.

ersezt, auch Frau Lange von einer Mandini[1]) und ihrer Schwester Laschi[2]) und Manserrisi (sic)[3]) ersezt wird, da sie doch der Kasse sechsmal so hoch zu stehen kommen. Die gefällige — Göttersdorf[4]), deren naives Spiel den Zuschauer schon lange die Krankheit der Mad. Adamberger[5]) nicht fühlbar werden ließ, hat nur neulich wieder als „Ophelia" gezeigt, daß es auch im Tragischen kein unersezlicher Verlust seyn würde, wenn man gleich Mad. Sacco[6]) und auch Mlle. Jaquette[7]) einbüßen sollte. Und so wäre Euer Excellenz patriotischer Plan so ziemlich seiner Vollendung nahe, und die beste Bühne Deutschlands, zum Seelenheile der Opera Buffa, zu Grunde geritet.

Nur noch Ein Schritt ist zu thun, und man ist berechtigt, ihn von dem Eifer, womit Euer Excellenz die Kunst zu schäzen wissen, umso zuversichtlicher zu erwarten, als Sie sich schon einmal erkläret haben: daß es sehr gut seyn würde, den Abgott der Leopoldstadt, Kasperle[8]), auf die Hofbühne zu bringen. Allerdings, gnädiger Herr! würde dies ein Beweis Ihres All=

[1]) u. [2]) Die Mandini und Laschi waren italienische Sängerinnen, die nur vorübergehend in Wien waren. „Mamsell Laschi sang mit vielem Beifall. Sie ist noch sehr jung", berichtet die Wiener Chronik, 1785, I, 57.

[3]) Dieser Name scheint entstellt wiedergegeben zu sein, vielleicht für: Marchesini, der 4 Monate in Wien sang.

[4]) Die Wiener Chronik, 1785, vom 18. Jänner schreibt: „Mlle. Göttersdorf spielte die Rolle der naiven Adamberger, aber ersetzte sie nicht."

[5]) Anna Marie Adamberger (1753—1807), berühmte Naive. Sie war in der Tat um diese Zeit sehr schwer krank (vgl. J. Langes Autobiographie, p. 127). Ihre Genesung erfolgte erst im Jahre 1787 (vgl. das Stück von Arnstein: „Der Audienztag am Hofe des Jupiters". Bei Genesung der Mad. Adamberger. Wien, 1787. 8°.)

[6]) Johanna Sacco (1754—1802), berühmte Tragödin des Burgtheaters.

[7]) Katharina Jaquet (1760—1786), eine der gefeiertsten Bühnengrößen im josephinischen Wien. Sie war um 1785 schon schwer leidend. Ihr früher Tod wurde in zahlreichen Gedichten beklagt.

[8]) Gemeint ist der berühmte Volkskomiker Johann Laroche (1745—1806), vgl. meinen Aufsatz: „Der Kasperl" in „Österr. Rundschau", VII, H. 82, 83.

vermögens seyn, wenn Sie ein Theater von den albernen Schriftstellern, von denen Hanswürste und Bernardons weggewizelt worden sind, in den Zeitpunkten der keimenden Aufklärung wieder einsezten[1]. Nur nimmt man sich mit geziemender Ehrerbietigkeit die Freiheit, Euer Excellenz vorzustellen: daß die Verzierungen (sic), Possen, Frazen und Albernheiten dieses gefeierten Schauspielers vielleicht gegen die Possen, Frazen und Albernheiten der Lieblinge Euer Excellenz (der Opera Buffa) Partie machen, vielleicht durch den großen Anhang, welchen des La Roche Verdienste unter den Hohen und Niederen haben, dem Benucci[2]) und Mandini[3]) wenigstens das Gleichgewicht halten dürften, wodurch Euer Excellenz rühmliche Entwürfe, der Kaiserstadt ein deutsches Schauspiel ganz entbehrlich zu machen, wenigstens in die Ferne hinausgezogen würden.

Erlauben Euer Excellenz daher, daß wir Ihnen dafür einen unmasgeblichen Vorschlag in Unterthänigkeit vorzulegen wagen, der Hochdieselbe Ihrem grossen Ziele auf einem kürzeren Wege nahe zu führen scheint. Danken Sie nämlich die deutschen Schauspieler ganz ab und würdigen Sie uns des hohen Schuzes, uns dagegen die Ehre zu verschaffen, als Nazionalschauspieler an- und aufgenommen zu werden. Obgleich der Adlerblick Euer Excellenz tief genug in die Vortheile eindringt, welche mit der Ausführung dieses Vorschlages verflochten sind: so halten wir uns dennoch verpflichtet, die Gründe anzuführen, durch welche wir unsre Bitte rechtfertigen zu können glauben.

1. Wird unsere Truppe unendlich weniger Gage und Garderobe kosten als die gegenwärtige Gesellschaft deutscher Schauspieler, obgleich die beste Schauspielerin, von diesen, nicht

[1]) Anspielung auf den berühmten Kampf des Jos. v. Sonnenfels gegen den Hanswurst.

[2]) Francisco Benucci, der erste „Figaro", war vom 1. März 1783 bis Ende Februar 1784 in Wien und später.

[3]) Paolo Mandini (1757—1842), berühmter italienischer Sänger, ebenfalls in den Jahren 1783 und 1784 in Wien.

so viel bekömmt, als das mittelmäßige Weibsstück der Buffa und die deutschen Schauspieler an Garderobe immer die Hälfte weniger kosten als die welsche Oper.

2. Werden zur Ergänzung mangelnder Rollen nicht erst Leute mit vielen Kosten in die Fremde geschickt, ohne gleich wohl ein taugliches Subjekt gefunden zu haben[1]. Zu dieser Ersparung kann bei uns allenfalls der Liebhaber nachgestickt und, auf den übelsten Fall, nach der alten Maß ein neuer bei dem Trödler bestellt werden.

3. Wird die Hofdirekzion durch Unverträglichkeit oder Ansprüche nicht belästiget werden: weil wir gewohnt sind, so lange beisammen zu liegen, bis man es nöthig findet, uns aus unserem Behältnisse zu ziehen.

4. Unsre Nachgiebigkeit wird Herrn Stephanie und Herrn Thorwath (sic) vortreflich behagen, von welcher wir uns nach Wohlgefallen so unhöflich und stolz behandeln lassen werden, als es ihnen gefällig ist, ohne die geringste Empfindlichkeit zu zeigen.

5. (Was für die Vorgesezten gewiß nicht das Unwichtigste ist und sie gegen Einwendung und Widersprüche am besten sichert) können die belobten Herren überzeugt seyn, daß von der ganzen Truppe nicht eben jemand mehr Gehirn als sie selbst im Kopfe haben wird.

Schauspieler von Holz, sonst Gliedermännerchen genannt.
Sr. Excellenz bereits überreicht durch Pantalon von Holz.

---

[1] Anspielung auf die Reisen J. H. F. Müllers und G. Stephanies, um neue Schauspieler heranzuziehen.

Kleine Mitteilungen.

Drei Briefe des Freiherrn Christian von Zedlitz an den Fürsten Metternich.[1])

I.

Kissingen, 4. Juli 1842.

Ew. Durchlaucht!

gnädiger Erlaubniß zu Folge, fahre ich fort, das was mir bei beschränkter und flüchtiger Beobachtung allenfalls bemerkenswerth erscheint, zur E. D. Kenntniß zu bringen. Seit dem letzten Briefe vom 12. v. M., mit dem mich E. D. zu beehren die Gnade hatten, werden die immer heftiger gewordenen Angriffe auf die Hegemonie E. D. nicht entgangen seyn. Die Allg. Zeitg. vom 24. Juny enthielt meine Replique als Schlußwort. Ich hatte die Redaktion ersucht durch eine Anmerkung ihrer Seits dem zur Genüge durchgeführten Streite ein Ende zu machen. Die Worte mit dem sie es that, genügten mir indeß nicht ganz, und schienen mir fast zu zahm, im Verhältniß der Rücksichtslosigkeit der Angriffe. Die Folgen der unzeitigen Schritte in Preußen stellen sich immer sichtbarer heraus. Der formelle Bruch der Hegelianer, nicht nur mit dem Christenthume, sondern mit jeder positiven Religion ist nun zu Königsberg und Berlin öffentlich ausgesprochen worden, nachdem er factisch schon längst constatirt gewesen. So besorglich diese Erscheinung auf den ersten Blick auch zu sein scheint, so finde ich doch bei einigem Nachdenken, daß eine reelle Gefahr für die Religion, am allerwenigsten für die katholische, daraus nicht entspringen werde, selbst

[1]) Die Originale im fürstl. Metternichschen Archiv zu Plaß in Böhmen.

nicht für diejenige Klasse, die die Religionsdogmen nur mit dem Verstande und mittelst kritischer Analyse aufzunehmen geneigt ist: denn wohin auch die Hegelianer bei ihrem Streben gelangen mögen, die letzte Erklärung bleiben sie dem Verstande schuldig. Ein Unfassbares, durch die geistige Analyse nicht mehr Zersetzbares, bleibt auf dem Boden des Gefäßes zurück, das die Kritik nicht im Stande ist, als primitives Element darzustellen. Ja, wenn die Hegelianer Alles erklären könnten, wenn sie einen Begriff zu formuliren vermöchten, der hinreichte, so wäre für die bloßen Verstandesmenschen allerdings zu fürchten; da dieß aber nicht der Fall ist, da sie einen letzten Grund aufzufinden nicht im Stande sind, so wird auch der abstrakte Verstand, wenn es ihm um ehrliche Forschung zu thun ist, bald das Vacuum herausfühlen, und da dieses auf andere Weise nicht auszufüllen ist, wohl auch bald wieder zu der positiven Kirche und namentlich zur katholischen geführt werden, die den Glauben dort verlangt, wo der Verstand aufhört und die Forschung des menschlichen Geistes nicht mehr hinreicht. So kommt am Ende der transcendentalste Verstand, und die Einfalt des Gemüthes, in denselben Verhältnissen zusammen. So glaube ich wird die Sache sich auf dem Wege der Wissenschaft für ehrliche Forscher darstellen. Was aber indeß solche Lehren auf die socialen Verhältniße für eine Wirkung haben und welche Krisen sie hervorbringen können, wenn zu den politischen Gährungsmitteln noch die antichristlichen kommen, mag Gott wissen! Was mir aber als innigste Überzeugung entgegentritt, ist, daß statt einem Vertilgungskriege, den die christlichen Confessionen unter sich führen, sie viel besser thun würden, den gemeinsamen Feind aus dem Felde zu schlagen, der mit dem Christenthum zugleich Gott selbst in Frage stellt. So weit hat es die neu angeregte Bewegung in Preußen in kurzer Zeit gebracht, daß man jetzt schon einen Schritt weiter geht als der Convent, der doch einen Gott decretirte, während die neupreußische Religion ihn vollständig leugnet. Welch ein heilloser Trank braut in diesem Hexenkessel, und wer wird

seinen Inhalt kosten! Wenn die Bauern in Preußen erst werden „Hegel" gesoffen haben, und das werden sie bald, dann bin ich begierig zu sehen, wer und was sie regieren wird. Den persönlichen Gott sind sie auf kritischem Wege glücklich los geworden, den König werden sie ihnen noch leichter weg demonstrieren! — Das Uebelste aber und zugleich das Sicherste, der Sache auf viel länger hinaus das Leben zu fristen, als es im natürlichen Lauf der Dinge bestehen dürfte, wäre, wenn eine heftige Reaction von Oben, statt speciellen Hemmnissen, allgemeine eintreten ließ! Die jetzige Zeit scheint nicht gemacht, sie zu ertragen, und es läßt sich nicht verkennen, daß die vortreffliche Stimmung vom vergangenen Jahre einer fieberhaften Aufregung Platz gemacht hat; indeß bis jetzt wohl noch ziemlich ausschließlich in Preußen und dem Norden. Ich füge noch einige Gerüchte bei, die hier im Umlauf sind; Ew. D. werden am besten wissen, ob sie einigen Glauben verdienen. — Der König von Preußen, behauptet man, werde nach beendigten Militärübungen alle süddeutschen Höfe besuchen, deren Fürsten ohnehin fast alle bei denselben erscheinen sollen. — Der Herzog von Nassau habe eine Einladung nach Petersburg erhalten, die auf den Wunsch Bezug hat, die Großfürstin Olga zu vermählen. Da aber die frühere Werbung, so lang man einige Hoffnung auf den Kronprinzen von Bayern hegte, nicht ganz artig aufgenommen wurde, so habe der Herzog die gegenwärtige Einladung nach Petersburg abgelehnt und sich entschuldigt. — Hormayr schreibt an einem zweiten Band Urkunden zu den „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" — Professor Fallmerayer[1]), eben aus dem Oriente zurückgekehrt (sonst ein guter Oestreicher) erzählt von allerhand Beleidigungen, die neuerlich durch türkische Insolenz der oesterreichischen Flagge sollen angethan worden seyn. Ich denke im schlimmsten Falle, doch wohl nur den Handel unter derselben.

Von Malzahn habe ich vor vierzehn Tagen wieder einen

[1]) Jakob Philipp Fallmerayer geb. bei Brixen 1790, gest. München 1861, Historiker und Orientreisender.

Brief bekommen: er ist aber noch immer wenig zusammenhängender als sein früherer und zeugt keineswegs von vollständiger Genesung, ja kaum von bedeutender Besserung. Die Königin von Würtemberg ist seit einigen Tagen hier; sie sieht leidend aus und ist bedeutend mägerer geworden. Sie erkundigte sich sehr angelegentlich nach E. D. und der Fürstin Befinden und erinnerte sich mit großem Vergnügen Ihres Besuches in Stuttgart.

Meine Kur ist bis 13. geendet; da Ew. D. erst gegen Ende des Monats nach Böhmen gehen, einige Zeit in Plaß bleiben, so ist Ihre Ankunft in Königswart wohl nicht vor 5.—6. August mit Bestimmtheit anzunehmen. Ich werde die dazwischen liegenden 3 Wochen benutzen, und nach Frankfurt, wo ich bis 19. bleiben will, um dann an den Rhein zu gehen; bis 10., 12. aber E. D. in Königswart aufwarten, wenn E. D. vielleicht nicht doch an den Rhein kommen, und es dann vielleicht besser wäre, ich erwartete E. D. Ankunft auf dem Johannisberge? Ich würde mich sehr glücklich schätzen hierüber E. D. Befehle in Frankfurt zu finden. Ich hoffe, die beständige Wärme dieses Sommers hat E. D. besonders zugesagt, und wird eben so günstig auf Ihr Befinden als auf den Kabinetswein vom Jahre 1842 einwirken. Indem ich der Fürstin meine treueste Ergebenheit zu Füßen zu legen ergebenst bitte, ersterbe ich mit Ehrfurcht

Ew. Durchlaucht ganz gehorsamster

Zedlitz.

II.

Frankfurt 16. Juli 1842.

Ew. Durchlaucht!

Ich bin heute früh hier eingetroffen, und da, wie ich eben vom Grafen Münch erfahre, in wenig Stunden ein Kurier abgeht, verfehle ich nicht Ew. D. meine weiteren Erlebniße zu berichten. Tettenborn hat mir den Brief übergeben, den E. D. an mich zu richten die Gnade hatten. — Der ertheilte Auftrag wegen des oesterr. Finanzcorrespondenten der Allg. Zeitg. ist besorgt, und die Redaktion, wie mir Cotta schreibt, bereits beauftragt, ihn abzuweisen. Die „Revue der

oesterreichischen Zustände"[1]) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Wie ich höre erscheint sie in einzelnen Heften, die indeß wenig Verbreitung haben sollen. Auch Graf Münch hat sie noch nicht gesehen. Ich war in Kissingen viel mit dem Minister Blittersdorf zusammen, der sich in diesem Augenblick in ziemlich rathloser Stellung befindet, und den ich mehr gebeugt gefunden, als ich es bei seiner Energie für möglich gehalten hätte. Er scheint den Zustand in Baden für einen aufgegebenen anzusehen und jedenfalls für mächtiger, als die Mittel die ihn in der Zustimmung seiner Collegen und in der persönlichen Gesinnung des Großherzogs zur Hand sind, ihn zu bekämpfen. So arg ist es wohl vielleicht nicht, aber die Sache ist allerdings auf einen Punkt gebracht, wo ein Sieg nicht zu erwarten steht. Eine Niederlage wird es aber auch nicht, so lange die Regierung sich nicht selbst für geschlagen bekennt. Die Reactionen der preußischen Presse am Rhein haben sich in Baden eben jetzt auf das nachtheiligste erwiesen. Unter diesen Umständen dürfte wohl die einzige Möglichkeit die Position zu halten, die sein, die Schläge hin zu nehmen, die Motion geschehen zu lassen, aber den Ständen zu erklären, daß die Regierung ihr durchaus keine Folge zu geben beabsichtige — und zur Tagesordnung überzugehen. Die Steuern werden die Stände sich wohl hüthen, zu verweigern. Baron Blittersdorf scheint wohl zu fühlen, daß seine eigenthümliche scharfe Weise und große Schroffheit, mit beigetragen hat, die Sache auf diesen Punkt zu bringen. — Andlaw ist in Kissingen angekommen und erzählte mir, daß die Mission des Baron Nell in München den Verlauf nicht gehabt, den man sich anfangs für ihr Gelingen erwartet, und man immer größere Anstände von Seite der bayrischen Regierung erhoben habe. Unter diesen Umständen hielt ich es vielleicht für nützlich, wenn ich meinen Weg hierher über Brückenau nähme, wo sich vielleicht durch den König selbst die Gelegenheit bieten könnte, diesen Gegenstand zu berühren. Das war nun zwar nicht der Fall,

[1]) Erschien bei Reclam in Leipzig.

aber ich benutzte einen mehrstündigen Spaziergang mit dem Busenfreunde des Königs Baron v. Thamm, um ihm so viel Gutes von B. Kübeck[1]), von seinem Talent und seiner durchaus graden und ehrenhaften Gesinnung zu sagen, als ich konnte. Ohne über die schwebende Unterhandlung im Einzelnen zu sprechen, berührte ich nur im Allgemeinen, daß im Geschäfte mit dem Hofkammerpräsidenten das entschiedenste Vertrauen auf seine Gradheit und überwiegende Sachkenntniß, sich immer gerechtfertigt finden werde! Aus Allem, was Andlaw erzählt und was ich selbst in München wahrgenommen, schien man nicht ganz der Meinung fremd, man wolle von unserer Seite au plus fin in dieser Sache spielen; eine Unterstellung, die Hormayrs Anwesenheit in München zu erhalten und zu bekräftigen, gewiß nach Möglichkeit beigetragen haben wird. E. D. werden natürlich beßer wissen als ich, ob meine Besorgniß überhaupt irgend einen Grund hätte, und ob Baron Nell nicht vielleicht schon in diesem Augenblick am erwünschten Ziele ist. Da ich indessen glaubte, es könnte doch vielleicht irgend für die Sache nützlich sein, so wollte ich nicht unterlassen das zu thun, was sie fördern konnte. Mich selbst hat der König auf das Gnädigste empfangen. Ich begegnete ihm früh im Kurgarten, ehe ich ihm noch gemeldet war, und er sprach längere Zeit mit mir. Als ich nach Hause kam, fand ich eine Einladung zu Tische, und kurz nachher wurde mir gesagt, ich möchte etwas früher kommen, der König wolle mich sprechen. Als ich kam, wurde ich bei ihm eingeführt, und nachdem Er sich längere Zeit über allerhand Gegenstände unterhalten, und mich zur Eröffnung der Walhalla eingeladen hatte, überreichte er mir den bayerschen Civil Verdienstorden. — Da ich nicht weiß, durch welchen der Krone Bayern geleisteten Dienst, ich ihn verdient habe, so kann ich es nur dadurch erklären, daß der König mich für einen großen Dichter angesehen hat. Da man große Herren über ihren Geschmack nicht des Besseren belehren kann, so muß ich den

[1]) Karl Friedrich Kübeck Freiherr v. Kübau, damals Präsident der Hofkammer.

König in seinem Irrthum lassen, unbeschadet der tiefsten Dankbarkeit, die ich ihm nicht nur für diese letzte Gnade, sondern auch für seine, mir durch lange Jahre immer gleichmäßig bewiesene, wohlwollende Gesinnung, schuldig bin. Da ich das Glück habe E. D. Departement, wenn auch nur anonym anzugehören, so bitte ich zugleich E. D. wollen mir die Erlaubniß des Kaisers ihn tragen zu dürfen, gnädigst vermitteln. Ich werde einige Tage hier bleiben, und dann nach Rheinpreußen gehen, in Cöln, Aachen und Düsseldorf mich umsehen, und die dortigen Schiffer an Ort und Stelle zu beobachten suchen, wo sich allein bemessen läßt, welchen Umfang und welche Tragweite die dortigen Experimente genommen haben. Bis 6. August werde ich wieder in Frankfurt sein, und falls der Graf Münch an E. D. eine Expedition hat, dieselbe mitnehmen und den 8.—9. in Königswart eintreffen, bis wohin E. D. wohl auch von Ihrem Aufenthalt Platz zurück, und dort angekommen sein werden! —

Indem ich mich Ew. Durchlaucht und der Fürstin zu Gnaden empfehle, habe ich die Ehre zu gehören

Ew. Durchlaucht ganz gehorsamster Diener

Zedlitz.

III.

Venedig 9. April 1844.

Durchlauchtigster Fürst!

Über einen Monat bin ich nun in Venedig, und so will ich, ehe ich es wieder verlasse, von der mir ertheilten gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen und E. D. Nachricht von mir geben. Ich beschränke mich zunächst auf jene Gegenstände, die außer dem Kreise liegen, den E. D. in ämtlicher Stellung überblicken. Ich kann meinen gegenwärtigen Aufenthalt in Venedig, den ich zum größten Theile der Gunst E. D. verdanke, ziemlich als meinen ersten in dieser zauberhaften Stadt betrachten, denn die wenigen Tage, die ich zur Zeit der Huldigung hier zubrachte, waren zu bewegt, um mir Muße zu ruhiger Überschauung zu gewähren. Ich benütze die gegenwärtige vor Allem, um in dieser anregenden Umgebung den Plan zu einem neuen Gedichte zu entwerfen und so weit zu fördern, daß es mir

später nicht mehr durch Unterbrechung gehemmt werde. Muß doch Jeder zur Ehre des gemeinsamen Vaterlandes mit jenen Kräften wirksam sein, die ihm eben zugemessen sind, und so muß ja wohl der Poesie immer mein erstes Interesse bleiben. Daß sie das darf, bin ich ganz eigentlich E. D. schuldig, qui mihi haec otia fecit, und der mir eine solche Existenz vermittelt hat; ein Gedanke, der nie aufhört, mich mit der dankbarsten Empfindung für diesen Schutz zu erfüllen! — Über öffentliches Leben sowie über Künste und Künstler, werde ich der Allgemeinen Zeitung einige Berichte machen, die einen allgemeinen Übersichtspunkt gewähren können; hier beschränke ich mich nur zweier Namen zu erwähnen, von denen der erste bereits den besten beigezählt wird, der andere aber noch wenig bekannt ist: ich meine Bildhauer Ferrari [1]) und den Maler Zona [2]). Ferrari hatte mit einer Menge Kabalen zu kämpfen, und wie ich höre von einflußreichen Leuten. Es ist ihm eben ergangen, wie es dem Genie, das emporstrebt, fast immer ergeht, der Neid des Handwerks hat ihm alle möglichen Hemmnisse in den Weg geworfen. Statt seinen Entwürfen und Modellen eine verdiente Würdigung angedeihen zu lassen, statt seinen Namen nach Gebühr hervorzuziehen, hat die Zunft Alles gethan, um ihn zurückzudrängen. Das Publikum hat indeß nichts desto weniger den jungen Meister trotz dem Neide seiner älteren Kunstgenoßen zu Mailand und Venedig, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Treves und mehrere andere Privaten gaben ihm Aufträge, und Verona und Brescia bestellten Arbeiten für öffentliche Ausstellung, die ich zum Theil in Marmor, zum Theil in Thon in seiner Werkstatt gesehen habe. Gegenwärtig stehen dort zwei kolossale Gruppen: die eine, Laokoon in einer geistreichen und schönen Auffaßung, wird in diesem Augenblick in kleinerem Maßstabe für einen Kunstfreund in

[1]) Luigi Ferrari geb. Venedig 1810, gest. daselbst 1894, Professor an der Akademie zu Venedig.

[2]) Antonio Zona, Porträt- und Historienmaler, erhielt seine Ausbildung an der Akademie der schönen Künste in Venedig. Vgl. Wuzbach, Biograph. Lexikon.

Marmor ausgeführt, und soll später im Großen für Venedig ausgeführt werden. So vortrefflich diese Gruppe indeß auch ist, so übertrifft sie nach meiner Meinung doch sein Triumph Davids noch um Vieles, und ich halte dafür, daß dieser Gruppe ein Platz unter den allerersten Werken der jetzigen Zeit gebührt, und ich würde sie meinestheils eben so gern, wenn nicht lieber, statt Canovas Theseus zu Wien aufgestellt sehen. Ich habe eine Zeichnung davon für E. D. machen lassen, die ich hier mit schicke, um Ihnen eine kleine Idee dieser herrlichen Composition zu verschaffen. Die Zeichnung ist ganz gut gerathen, nur ist der Ausdruck im Kopfe Davids im Original bei Weitem vergeistigter, und es liegt eine solche heroische Kraft, mit so viel religiöser Begeisterung in den Zügen; sie sind in ihrer Schönheit zugleich so erhaben und grandios, daß man unwillkürlich an den Apoll im Belvedere erinnert wird, obgleich die Auffaßung eine vollkommen freie und selbständige ist. Unter allen Bildhauern unserer Monarchie ist Ferrari gegenwärtig gewiß am geeignetesten, einer großen Aufgabe zu genügen, und in ihm glüht ein ganz anderer göttlicher Funke als im Marchesi zu Mailand oder hier in San Domenichi![1]) Das im Auftrage der Regierung bei letzterem bestellte Denkmal des Tizian habe ich gleichfalls betrachtet. Es ist eine schöne und würdige Arbeit, die ihren Platz mit Ehren ausfüllen wird, freilich ohne jene Eindrücke zu erregen, die eben in allen Fächern zu den Mysterien der Kunst gehören und von dem wirklichen Genie im glücklichen Momente unbewußt hervorgebracht werden. Die Inspiration eines Augenblickes ist in der Kunst mehr werth als die Combinationen ganzer Jahre, deshalb liegt bei Künstlern so viel daran, daß solche Augenblicke nicht verloren gehen. — Der Maler Zona, den ich E. D. gleichfalls nennen will, ist ein noch junger Mann von vielen Anlagen. Er hat im Auftrage des Grafen Amadei, der diesen Winter starb, einen heiligen

[1]) Luigi San Domenichi, Schüler Canovas und Schöpfer des Tizian-Denkmals in der Kirche dei Frari zu Venedig. Vgl. Naglers Künstlerlexikon.

Johann von Nepomuk gemalt, der, ohne ein Meisterstück zu sein, doch ein überaus schönes Bild geworden. Für dieses wirklich ausgezeichnete Altarblatt wurde dem jungen Mann 400 f. accordirt. Nun ist Graf Amadei gestorben und die Erben wollen von dem Bilde nichts mehr wissen, obwohl, wenn Zona später einen berühmten Namen bekommt, woran ich nicht zweifle, man ein solches Bild nicht um den vierfachen Preiß zu theuer finden wird. Nun ist Johann v. Nepomuk zudem in Italien kein volksthümlicher Heiliger, während er es in unsern deutschen Provinzen sehr ist; ich habe daher dem Maler gerathen, es geradezu nach Wien zur Ausstellung zu schicken, und empfehle das Bild namentlich der Protektion der Fürstin. Wer irgend ein Altarblatt braucht, findet dabei seine Rechnung!

Wenn mich indeß auch Kunst und Poesie hier ausschließender beschäftigten, so habe ich doch auch sonst fleißig mit hellen Augen umgeblickt und zwar in allen Kathegorien der Bevölkerung. Was die Bemerkungen anlangt, die ich E. D. unterlege, so fehlen Ihnen darüber freilich keinerlei offiziellen Berichte, aber E. D. wissen auch unter welchen Prismen sich die Ansichten färben, die auf polizeilichen Wegen möglicherweise einzuholen sind: Wichtigmacherei und übertriebene Ängstlichkeit persönlicher Verantwortlichkeit gegenüber, sind nur zu sehr geeignet den Blick zu trüben. Ich stehe in beiden Beziehungen völlig unabhängig und spreche gewissenhaft meine Meinung aus: Die Gesinnung der hiesigen Provinz, selbst im gegenwärtigen Augenblicke, wo im übrigen Italien manche Symptome schlechten Geistes auftauchen, kann unbedingt eine gute und vollkommen loyale genannt werden. Ein Paar Arretietungen, die man in den letzten Tagen, vielleicht mit übertriebener Eilfertigkeit unternahm und die nicht günstig auf die Stimmung wirkten, werden diese Behauptung im Laufe der Untersuchung eher bekräftigen als wiederlegen, und obgleich sie wie ich höre Bekannte der beiden Bandieras betreffen, beweisen, daß, auf Venedig bezogen, dieses Faktum ganz isolirt steht. Dennoch wäre es kein Wunder, wenn

der allgemein vorherrschende gute Geist des Volkes, selbst bei der überall laut ausgesprochenen Überzeugung, von der musterhaften Gerechtigkeit und dem Wohlwollen der Regierung im Ganzen und Großen sich doch am Ende mehr von ihr entfernte als sich ihr zuwendete. Denn nirgend so weit der oesterreichische Scepter reicht, haben die Unterthanen wohl mehr von der Willkür und dem Übermuthe der kleinen Beamten zu leiden, wie hier! In dieser Beziehung übertreffen sogar die Italiener die Deutschen noch um Vieles. — Allgemein lobt man die höchsten Behörden, aber Alles klagt über die Plackereien der Subalternen! Schon das Paßwesen allein, muß die Leute zur Verzweiflung bringen, denn Niemand vermag von hier nach Mestre und Fusine zu gehen, ohne mit Documenten versehen zu sein. Nicht minder als die physischen drücken die geistigen Schranken. Was Censur ist und soll, weiß ich, und E. D. haben mir mehr als einmal den Gegenstand vom politischen Standpunkt aus in so geistiger Beleuchtung überblicken lassen, daß ich Ihre eigene Ansicht darüber vollkommen kenne. Hier aber übersteigt die Sache in der Praxis alles Maaß und E. D. würden staunen, wenn Sie aus den tausend Einzelheiten entnehmen sollten, wie sie hier getrieben wird. Der geistige Verkehr ist dadurch völlig null geworden, und etwas, das den Namen einer Buchhandlung verdient, existirt hier gar nicht. Die erste Buchhandlung Venedigs ist eine bloße Trödelbude alter meist incompleter Bücher, und nicht mit der schlechtesten Antiquarhandlung unserer Provinzialstädte zu vergleichen. Man muß das sehen, um es zu glauben! Dabei denke man aber ja nicht, daß das Volk dieses Bedürfniß nicht fühle, und die gebildete Klasse diese geistige Vertrocknung nicht beklagte! Eine kräftige Weisung von Oben an die subalternen Beamten, die vielleicht auch manchem höher gestellten nicht schaden könnte, mit dem Publikum höflich umzugehen und die nöthige Strenge nicht durch rauhe und übermüthige Formen noch fühlbarer zu machen, eine vernünftigere Handhabung der Censur und vor Allem eine billigere Erleichterung im Paßwesen würde unglaublich beitragen, dieses gute, harm-

lose, und an sich vortreffliche Volk zu enthusiastischer Anhänglichkeit zu begeistern, während die unzähligen Nadelstiche, denen es in jedem Augenblicke und bei der leisesten Bewegung ausgesetzt ist, es zu einem Gefühle der Unbehaglichkeit treiben, das ihm künstlich eingeimpft wird und es am Ende unbillig gegen die wahren Wohlthaten macht, die die Regierung ihm in allem Wesentlichen erzeigt. — Diese Ansicht ist nicht die meine allein, sie ist die fast aller verständigen Männer, der loyalsten und anhänglichsten Patrioten. Auch in Bezug auf das Marinecorps ist mir allerhand zu Ohren gekommen, das ich mir indeß für eine mündliche Besprechung vorbehalte ... Alles was ich hier zu E. D. Kenntniß bringe, soll keinen andern Zweck haben, als E. D. Gelegenheit zu geben auf geeignetem Wege genauere Informationen einzuziehen, und zu erörtern, in wie weit meine Wahrnehmungen sich bestätigen werden. Sie E. D. irgend vor zu enthalten, hätte ich unvereinbar mit der vollständigen Offenheit und Freimüthigkeit gefunden, die ich E. D. schuldig bin, und immer für meine heiligste Pflicht gehalten habe. Aus dem Mittelpunkte in dem E. D. stehen, werden Sie am besten beurtheilen in wie weit diese Bemerkungen Beachtung verdienen. Ich denke bis 17. hier abzureisen, am 19. in Verona der großen Kirchenparade beizuwohnen, und dann noch auf 8—10 Tage an den Gardasee zu gehen, von wo ich dann meine Rückreise über Tirol in der Art anzutreten gedenke, daß ich bis 10. Mai wo ich meine Wohnung, die ich einstweilen vermiethete, wieder leer finde, E. D. wieder aufzuwarten hoffe.

Indem ich mich der gnädigen Erinnerung der Fürstin in treuester Ergebenheit zurückrufe, bitte ich E. D. mir den wohlwollenden Schutz auch ferner zu erhalten, der so wesentlich zu dem Glücke meines Lebens gehört, und den zu verdienen, ich nie aufhören werde nach besten Kräften zu erstreben.

Euer Durchlaucht unterthänigster

Zedlitz.

Eine Börne-Biographie.

Frankfurt, der Sitz des Bundestages, war zugleich auch ein Sammelplatz von allerlei geheimen Agenten verschiedener Regierungen, die in deren Auftrage über alle Vorfälle, Stimmungen, aber auch über einzelne Persönlichkeiten zu berichten hatten. Gutzkow in seinen „Rückblicken“ gedenkt der unheimlichen Gestalten, die in Frankfurt allbekannt herumwandelten: „Zuträger von Neuigkeiten bei den Gesandten, pensionierte Beamte kleiner Staaten, betriebsame alte, weißhaarige Gesandtschaftssekretäre, auch Thurn und Taxissche Beamte, besonders solche, die im Rufe der Brieferbrechungskunst standen, kurz eine Art von privilegierter Lohndienerschaft, die sich um den Bundestag herumbewegte.“ Von einem solchen Geheimagenten kamen auch Berichte über Ludwig Börne nach Wien, darunter auch eine Biographie dieses Dichters, die für den österreichischen Konfidenten 1819 von einem in Frankfurt lebenden Schriftsteller verfaßt wurde, der, wie seine Ausführungen zeigen, sich bemühte, Börnes Charakter gehässigerweise in ein ungünstiges Licht zu rücken. Das Schriftstück lautet:

Doctor Ludwig Boerne, Herausgeber der „Wage“ und der „Zeitschwingen“ ist der zweite Sohn eines hiesigen, sehr angesehenen Kaufmannes „Baruch“, der in früheren Zeiten häufige und bedeutende Geschäfte, besonders in Wien machte, durch unglückliche Conjuncturen von Außen. etwas zurückgekommen sein soll, jedoch ohne in der guten Meinung seiner Glaubens-Genossen zu verlieren, die in ihm einen sehr klugen und einsichtsvollen Mann und eines ihrer gewandtesten Vorstands-Glieder verehren.

Rechtlichkeit und Herzensgüte sind seine Hauptzüge — der letzte charakterisirt die ganze Familie.

Die israelitische Gemeinde verdankt seinen hohen und ausgebreiteten Verbindungen den glücklichen Erfolg mancher ihrer Angelegenheiten durch seine persönlichen Eigenschaften bewirkt, die seinen Sendungen Nachdruck geben.

Besonders ließ er sich die Erziehung seiner Kinder angelegen sein. Seine Tochter ist die Gattin des Hofbanquiers

Spiro zu München; von seinen drei Söhnen, wollen wir dem mittelsten, dem obgenannten unsere Aufmerksamkeit widmen: die beiden übrigen sind Kaufleute ohne Gewicht.

Löb Baruch (jetzt Boerne) hat seinen Namen so oft, als sein politisches Gewand verwechselt. Dr. Bournaye kannte ihn auf Schulen und Universitäten unter dem Namen Lowis; bei seiner Rückkehr nach Frankfurt ließ er sich Ludwig Baruch nennen und seit Kurzem hat er sich Ludwig Boerne getauft, um in der schriftstellerischen Welt als geborener Christ aufzutreten und der lesenden das jüdische „Löb Baruch“, mithin Geburt und Glauben, zu verbergen.

Einerseits schämt er sich also seiner Abkunft und andererseits vertheidigt er doch die Rechte und Gesinnungen seiner ehemaligen Glaubensgenossen (denn er ist seit Kurzem heimlich getauft) auf's hartnäckigste......

Scham und Rache schmieden Boerne's Waffen und ein unauslöschlicher Christenhaß taucht sie in Gift.

Wir wollen den Grund der Entstehung dieser Gefühle und Maximen kennen lernen, um begreiflich zu finden, daß Boerne dabei doch ein guter Mensch sein kann und von Natur es ist. Aber sein Unglück liegt tiefer, es ist mit ihm geboren, um ihn nie mehr zu verlassen und besteht in einem ewigen, durch eine zänkische Gemütsart noch vermehrtem Druck, und bei der geringsten Erleichterung desselben, in dem ausgelassensten Wesen: in einem übermäßigen Hange zum Sonderbaren und Auffallenden erschien er dadurch auch lächerlich und hauptsächlich in der Wuth sich Ruf und Namen zu verschaffen, gleichviel durch welche Mittel, Barockheiten oder Inconsequenzen Witz oder Trost; die Politik, die er dazu anwendet, hat wenig Gewissen. Alle seine Umgebungen sind ihm Mittel — er allein ist sich Zweck — er wird daher mehr Ruf als Ruhm verlangen und für einen besseren Schriftsteller, als Menschen gelten. Unter Christen geboren, wäre er vielleicht einer der vortrefflichsten.

Wir wollen seine Laufbahn von den Tagen der Jugend bis auf die Gegenwart verfolgen und ihm diejenige Aufmerk-

samkeit schenken, die ihm als eine außerordentliche Erscheinung der Zeit und seinem unbezweifelten Einflusse auf die Gemüther derselben mit Recht gebührt.

Haupt-Aufschluß über Boernes Charakter und Anlagen verdankt Dr. Bournaye — persönlichen Umgang ganz abgerechnet — dessen Erzieher: Jakob Sachs, einem geborenen Schlesier und seit Jahren Vorsteher eines hiesigen jüdischen Erziehungs-Institutes. Er war es, der schon frühzeitig Boerne's schlummernde Talente weckte und einen ungewöhnlichen Fond von Geist und Witz in ihm entdeckte.

Hätten diese Gaben mit den Jahren gleichen Schritt gehalten, so müßte Boerne einer der größten Denker geworden sein, aber eine gewisse Unregelmäßigkeit im Wandel verbunden mit Faulheit und der spitzigsten Sucht zum Widerspruche hinderten ihre Entwicklung und noch würde der Namen Boerne ungenannt geblieben sein, hätte Frankfurt ihn seiner Stelle als Polizei-Actuar bei Entstehung der neuen Constitution nicht entsetzt.

Ist ein Ordnung scheuendes Genie an geregelte Dienstbeschäftigung gewöhnt und des Müßigganges unkundig geworden, so wird eine plötzliche Versetzung desselben in's Gebiet des Nichtsthuens oft die Mutter einer ganz neuen Thätigkeit. So entstand die „Wage“ und mit ihr Boerne's schriftstellerische Laufbahn.

Die Winke und Erfahrungen des Erziehers — eines schlauen und scharfsinnigen, aber eckigen und geschmacklosen Kopfes — brachten den Vater auf die Idee, Löbchen für die Wissenschaften zu erziehen und ihn nach erlangten Vorkenntnissen der hofmeisterlichen Ruthe zu entziehen. Ob und welchen Einfluß dieselbe auf seine junge Seele geübt hat, läßt sich nicht bestimmen.

Aus der Analogie der Charaktere zu schließen, vielleicht einen ungünstigen, da beide zänkischer Natur sind.

Löb Baruch frequentirt nun das Frankfurter Gymnasium und von dieser Periode an datirt sich schon sein innerer Krieg mit der christlichen Außenwelt, der ihn nachher durch alle Verhältnisse des Lebens verfolgte, endlich mit allen entzweite und seinem ganzen Wesen eine unstäte, flüchtige und charakterlose Richtung gab.

Entrüstet über die Schmach und bitterste Verachtung, die er des Glaubens wegen von seinen unbarmherzigen Mitschülern zu erdulden hatte, verließ er Frankfurt und besuchte eine gelehrte Schule in Gießen: auch hier gab eine ähnliche, doch mildere Behandlungsart seinem bissigen Wesen neuen Stoff zu spitzen Gegenmitteln, die immer reibender wurden, je stärker der Andrang von Außen war. Die Fortschritte in den Wissenschaften waren unbedeutend, weil es an einer gewissen Vorliebe zu einer bestimmten und an einem systematischen Cursus zu allem fehlte: barocke Gegensätze rc. machten seine liebste Unterhaltung aus und an den grellsten Widersprüchen mußte sich schon damals Witz und Scharfsinn wetzen lernen, besonders bei einem aufgeweckten Juden-Kopfe. — Was blieb ihm bei der christlichen Einrichtung anderes übrig als die Medicin.

Europas größter, damals lebender Arzt, Reil, der Verfasser der Fieberlehre, ordentlicher Professor der Heilkunde und Entbindung auf der Universität Halle, jener Zeit der blühendsten in Deutschland sollte für Baruchs academische Bildung gewonnen werden.

Und das geschah — für schwere Summen: Baruch war der einzige unter den Studirenden, der sich des Vorzugs schmeicheln durfte, Dach und Tisch mit der liebenswürdigen Familie eines der angesehensten Männer zu theilen und unter dessen unmittelbarer Leitung und Aufsicht zu stehen. Diesem Umstande verdankte er, anfangs auf dem lutherischen Stadt-Gymnasio, hernach auf der Universität selbst die günstigste Vormeinung, man setzte Vermögen und hohe Bekanntschaft voraus und träumte sich durch seinen Umgang schon in der Idee in die schöne Nähe des Reil'schen Hauses. Louis durchschaute das (denn der Baruch ist in Frankfurt geblieben) — fühlt sich, wird keck und artet in die übermüthigste Sucht sich bemerkbar zu machen aus.

So wird er auch hier lächerlich und in Kleidung und Betragen bald der Spott des Ganzen. Vergebens bemüht er sich in eine academische Verbindung oder Landsmannschaft zu

kommen. Es gelingt seiner Zudringlichkeit weder auf Fechtböden noch Comersen.

Wie geschmeichelt mußte sich der junge Hebräer fühlen, als er im Jahre 1804 mit der Reil'schen Familie dem Könige von Preußen und der unvergeßlichen Louise, die während ihres Besuches zu Halle ihr Absteigequartier bei Reil genommen hatten, vorgestellt wurde!?

Alles dies machte jedoch keinen Eindruck auf eine Veränderung seines lächerlichen Äußeren. Jedermann zog sich zurück und er mußte zuletzt seinen Umgang auf die Person eines einzigen Akademikers beschränken, der beschränkter Vermögensverhältnisse wegen, sich ihm hingab und eine Zeit lang von dessen Spenden lebte.

Er heißt Großing, wurde später Erzieher des Sohnes des Ministers Humboldt und lebt jetzt als Gelehrter in Wien. Er ist ein natürlicher Sohn des berüchtigsten Baron von Großing in Wien und nicht ohne philosofische Verdienste. In dieser Periode wuchs auch Louis's Schuldenlast.

Daß seine Witzfunken hie und da Aufsehen erregten, beweist die Aussage des Geh. Rath Wenzel, der da wissen will, daß Reil Boernes's Geist geschätzt habe.

Nach Auflösung der Universität Halle am 17. Feber 1806 trieb sich Boerne in Berlin und nachher mit seinem Vater auf Reisen und in Wien herum.

Hierauf bezog er die Heidelberger Akademie, wurde aber durch eine Aufnahme in eine fingirte Landsmannschaft dermaßen zum Spott der Studirenden, daß er die Medicin und Heidelberg verließ und zuletzt in Gießen die philosofische Doktorwürde unter dem Namen Ludwig Baruch als Kammeral-Öconomist annahm.

Bei seiner endlichen (denn er hatte 7 Jahre studirt) Rückkehr nach Frankfurt begrüßten ihn die bittersten Vorwürfe seines Vaters, dem er, weil er die Medicin verlassen und keine Beschäftigung hatte nach so bedeutendem Kostenaufwande für Erziehung und Studien, noch täglich zur Last fiel: jetzt mußte der Wein die Grillen vertreiben: aber kein Wirthshaus

ließ ihn ungehudelt. Endlich gelang es dem väterlichen Einflusse seinem mißrathenen Sohne eine provisorische Beschäftigung bei der primatischen Polizei zu verschaffen.

Boerne lernte sich fügen, lernte regelmäßig arbeiten und man lernte ihn benützen. In dieser Periode zeigte sich seine besondere Vorliebe für Napoleon und die französische Sache, der er enthusiastisch ergeben war und sie mit Wärme gegen des Verfassers (Bournaye) häufig geäußerte Bedenklichkeiten verfocht.

Daß sich hier seine Feder in schriftlichen Aufsätzen zu üben Gelegenheit hatte, blieb dem Tausendsten verborgen; nicht so seine Schriftstellerei, aber sie fand noch keinen Eingang bei den Redactionen der Zeitschriften, weil Boerne keinen Namen hatte.

Seinen ersten Versuch — wenige Aphorismen — nahm Verfasser, als Redakteur der damals hier erscheinenden „Gemeinnützlichen Blätter" für das Großherzogthum Frankfurt und dessen Umgebung aus Rücksicht der Bekanntschaft und wegen seines zudringlichen Ersuchens auf.

Was Baruch so sehnlich und immer vergebens gewünscht hatte, die Aufnahme in eine geheime Verbindung, gelang ihm jetzt. Er wurde Mitglied der sogenannten Juden- oder Polizei-Loge — und ist's noch.

Damals war der Pol. Actuar Severus Boernes größter Dränger, Meister vom Stuhle in gedachter Loge, zog sich aber bei Auflösung des Napoleonischen Reiches mit allen christlichen Gliedern zurück und errichtete eine eigene Loge, die jetzt die Polizei-Loge heißt und keiner Anerkennung gewürdigt wird.

Baruch wurde der thätigste Maurer und erhielt nun Gelegenheit seine Anlagen durch die Feder zu entwickeln, denn mündlich ist er der einsilbigste, trockenste und ungewandteste Gesellschafter von der Welt.

Er unternahm jetzt maurerische Reisen, machte den Werber, schrieb Reden die Fülle und wechselte Papiere mit freundlichen und feindlichen Logen, um die Anerkennung der seinigen zu erwirken.

Die Maurer kannten ihn also schon früher als das profane Publikum und wunderten sich daher auch weniger als

dasselbe über das Wagestück mit der „Wage“ als Schriftsteller auftreten zu wollen, sie schätzten ihn, oder vielmehr seinen Kopf.

In dieser Periode sprach ihn Verfasser wenig und selten; erst kurz vor dem Einzug der Deutschen, erinnert er ihn im Fluge an die baldige Möglichkeit der Erfüllung seiner profetischen Aussagen, aber er vermochte die Richtigkeit seines politischen Glaubens-Artikels immer noch nicht zu begreifen, bis zur Ankunft unserer Befreier, wo er ihn eine Zeit lang mit Verachtung strafte.

Jetzt nahm die Lage der Dinge eine andere Gestaltung für die Juden an.

Die neue Constitution von Frankfurt sprach ihnen das Bürgerrecht ab, das sie für schwere Summen vom Primas erkaufen mußten, schloß sie von jedem öffentlichen Amte aus und entsetzte Baruch seiner Polizei-Actuar-Stelle — ohne jeden anderen, als den Grund, daß er ein Jude sei. Das war das schärfste Reitzmittel, welches Baruch gegen die Christen und ihre Verfassungen in Aufruhr brachte.

Er schloß sich enger an die Juden an, verschaffte sich hie und da christlichen Hinterhalt und erwirkte durch Androhung des Verklagens beim Bundestag sich eine lebenslängliche Pension von fl 400 beim Senat.

Völlig unbeschäftigt verwendete er nun 3 volle Jahre zur gründlichen Erlernung der französischen und englischen Sprache und zur intimen Bekanntschaft mit der deutschen Literatur im ganzen Anfange. Als er sich genannten Fächern gewachsen und durch die bedeutendsten Stützpunkte seiner Glaubens-Genossen für ein literarisches Unternehmen hinlänglich gedeckt fühlte — trat er — nach einem vergeblichen Versuche bei Herrn von Otterstedt seine Talente dem preußischen Ministerio zu widmen — mit der Ankündigung der „Wage“ hervor.

Nun wurden die alten christlichen Bekanntschaften von neuem aufgesucht, bestürmt und um Mittheilungen und Aufsätze für die junge Zeitschrift gebeten.

Ich staunte theils über den Inhalt dieser Ankündigung, theils über die Kühnheit des Unternehmens selbst und gab

ihm zu bedenken auf, daß bei der gegenwärtigen Fluth von Zeitblättern der glückliche Erfolg einer neuen höchst ungewiß und schwankend sei — Ruf und ein Name und besonders gehaltreicher und unerschöpflicher Stoff dabei vorausgesetzt werde — ob er sich dies Alles zutraue?

Er sei durch Subscribenten gedeckt und wolle das Werk beginnen, war die Antwort und das erste Heft der „Wage" trat in die Welt — wir wissen mit welchem Glück! Boerne bot nun Alles auf, seinen Äußerungen und Urtheilen Nachdruck zu verschaffen: Er vermied öffentliche Plätze zu besuchen und bemühte sich der Welt glauben zu machen, daß er ein exemplarisches Leben führe. Die Doktoren Reuß, Stiefel und Goldschmitt (Juden) und die reichen jüdischen Häuser Schnaper, Sichel und Herz machten von nun an seine engeren Cirkel aus, während ihm ein „Wage"-Heft nach dem anderen literarischen und christl. geselligen Umgang erwarb, aber sein ängstliches, nichts bedeutendes, oder keckes Wesen (wo er heimisch zu sein glaubt) lösten den letzten bald wieder auf, so daß er jetzt ausschließend in der Frau Wahl und ihren Umgebungen lebt: die ausgezeichnetsten Männer und Frauen hielten es nicht unter ihrer Würde, ihm ihre persönliche oder schriftliche Aufwartung zu machen, z. B. Geh. Rath Willemer, Pfarrer Kischner, Frau v. Scheibler ꝛc. ꝛc.

Doch das hiesige Lesekabinet würdigt ihn der Aufnahme nicht, weil er ein Jude ist.

Sein Christenhaß stieg fürchterlich und nur aus Verachtung gegen dieselben und um einst desto bitterer sagen zu können, daß er kein Jude sei, ließ er sich taufen; ich kenne einen Theil der Correspondenz Boerne's mit dem Pfarrer Bertuch, der ihn taufte, deren Entdeckung Boerne'n um die Erbschaft und Credit bei seinen Ältern bringen und ihm die Verachtung der gesammten Judenschaft zuziehen würde.

Boerne mißbrauchte nun das Zutrauen des Publikums zur Verspritzung seines Geifers gegen alles, was Frankfurt betrifft, um es, besonders auswärts lächerlich und verächtlich zu machen — was ihm bereits gelungen ist.

Überhaupt will er auf Verbesserung des Zustandes der Juden (besonders in Frankfurt) dringen und darum greift er die meisten Verhältnisse der Christen, religiöse, moralische, bürgerliche und staatsrechtliche feindlich an: darum sind ihm die Franzosen befreundeter als die Deutschen und die neuen Rockenheimer Bürger ehrenwerther, als die Frankfurter Senatoren.

Die Ästhetik gibt seinen Ideen nur das Gewand, was darunter steckt ist Politik. Es ist bekannt, daß der Senat vom Fürsten Taxis die Huldigung ertrotzen will und deswegen noch mit ihm im Streite ist. Um ihm zu schaden, wollte man die Postzeitung, als kein eigentlich städtisches Institut, drucken, und ertheilte dem Buchhändler Sauerländer das Privilegium das hiesige Ristretto zu einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt in Verbindung mit einem Amtsblatte und wöchentlicher Intelligenz, zu erheben. Diese glaubten in Boerne das Organ derselben gefunden zu haben. Ich rieth Boerne ab. Ehemals selbst Redakteur einer hiesigen kaum halbpolitischen Wochenschrift waren mir die Censurklippen nur zu sehr bekannt, an welchen hier der Schriftsteller nothwendig scheitern muß: dennoch schloß er ab, „erwidernd", man müsse Alles versuchen, um Alles kennen zu lernen.

Wie ganz anders urtheilte er nach 6 Monaten? Ich habe ihm nur zu wahr profezeit. Wir kennen die Gründe, die ihn veranlaßten die Redaction nieder zu legen: seit dem 1. Juli ist er Herausgeber der „Zeitschwingen" von welchen Willmanns Verleger, Gebrüder Rops in Offenbach Drucker sind — sie stehen nicht unter Censur und fahren fort, wie sie anfingen. Dr. Boerne liefert Aufsätze zu dem literarischen Kotzebueschen Wochenblatte, ins Oppositions Blatt unter art. Erfurt zum Correspondenten, den rheinischen Blättern und in die Mainzer Zeitung. Boerne's Schritte werden für die Folge beobachtet werden.

Bericht

über die

zwanzigste Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Von Emil Reich.

Wie stets durch die Tageszeitungen und durch die Vortragsprogramme vorausangekündigt, wurde die zwanzigste Jahresversammlung Donnerstag den 28. Oktober 1909 um 4 Uhr im Stadtratssitzungssaale des neuen Rathauses abgehalten.

Obmann Markgraf Alexander Pallavicini eröffnete die Versammlung und gedachte in ehrenden Worten der verblichenen Mitglieder Dr. Wilhelm v. Mauthner, der unseren Gründungsaufruf mitunterzeichnete und über dessen Anregung die Gedenktafel mit Grillparzers Gedicht „Abschied von Gastein" in der Wandelhalle des Kurhauses zu Gastein errichtet wurde, und Exzellenz Marie v. Engel, einer Dame von hoher literarischer Bildung; die Versammlung erhob sich zum Zeichen der Teilnahme von den Sitzen.

Es folgte der Rechenschaftsbericht des Schriftführers Universitätsprofessors Dr. Emil Reich:

Geehrte Versammlung!

Es sind heute nachmittag auf die Stunde genau zwanzig Jahre dahingegangen, seit im Gespräch zwischen dem Wiener Philosophieprofessor Hofrat Robert Zimmermann und seinem Schüler, dem Berichterstattenden, die Gründung der Grillparzer-Gesellschaft zum erstenmal erwogen und von dem Jüngeren sofort in die Tat umgesetzt wurde. Ein Komitee wurde gebildet und zu Weihnachten der Gründungsaufruf veröffentlicht, unter dem 64 klangvolle Namen standen, von welchen die Mehrzahl heute leider nicht mehr unter den Lebenden weilt. Am 21. Jänner 1890 wurde in diesem Hause die konstituierende Versammlung abgehalten; von den 20 damals in den Vorstand entsendeten Männern hat seither der Tod die Hälfte abberufen, von den zehn Überlebenden aber ist kein einziger unserer Sache untreu geworden, alle blieben durch diese zwei Jahrzehnte im Ausschuß

vereint, gewiß ein gutes Zeugnis für den einträchtig kollegialen Geist der Beratungen. Gleich im ersten Jahre ihres Bestandes hatte die neue Vereinigung ihre Feuerprobe zu bestehen: die würdige Vorbereitung und Durchführung der Hundertjahrfeier der Geburt Franz Grillparzers. Sie glückte in überraschender Weise und Gelingen begleitete seither fast alle unsere Unternehmungen. Die Grillparzer-Gesellschaft hat ihr gutes Existenzrecht an der Seite der Goethe- wie der deutschen Shakespeare-Gesellschaft erwiesen und darf in unserem engeren Vaterlande Österreich wohl den ersten Platz als älteste und größte der Wiener literarischen Vereinigungen beanspruchen; daß sie ihn auch in Zukunft behaupte, soll unser ernstes Bemühen sein. Nicht alle Blütenträume reiften; auf zwanzig Jahre emsiger Arbeit zurückblickend, dürfen wir ohne jede Überhebung doch annehmen, einiges Ersprießliche geleistet zu haben.

In der gewohnten schlichten Form sei hier kurz berichtet, was das letzte Jahr uns an Ergebnissen bescherte. Ein bewährter Grillparzer-Kenner, seit der Gründung Mitglied unseres Vorstandes, Geheimrat Johannes Volkelt, Professor an der Universität Leipzig, eröffnete am 23. Oktober 1908, über „Die Psychologie der Liebe in Grillparzers Dramen" sprechend, die Reihe unserer Vorträge; das Jahrbuch wird diese bemerkenswerte Rede enthalten. Am 2. November stellte Josef Kainz uns seine hohe Kunst zur Verfügung; im großen Musikvereinssaale las er vor 2000 eifrigen Zuhörern das „Esther"-Fragment, dessen 1887 veröffentlichte Fortführung bis zum Beginn des dritten Aktes dabei zum erstenmal rezitiert wurde, dann die „Hannibal"-Szene und eine Auswahl von Gedichten, bei welcher die das Haus Habsburg betreffenden im Vordergrunde standen, und schloß (zur Kaiser-Jubiläumsfeier) mit der hinreißenden Wiedergabe der von Grillparzer umgedichteten Volkshymne. Am 11. Dezember las (für den erkrankten Rudolf Hans Bartsch eintretend) Ludwig Martinelli mit alter Meisterschaft Gedichte und Geschichten von Anzengruber und Rosegger. Am 15. Januar 1909 besprach Privatdozent Dr. Stephan Hock sehr anregend den „innern Werdegang der Dramen Grillparzers". Am 12. Februar rezitierte Hofschauspieler Georg Reimers mit markiger Kraft „Tiroler Helden" von Albrecht Grafen Wickenburg, sowie andere ernste und heitere Gedichte des 70jährigen Jubilars; darauf weckte er die „Lieder eines österreichischen Wehrmanns" von H. v. Collin nach 100 Jahren zu neuem Leben. Am 12. März bereitete Hofschauspielerin Stella Hohenfels (Baronin Berger) uns einen seltenen Genuß durch die

Vorlesung der Erzählung „Bergkristall“ von Adalbert Stifter, der „Ex'lenz Graf Moor“ von Gräfin Christiane Thun-Salm, mehrerer Gedichte von Grillparzer und von Alfred v. Berger und durch stürmisch bejubelte Zugaben. So hatten auch die Freitag-Abende im Architektenvereinssaale vollen Erfolg und unsere Mitglieder zollten den Darbietungen dieses Winters besondere Anerkennung.

Ihnen heute, wie geplant war, gleich zwei Bände (19 und 20) unseres Jahrbuches auf einmal vorzulegen, hat sich leider infolge technischer Schwierigkeiten als undurchführbar erwiesen. Ein weitschichtiger, viel interessante Beziehungen umspannender Stoff soll nach Polizeiberichten aus den Jahren 1835—1847 über reichsdeutsche und deutschösterreichische Schriftsteller von dem erprobten Kenner des Vormärz, unserem Jahrbuch-Redakteur Karl Glossy, vorgeführt werden.

Unsere Mitgliederziffer ist erheblich gestiegen, was wir für Wien eher bedauern müßten, da Raumrücksichten hier die Neuaufnahme hemmen, während außerhalb Wien jeder Zuwachs mit Freude zu begrüßen und in hohem Maße wünschenswert bleibt. Der Stand betrug (1908) 732, davon 620 in Wien, 112 außerhalb, 61 sind Körperschaften (Mittelschulen, Seminare, Bibliotheken). Die Kainz-Vorlesung hat unser Vermögen abermals sehr erhöht, es beläuft sich jetzt nach Abzug aller Lasten auf 20.750 K und wird also auch dann noch über 20.000 K bleiben, wenn wir im Januar 1910 eine neuerliche Verteilung von Grillparzers Werken vornehmen, wie wir dies im Vorjahre zum Regierungsjubiläum taten, wobei 60 Büchereien, 30 in und 30 außerhalb Wien, die fünfbändige, alle Dramen und das Wesentliche der sonstigen Schriften umfassende Ausgabe des bibliographischen Instituts erhielten. Der Kainz-Abend hatte 2584·45 K Reinertrag ergeben. Aber auch die normale Gebarung lieferte 433 K Überschuß, weil eben dabei ein Vortragsabend als kostenlos ebenso abzurechnen ist wie die Ausgaben für Bücherspenden. Im ganzen haben wir bisher 240 Büchereien mit Grillparzers Werken beteilt und zur Feier unseres 20jährigen Bestandes wollen wir diese Ziffer auf 300 erhöhen.

Auch sonst unterstützen wir mindestens moralisch alle Bemühungen, Grillparzer und das deutschösterreichische Schrifttum überhaupt immer volkstümlicher werden zu lassen. Wir vernachlässigen die Fühlung mit den Volksbildungsbestrebungen nicht. Wir erinnern die Theater an bestimmte Gedenktage, so in diesem Monat an die 75 Jahr-Feier der Erstaufführung von „Traum ein Leben“, die denn auch im Deutschen Volks-

theater hier, sowie im Berliner Theater begangen wurde. Eine Woche vorher hatte „Weh dem, der lügt“ im Deutschen Volkstheater herrlichste Jugendkraft bewiesen. Das Burgtheater zu erinnern, wäre unnütz gewesen, denn die in Aussicht gestellte Neueinstudierung des „Traum ein Leben“ war bisher nicht erfolgt. Seit der Neuinszenierung von „König Ottokars Glück und Ende“, seit einem vollen Jahre also, ist dort kein Schritt weiter zu der so nötigen Vervollständigung des Grillparzer-Repertoires getan worden, und doch bewiesen die Aufführungsziffern und die Kassenergebnisse des „Ottokar“, wie dankbar Wien dafür wäre. Sechs von dreizehn Dramen Grillparzers, das ist viel zu wenig für unser Hoftheater, das die erste deutsche Bühne heißt, und als erste österreichische Bühne besondere Verpflichtungen gegen Grillparzer zu erfüllen berufen ist. Das Münchener Hoftheater hingegen brachte am 15. Januar den „Bruderzwist in Habsburg“, der bis dahin nur in Breslau, kurz nach dem Tode des Dichters, sonst aber noch nirgends im Deutschen Reiche gespielt worden war, zur Erstaufführung. Auf Einladung der Generalintendanz der Münchener Hoftheater wohnte eine Abordnung unseres Ausschusses der Vorstellung bei. Bald darauf (25. September) folgte dort eine Neueinstudierung der „Jüdin von Toledo“. Beachtenswert erscheinen wohl die hohen Aufführungszahlen mehrerer Werke Grillparzers im neuen Freilichttheater Hertenstein am Vierwaldstätter See. Im Hamburger „Deutschen Schauspielhaus“ hat Baron Berger große Erfolge mit vielen Dramen Grillparzers. Möchte auch das führende Theater, dessen Hausdichter Grillparzer einst war, sich aus allzu langem Stilleben aufraffen und dem Poeten geben, was des Poeten ist! Die Möglichkeit, alle Werke Grillparzers in Wien zu sehen, darf jeder Fremde fordern, der etwa einen Winter da verbringt.

Noch in diesem Jahre soll der erste Band der kritischen Gesamtausgabe erscheinen, welche die Stadt Wien an August Sauer übertragen hat, und wir haben bestimmte Aussicht, daß der Forscher in unserem Kreise berichten wird, wie er diese Edition gestalten will, was wir uns Neues von ihr versprechen dürfen, ein Vortrag von streng wissenschaftlichem Charakter, der neben den im Programm verzeichneten populären ermöglicht werden soll. Den ernsten Anteil fachgelehrter Forscher wie geistesverwandter Anhänger für Grillparzer muß diese Ausgabe sicherlich noch erhöhen. Ihn erst zu wecken, ist zum Glück längst nicht mehr nötig. Unbeirrt von kleinlichen Anfechtungen, halten die gebildeten Deutschen überall zu Grillparzer, alle Bühnen von

Rang spielen seine Stücke, das fremdsprachige Ausland schätzt ihn mehr und mehr. Deutschösterreich feiert in Grillparzer seinen literarischen Herold und erfreut sich der reichen Fülle von Talenten, die seither bei uns aufsproßten. Wie durch zwei Jahrzehnte, wollen wir auch weiterhin dieser Fahne folgen!

Schatzmeister Dr. Edmund Weissel legte hierauf folgende, von den Rechnungsrevisoren überprüfte Bilanz per 31. Dezember 1908 vor.

	K	h	K	h
Bestand am 1. Jänner 1908.				
K 15.000 Kronenrente al pari .	15.000	—		
Barsaldo am 1. Jänner 1908 .	4.816	75		
Einnahmen.				
Mitgliederbeiträge für 1906 . . .	6	—		
„ „ 1907 . . .	45	—		
„ „ 1908 . . .	3.714	86		
„ „ 1909 . . .	1.075	97		
Eintrittsgebühren	141	—		
Erträgnis der Kainz-Vorlesung I. .	2.450	71		
„ „ „ „ II. .	2.584	45		
Zinsen vom Kontokorrent der Anglobank . . . K 155·77				
Kuponseingänge . . . K 600·—				
Summe der Zinseneingänge	755	77		
Ausgaben.				
Jahrbuch XVIII			2.777	50
Vortragsabende			1.120	—
Drucksorten			523	20
Gebührenäquivalent			25	88
Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung pro 1907, 1908			100	—
Bücherverteilung			597	60
Allgemeine Spesen			655	20
Bestand am 31. Dezember 1908.				
K 15.000 Kronenrente (im Depot der Anglo-österr. Bank) al pari K 15.000·—				
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . . K 8.447·—				
Fürtrag . . . K 23.447·—				

		K	h	K	h
Übertrag . . . K 23.447·—					
Saldo bei der Postsparkasse . . . . . K 1.294·82					
Saldo bei dem Rechnungsleger . . . . K 49·30				24.791	12
		30.590	51	30.590	51

Der Jahresbeitrag wurde unverändert belassen, die bisherigen Rechnungsrevisoren und Schiedsrichter auf Antrag des Sektionschefs Dr. Max Grafen Wickenburg einhellig wiedergewählt, hierauf die Sitzung vom Obmann geschlossen.





